

*Engelgift  
und  
Zuckerwatte*

Roman  
Peter Meier-Classen



© 2008 Peter Meier-Classen  
Massholderenstrasse 6, CH-8143 Stallikon  
[www.meier-classen.ch](http://www.meier-classen.ch)

*Ich möchte euch erklären o Gott,  
was meine Qual ist,  
aber mich verdammt das Schicksal  
zu weinen und zu schweigen.*

(Arie KV 418, Wolfgang Amadeus Mozart,  
Einlage zu Pasquale Anfossis Oper "Il curioso indiscreto")

Freitag der Dreizehnte. Ein Glückstag, sagen die einen. Ein Unglückstag, sagen die andern.

In einer Villa im Quartier Zürichberg, in Zürichs Nobelquartier, stirbt ein Mann. Er war in seinem Beruf ebenso erfolgreich wie im Verwalten seines Vermögens: ein Unglückstag für ihn. Es ist ein selten schöner Sommertag, der jetzt zur Neige geht, nur die Ozonwerte sind etwas zu hoch. Der Mann war sehr alt und brauchte intensive Pflege – vielleicht war der erlösende Tod für ihn eine glückliche Fügung?

Seine langjährige Haushälterin hatte sich zwei Wochen zuvor mit ihm vermählt. Sein Testament war zugleich sein Hochzeitsgeschenk.

Die Witwe tritt auf die Terrasse des Hauses und beginnt davon zu träumen, dass sie die benachbarte Liegenschaft hinzukaufen und hier ein spirituelles Zentrum einrichten werde, mit Kurshaus und chinesischem Garten, mit Kraftplätzen, astrologischem Planetarium, Meditationsräumen, Orakelweg und Wahrheitsquelle. Die Tochter indessen sitzt noch am Bett des verstorbenen Vaters und denkt darüber nach, wie sie das Haus aufstocken könnte, um sich hier ihr eigenes toxikologisches Forschungslaboratorium einzurichten, mit

grossen Treibhäusern für giftige Pflanzen und im Keller Terrarien für Insekten, Spinnen, Echsen und Schlangen. Sie weiss noch nichts von Vermählung und Testament.

"Engelchen", sagt die Ältere, als die Jüngere auch auf die Terrasse tritt. Über dem Limmattal färbt sich der leicht bewölkte Himmel rot und lässt die florentinische Terrakotta der Terrasse noch röter erscheinen als sonst.

"Ja, Tantchen?"

"Engelchen, ich muss dir etwas sagen."

Dann stellt sie die gesetzlichen Verhältnisse klar. Engelchen fällt aus allen Wolken, auf ihrem schmalen Gesicht jedoch zeigt sich keine Regung, und ihre Stimme ist kühl und unbewegt wie immer.

"Aber Tantchen, das ist doch schon in Ordnung, wenn Papa das so wollte...?", sagt Engelchen zu Tantchen, die Jahrzehnte im Haus gelebt hat, aber nie ihre Tante war und jetzt – richtigerweise – ihre Stiefmutter ist. Nur die Augenspalten haben sich bei der jungen Frau ein klein wenig verengt, vielleicht wegen der Sonne, die ihr geradewegs ins Gesicht scheint und die sonst so helle Haut mit leichtem Rouge überzieht. Nichts bewegt sich. Nur das bis zu den Fussknöcheln reichende Kleid der Witwe aus erdfarbenen, seidenen und übereinander gelegten Stoffen, bläht sich im leichten Lüftchen, das über die Terrasse streift.

Die beiden Frauen stehen sich gegenüber und schauen doch aneinander vorbei. Tantchens Auge ist auf die breiten Fenster gerichtet, hinter denen der soeben Verstorbene auf ein Sofa Louis XV gebettet liegt. Engelchen schaut über die Terrasse hinaus, wo sich zwischen See und Alpen zur Linken und dem Tal der Limmat zur Rechten die Stadt ausbreitet. Wie Riffe erheben sich aus dem Häusermeer die Kuppeln von Universität und ETH, die Türme der beiden Münster und die breiten Dächer der Amtsgebäude, in denen der Arbeitstag an diesem Freitag, dem Dreizehnten, soeben zu Ende geht.

Schon Minuten vorher hat Florian Rühmlein in einem dieser zahllosen Büros in diesen Amtsgebäuden, seinen Schreibtisch ordentlich aufgeräumt. Kugelschreiber, Bleistifte und Brieföffner kommen in die grosse, zylinderförmige Henkeltasse mit den aufgedruckten Spielkarten. Niemals würde Florian Rühmlein Karten spielen, aber das Sujet gibt seinem Arbeitsplatz und damit auch ihm selbst einen verwegenen Akzent. Radiergummis, deren er vier oder

fünf besitzt, Korrekturflüssigkeit und Bostitch kommen links neben die Tasse, zusammen mit Locher, Büroklammern und Spitzer. Alle diese Dinge werden fein säuberlich, eins neben dem andern platziert - nicht, um sie bei Gebrauch rascher zur Hand zu haben, denn es sind ihrer zu wenige, um je den Überblick verlieren zu können. Doch wie nachlässig würde das auf den Vorgesetzten wirken, schritte dieser nach Feierabend noch durch das Büro. Und da heute Freitag ist, und die Behörde über das Wochenende geschlossen bleibt, ist ein guter Eindruck ganz besonders wichtig. Stiesse Florian Rühmlein übers Wochenende etwas zu, man weiss ja nie, und er hinterliesse einen Arbeitsplatz wie eine Junggesellenbude, wie dächten sie dann über ihn - die Kollegen, der Vorgesetzte, der Personalchef und der Neue, der dann seinen Arbeitsplatz übernehmen würde! Übers Wochenende ist das Leben gefährlicher als an jedem Arbeitstag, pflegt Florian gerne zu behaupten und belegt dies auch gleich mit der Tatsache, dass ein Wochenende achtundvierzig Stunden habe, ein Arbeitstag aber nur deren acht. Von solch bescheidener Art wie sein Humor ist auch sein ganzes Wesen: von stiller Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Und dabei doch immer auch ein bisschen ängstlich ob all dem vielen Unerwarteten, das einem im Leben widerfahren kann. In seiner Arbeit ist er sehr zuverlässig und überaus genau, was sich soeben darin zeigt, wie er seinen Computer - und dies an jedem Feierabend - so präzise herunterfahren kann, dass der Bildschirm sich auf die Sekunde genau um fünf Uhr verdunkelt. Das klingt, als würde sich Florian einen Sport daraus machen, doch Florian ist ein durch und durch völlig unsportlicher Mensch, der nicht einmal Turnschuhe sein eigen nennt, der nur braune, auf Hochglanz polierte Lederschuhe hat.

Florian hat es in den landläufig als wichtig erachteten Dingen im Leben noch zu wenig bis nichts gebracht hat. Es fehlt ihm an der treibenden Kraft des Ehrgeizes, an Hartnäckigkeit, und sicher auch an Rücksichtslosigkeit, um wirklich erfolgreich zu sein. Doch was er tut, das tut er zufriedenstellend und überaus gewissenhaft.

Mit einem leisen Ächzen und Röcheln, ja sogar einem leichten ruckartigen Beben, gerade so, als wäre er ein Mensch, gibt Florians Computer seinen Arbeitsgeist auf. Nicht abwegig ist dieser Vergleich mit einem Menschen, denn mit niemandem auf der Welt unterhält sich Florian so häufig und so vertraut wie mit seinem Computer auf der Behörde.

Ja, die Behörde. Mit ihr ist er so quasi verheiratet. Es ist unbedeutend zu wissen, auf was für einer Behörde Florian arbeitet. Behörde ist Behörde. Sie gleichen sich zum Verwechseln, und praktisch alle schliessen sie pünktlich um fünf. Schon bald zwanzig Jahre arbeitet Florian hier, und kaum Nennenswertes hat sich seither in seinem Leben ereignet. Das Kramen in seinen Erinnerungen bringt nichts Gescheiteres zutage, als seine schwere Erkältung anno zweitausendundzwei oder sein Ausrutscher auf Glatteis vor dem Haus im Winter achtundneunzig, als er sich das Bein brach und an seinem ersten Weihnachtskonzert im Singkreis Aussersihl nicht mitsingen konnte. Die schönsten Passagen aus Haydns Nelson-Messe, ganz besonders das 'Et incarnatus', dieser wundervoll langsame Satz, wo die Chorstimmen den Solosopran ablösen und nach dem 'Crucifixus etiam pro nobis' nochmals mit gewaltiger Kraft die Fanfaren aus der Kyrie ertönen – das verpasst zu haben, mopst ihn heute noch. Nichts hat seine Freizeit so geprägt wie die Abende im Singkreis Aussersihl.

Hätte er Opersänger werden wollen? Vielleicht.

Hätte er es werden können? Sicher nicht!

Opersänger sind Strahlemänner. Und wie man Strahlemann wird, das hat er in Sellenbüren nicht gelernt, in diesem kleinen Flecken hinter Zürichs Hausberg, schon fast hinter dem Mond. Die glorreichen Zeiten des Dörfchens, als es noch seinen alten Namen Seldenbüren trug, sind längst Geschichte. Vor tausend Jahren hätte Florian hier geboren werden müssen! Wie Konrad von Seldenbüren, der Märtyrer! Oder wie dessen Vorfahre, Freiherr Reginbert von Seldenbüren, der legendäre Gründer des Klosters St. Blasien! Kein Kirchlein, nicht einmal ein Kappelchen zeugt hier von den ehrwürdigen Zeiten. Von der einst trutzigen Burg auf dem Ofengüpf sind nur ein paar Mäuerchen geblieben. Um Weniges weiter oben jedoch, auf dem Kamm des Uetlibergs, zwischen Fernseh- und Aussichtsturm ist die Welt wieder weit und offen: hier, auf dem 'Top of Zürich' blicken Gäste aus aller Herren Länder hinunter auf Florians kleines Sellenbüren. Man sieht von hier auch sein Schulhaus und das benachbarte Bonstetten, wo er seine Verwaltungslehre machte, ebenfalls im Knonauer Amt, diesem Bezirk, der hier auch Säuliamt genannt wird, was bei den internationalen Gästen auf dem 'Top of Zürich' ein verhaltenes Schmunzeln und allerlei Fantasien auslöst. Gerne wenden sie den Blick dann wieder auf die andere Talseite in die

Stadt hinunter. Auch die Eichbühlstrasse, wo Florian seine Dreizimmerwohnung hat, kann man hier sehen, gleich hinter den hohen, roten Wohntürmen mit den Alterswohnungen in den obersten, schon fast bis zur Himmelspforte reichenden Stockwerken.

Erst wohnte er hinter dem Berg, jetzt wohnt er vor dem Berg. Durch und durch als Stadtmensch sieht Florian sich, obwohl er sich der Stadt kaum bedient. Er besucht selten ein Kino, niemals ein Pub, er kennt von den Theatern nur die Fassaden, speist nur zu Hause und kauft ausnahmslos nur in der Migros ein.

Achtunddreissig ist Florian diesen Sommer geworden. Er lebt allein. Er findet dies weit weniger kompliziert, als in einer Partnerschaft zu leben. Vielleicht ist er auch nur allein, weil er die grosse Liebe noch nicht gefunden hat oder es mit der einst vermeintlich grossen Liebe nicht geklappt hatte. Komplizierte Dinge sind tatsächlich nicht seine Sache, das kann er aus eigener Erfahrung behaupten. Noch nie hat Kompliziertes sein Leben glücklicher gemacht. Es sind die einfachen Dinge, die ihn erfreuen: ein Zitronenfalter auf einer roten Tulpe. Das Lächeln einer Fremden im Tram. Oder ein Sechser im Zahlenlotto. Nein, letzteres definitiv nicht, denn so viel Glück kann kein Mensch haben – jedenfalls nicht ein so aussergewöhnlich durchschnittlicher Mensch, wie Florian Rühmlein einer ist.

Früher hätte man ihn einen Junggesellen genannt, doch das mutet etwas schäbig an, dieses Wort: Geselle, das klingt wie Gesindel, gleichermassen ärmlich, ja schon beinahe verwahrlost. Er ist ein Single, das hört sich besser an, klingt mehr nach Lifestyle, dessen höchstes Gut Freiheit und Unabhängigkeit sind. Florian schätzt diesen Status: ohne Frau und ohne diese konsumintensiven Wesen, mit dem harmlos klingenden Namen Kids. Als Familienmann müsste er auf Ordnung achten und immer rechtzeitig nach Hause kommen, was er jetzt zwar auch tut – aber aus freien Stücken. Er müsste sich Daten merken von Verlobung und Hochzeit, er müsste Geschenke aussuchen für Weihnachten und Geburtstage, er müsste sich Ideen einfallen lassen für Sonntagsausflüge und Ferienreisen, und vor allem müsste er alltäglich über Alltägliches reden, auch wenn er keine Lust dazu hat, und das wäre wohl meistens der Fall. Nach einigen Jahren würde er hören müssen, er sei ein Stubenhocker, ein Eigenbrödler, ein Langweiler. Stimmt ja auch alles, aber das weiss er schon selber und



muss ihm niemand erst sagen. Würde er tatsächlich einmal eine Heiratsannonce aufgeben, was er tatsächlich niemals tun würde, hätte sie folgenden Text: aufgeschlossener, naturliebender Enddreissiger, Nichtraucher und so weiter sucht zwecks gemeinsamen Schweigens und gelegentlichem Liebemachen – ja, das wäre dann eigentlich schon alles.

Zugegeben, er ist etwas gehemmt, ein bisschen verklemmt sogar, aber nicht mehr, als viele andere auch. Eine Spur neurotisch, ein bisschen paranoid, dies alles macht ihn zuverlässig in seinem Beruf und als Mensch auf eine besondere Art liebenswert, umgänglich und widerspruchslös hilfsbereit. Aber nicht alles, was einen Menschen nett und sympathisch macht, ist auch gesund. Florian leidet oft unter seinen Vorzügen. Weniger, wenn er mit sich alleine ist, aber fast immer, wenn er sich der Gesellschaft anderer freuen sollte. Dann beschleicht ihn ein Gefühl, als würde er in kaltem Wasser stehen.

Wie hinter jede Wirkung eine Ursache, steht auch hinter Florians Wesensart eine Geschichte. Einen gibt es, dem er die Schuld an allem anhängen darf: jener Tristan Rühmlein, der in den Achtzigerjahren des vorletzten Jahrhunderts – im gleichen Jahr, in welchem Bruckner das von Florian so geliebte Tedeum komponierte – in die Schweiz übersiedelte und seine Nachkommen dazu verurteilte, den Familiennamen Rühmlein wie Narrenschellen oder eine Leprarätsche mit sich herumzuschleppen. Dieser grundsätzlich nicht unschöne Name wird hierzulande, ja auch von Florian selbst, entsprechend helvetischer Gepflogenheiten "Rüemli" ausgesprochen, was immer wieder ein Übersetzen ins ursprüngliche Rühmlein und dann gar noch ein Buchstabieren erfordert.

"Mit h geschrieben. Ja, genau: Rühmlein mit h, genau wie Ruhm, nur viel kleiner."

Hätte er Huber oder Müller geheissen, er hätte sich zu einem erfolgreichen Manager, Politiker oder Hochschulprofessor entwickeln können, vielleicht sogar zu einem Strahlemann und hätte dann sogar Opernsänger werden können! Aber als Rühmlein, alias Rüemli, lag das ein für allemal nicht drin.

Kein unglücklicher Mensch ist er deswegen. Florian glaubt an das Glück. Er glaubt an Kaminfeger. An Marienkäfer. An vierblättrigen Klee. Das war jetzt eben sehr gefährlich, sie alle im gleichen Atemzug zu nennen, sie verlieren dann ihre ohnehin schon sehr geringe Kraft.

Beim Klee erschöpft sich das Glück bereits darin, ein vierteiliges Blatt gefunden zu haben. Mehr bleibt davon nicht übrig. Auch Marienkäfer taugen als Glücksbringer nicht viel, sie sind viel zu niedlich.

"Rüemli, Rüemli", hatte sein Gymnasiallehrer in der Probezeit mit pädagogischem Wohlwollen zu ihm gesagt, "zu Ruhm wirst du es nie bringen, aber vielleicht hast du ja mal Glück im Leben!"

Das klang wenig ermutigend, doch Florian – schon damals ein Freund positiven Denkens – hat das Beste daraus gemacht: er kehrte den Weg zum Ruhm den Rücken und setzte ganz auf sein Glück. So wartet er nun seit vielen Jahren vergeblich auf jenen seltenen Augenblick, in dem Fortuna ihn endlich wahrnimmt und ihr Füllhorn verschwenderisch über ihn ausschüttet. Selber trägt er natürlich ebenfalls seinen Teil dazu bei: Florian füllt alle Talons der Wettbewerbe und Preisrätsel aus, die in seinem Briefkasten landen und sendet sie ein. Alles Übrige erfolgt automatisch und die Ziehung findet, so steht es jeweils im Kleingedruckten, stets unter notarieller Aufsicht statt: Es geht auch beim Glück mit rechten Dingen zu.

Bei den ersten Preisausschreiben vor vielen Jahren hatte Florian noch ganz auf die unbestechlichen Gesetze der Wahrscheinlichkeit vertraut. Da er aber stets leer ausging, fing er an, die Talons zusätzlich mit einem gemalten Rahmen zu verzieren und die Wettbewerbsantworten, sich einschmeichelnd, kaligrafisch zu verschönern. Es war verlorene Liebesmüh! So begann sein Vertrauen zu schwinden, und sein Hoffen wich einer fordernden Haltung. Die Schrift, mit der er die Lösungen auf die Talons schrieb, zeigten dicke Ausrufepfropfen, zwei, drei hintereinander, und das Einwerfen in den Briefkasten war vergleichbar mit dem Abschicken einer Kriegserklärung. Das Glück liess sich nicht bezirzen, nicht bestechen und nicht erzwingen. Seine Teilnahme bei Preisausschreiben verkümmerte schliesslich zu Gewohnheit und Routine, so dass sich Florian schon seit Jahren nicht mehr um die Ergebnisse einer Verlosung kümmert und zu keinem Zeitpunkt mehr weiss, welche laufenden Chancen gerade offen stehen.

Heute aber ist Freitag, und es ist der Dreizehnte. Mit wehendem Haar und keckem Hütchen rollt, ihr Füllhorn mit sich

schleppend, die Göttin Fortuna – nicht auf ihrer Kugel, aber mit ihrem Moped und im hochsommerlich luftigen Postbotinnenendress – durch Zürichs Stadtkreis vier und verteilt ihre eingeschriebenen Briefe: Glücks- und Unglückspost, Wohnungskündigungen, Gerichtsvorladungen, Testamentseröffnungen, Lottogewinne und – an der Eichbühlstrasse – auch ein Kuvert für Florian Rühmlein. Da dieser zurzeit noch auf der Behörde am Ordner ordnen und überhaupt am arbeiten ist, anerbietet sich seine Nachbarin, Frau Schmid, mit grösstem Vergnügen den Brief entgegenzunehmen. Gegen Unterschrift, versteht sich, aber selbst mit Unterschrift wäre das eigentlich nicht gestattet. Üblich aber ist es trotzdem, denn hier wohnen die Menschen so nah aufeinander, dass jeder jeden kennt, auch wenn er nichts von ihm weiss, und es deshalb nichts ausmacht, wenn die Post mitunter vom Nachbar entgegengenommen wird.

Als Florian mit regelmässiger Pünktlichkeit von der Behörde nach Hause kommt, winkt ihm Frau Schmid schon im Treppenhaus mit dem Kuvert.

"Eingeschrieben", sagt Frau Schmid, "ich dachte..."

"Ist prima", sagt Florian und dankt für ihre Freundlichkeit. Lieber zwar wäre er fünfmal selber zur Post gelaufen, als sich in die ungeheure Abhängigkeit zu schicken, seine Post aus ihren Händen empfangen zu müssen, denn sein Verhältnis zu Frau Schmid ist kein neutrales. Sie ist ein Dutzend Jahre älter als Florian, und von einer so überflutenden Ausstrahlung, dass es Florian immer wieder den Atem verschlägt, wenn er nach Hause kommt und sie, noch ehe er in seinen vier Wänden verschwinden kann, ihre Wohnungstüre gleich gegenüber der seinen öffnet und nichts anderes tut, als ihn nur mit scheinbarem Erstaunen anschaut und etwa sagt:

"Ach, Sie sind es!" Und meistens trägt sie, wie jetzt, eine Wachstuchschürze mit grossen, roten Blumen vorne drauf.

Oder sie sagt: "Oh, Verzeihung!"

Oder bloss: "Ich wollte nur..."

Oder – schlimmer als alles andere – einfach: "Oh!"

Würde das täglich so sein, Florian hätte sich daran gewöhnen können. Aber dieses Überraschende, Unberechenbare, zwei Wochen lang nichts, dann plötzlich dreimal hintereinander und immerzu so völlig unberechenbar! Dies macht für Florian jedes Heimkommen zur bangenden Erwartung. Nur ist inzwischen nicht mehr klar, ob dieses

Bangen Frau Schmid's Erscheinen oder ihrem Fernbleiben gilt. Tut sich nämlich einmal nichts, ging Florian schon öfter mal absichtlich nochmals zum Briefkasten hinunter, dann die Treppen wieder hoch, wieder hinunter, wieder hoch: nichts zu machen! In solchen Momenten überfällt ihn eine Unruhe, die er sonst nicht kennt. Ist er verliebt? Das kann man so nicht sagen. Es ist nicht eine Sache des Herzens, das Problem liegt wahrscheinlich tiefer.

Nun also dieser Brief, ein eingeschriebener. Da spürt mancher schon vor dem Öffnen ein Zittern in den Knien. Bei Florian kann es nicht so weit kommen, denn Frau Schmid sagt auch gleich: "Ich gratuliere Ihnen, Sie unendlicher Glückspilz!"

Auf dem Kuvert steht, in schönen Lettern: Gute Reise dem glücklichen Gewinner!

Unvermeidlich ist es jetzt, den Brief in Frau Schmid's Gegenwart zu öffnen. Nie würde sie es ihm verzeihen, zöge er sich jetzt in seine Wohnung zurück und würde nur ganz für sich allein das zugeklebte Geheimnis lüften. Also öffnet er sorgfältig das Kuvert, so sorgfältig, dass Frau Schmid vor Ungeduld beinahe platzt. Wie hatte sie gesagt? 'Sie unendlicher Glückspilz?' Ja, genau so hatte sie sich ausgedrückt!

"Sehr geehrter Herr Florian Rühmlein", steht da über dem Brief, "herzlichen Dank für Ihr Mitmachen – ta-ti-ta-ta – von den vielen Teilnehmern und Teilnehmerinnen – ta-ti-ta-ta – die richtige Lösung – ta-ti-ta-ta – und freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, das Sie den ersten Preis – ta-ti-ta-ta – eine Flugreise für zwei Personen – " Florian muss das gleich nochmals lesen: zwei Personen! Zwei! Das wäre schon mal ein kleines Problem, das die Freude nicht ganz ungetrübt lässt. Dann weiter: " – nach Guatemala, in die geheimnisvolle und versunkene Kultur der Maya – ta-ti-ta-ta – " Unterzeichnet: der Direktor.

Jetzt will Frau Schmid natürlich wissen, was das für ein Wettbewerb gewesen sei. Für die Einführung einer neuen Kaffeesorte mit dem Namen 'Cobán'?

"Das hatte ich doch auch im Briefkasten gehabt!" sagt sie, "zu dumm, dass ich nicht selber mitgemacht habe!"

Mit eigenen Augen will sie lesen und hält den Brief an einer Ecke fest: Eine Flugreise nach Guatemala, eine Traumreise in die geheimnisvolle und versunkene Kultur der Maya und ins Zentrum

erstklassiger traditioneller Kaffeeproduktion im subtropischen Cobán auf 1300 Metern Höhe!

Drei Wochen für zwei Personen in einer akademischen Reisegruppe mit allem Komfort und professioneller Reiseleitung. Drei Wochen, das ist herrlich. Zwei Personen, das ist problematisch. Akademische Reisegruppe, das klingt anstrengend.

"Wen, Herr Rüemli, werden Sie mitnehmen?", fragt Frau Schmid. Ist ja klar, dass sie das fragt, nicht weil sie selber mitfliegen möchte, aber weil es sie wundert, ob Florian, der nie Damenbesuch hat, vielleicht doch noch irgendwo eine Liebschaft in petto hat?

Florian zuckt mit den Schultern, sagt, "Na, na, na..." und lächelt unbestimmt. Dann geht er in seine Wohnung und kann sich noch nicht richtig freuen. Das kommt erstens allzu überraschend und zweitens ist heute Freitag und der Dreizehnte, was schliesslich auch ein unglückliches Omen sein könnte.

Mitnehmen würde er niemanden wollen, das ist für ihn gewiss. Ein Hotelzimmer teilen und das für ganze drei Wochen – nicht auszudenken! Natürlich hat auch Florian seine Sehnsüchte, träumt von Geliebten, aber von fernen Geliebten – je ferner, desto inniger, wie in den Beethoven-Liedern mit Fischer-Dieskau, die er sich zum Geburtstag geschenkt hat: 'Weit bin ich von dir geschieden, trennend liegen Berg und Tal zwischen uns und unserm Frieden, unserm Glück und unsrer Qual.'

Einmal nur in seinem Leben hat Florian die Liebe Auge in Auge gewagt. Schon eine Ewigkeit liegt das zurück. Nicht mehr Kind und noch nicht erwachsen war er. Das Gesicht voller Pickel. Wie seither niemals wieder brachte jene erste Leidenschaft sein Herz in Aufruhr. Er war fünfzehn und in der Probezeit am Gymnasium. Vielleicht war es wirklich die unwiederbringlich grosse Liebe seines Lebens. Jedenfalls ist bis heute keine grössere gefolgt. Ausser den Erinnerungen ist nicht viel geblieben: ein ausgestopfter Gimpel. Er steht in seinem Wohnzimmer, auf der Kommode, zwischen den Orchideen. Und in seinem Schrank, im dritten Zimmer, in einer Schachtel, liegt noch der Brief, den sie ihm in der Schule in die Hand gedrückt hatte – mehrmals bis zur Grösse eines Zündholzbriefchens zusammengefaltet. Eigentlich ist es kein Brief, sondern ein Märchen, das sie selbst geschrieben hatte. Sogar zu einem Kuss war es zwischen

den beiden gekommen, aber fliehend schnell, wie ein Engelchen mit Flügeln ist dieser Kuss hoch in den Himmel hinauf geflattert und für alle Zeiten entflohen. Es war sein erster und einziger Kuss überhaupt. Hätte er dies damals gewusst, er hätte ihn mit beiden Händen ergriffen und ihn zu dem klein gefalteten Papier in den Kasten gelegt, um ihn bei Bedarf immer wieder hervorholen zu können.

Sie hiess Laelia und war in Florians Augen noch schöner und geheimnisvoller als ihr Name. Dieses scheinbar Geheimnisvolle war es wohl, das unendlich Platz bot für seine Phantasien, die mit der Wirklichkeit wenig bis nichts gemeinsam hatten. Hätte Florian sie beschreiben müssen, er hätte, den fahlen Glanz ihrer Haut mit Porzellan verglichen und ihr strohsteifes, straff zurückgebundenes Haar flachsfarben genannt. Er hatte damals eben begonnen Hesse zu lesen, während er vorher höchstens nur Comics aber immerhin auch Gullivers Reisen las. Er begann, die Schönheiten der Sprache zu entdecken, schrieb selber erste Zeilen und begann, sich vorsichtig herantastend, für Wissenschaften, Kunst und Literatur zu interessieren, für dieses Neue und Unbekannte, diese riesigen weissen Flecken in seiner Welt, die darauf warteten, entdeckt und erforscht zu werden wie Lilliput und Brobdingnag, Laputa oder das Land der Houyhnhnms. Nichts und niemand aber hätte für ihn das Fremde, Ferne und Unerreichbare begehrenswerter machen können, als eben Laelia Hanselmann. Die Liebe, als wäre sie der graue Star, hatte seine Augen getrübt. Auch wenn sie ihn zerbrechlich dünkte wie Porzellan: sie war hart wie Bakelit. Ihr Herz war keine erquickende Quelle, es war schroffes Eis. Ihr Gesicht war bleich, in weissen Marmor gehauen, mit Augen, die leblos wie Perlmutter schimmerten. Florian glaubte, in ihnen sein ganzes Lebensglück zu erkennen, und manche Nachmittage gingen drauf, wenn er – nicht, wie zu Hause vorgegeben – büffelnd bei seinem Schulkollegen Ewald war, sondern mit der Tram zum Zürichberg fuhr und um die Villa der Hanselmanns schlich, hoffend, einen Blick, einen einzigen Blick nur, auf seine Angebetete zu erhaschen. Das gelang nur sehr selten, doch war ihm das gerade recht. Ihr tatsächlich begegnen wollte er nicht, denn er hätte, so glaubte er, vor Glück und Angst geradewegs in Ohnmacht fallen müssen.

Er überlebte es dann trotzdem, als Laelia sich von hinten an ihn heranpirschte und ihm ihren Zeigefinger in den Rücken bohrte.

"Was hast denn du hier verloren?", fragte sie. Florian wollte sich mit ein paar Ausreden davon machen, stand dann aber plötzlich, wie ferngesteuert – solches kommt vor – in dem grossen Haus. Nur schon die Eingangshalle war überwältigend, machte ihn glauben, er stünde – wie Tamino in der Schüleraufführung der Zauberflöte eine Woche zuvor – in einer Tempelhalle, hier aber mit verschwitztem Hemd und zerknitterten Hosen. Darum vielleicht doch eher ein Papageno, so stand er auf den schwarzen glänzenden Fliesen, wie ein tapsiger Vogel, mit einem Schloss am Schnabel, auf dieser Märchenbühne. Die Decke war von matter, sehr heller Goldfarbe, die von der Wand her mit vielen Spots beleuchtet wurde. In dem Raum war nichts weiter, als nur ein fast mannsgrosser indischer Gott, tanzend in einem Feuerkranz und wohl auch noch anderes, das längst durch Florians Gedächtnislücken gefallen ist.

"Komm rauf", rief ihm Laelia unter der Treppe zu, aber Florian blieb mit offenem Schnabel vor der Statue stehen. "Ein tanzender Shiva", sagte Laelia. "Er ist tausend Jahre alt."

"Tausend Jahre?" staunte Florian, statt dass er gelassen fragte: "Könnt Ihr euch keinen neuen leisten?" So macht er sich nur dumm und schwach und genau so ging es weiter:

"Und der hier", Laelia kam heran und tätschelte mit der Hand auf die plumpe Kreatur, die sich unter Shivas rechtem Fuss hilflos jämmerlich wand, "weißt du, wie der Kerl hier heisst?"

"Ich weiss es nicht", gestand Florian, klaubt seine Worte mühsam zusammen, statt dass er grosskotzig behauptete, das sei der Mathe-Lehrer Aepli oder sonst etwas Cooles.

"Das ist Apasmara, der Dämon der Dummheit", trumpfte Laelia auf und fügte, völlig überflüssigerweise bei: "Wer ihn nicht kennt, weiss weniger als nichts."

Florian schwieg und duldete und dachte: sie ist so schön, sie darf sich das erlauben. Unrecht hat sie ja nicht, denn wiewohl Florians Zeugnisnoten in der Sekundarschule immer zu den besten gehörten, sichere Krücken waren, auf denen sich sein Selbstwert abstützen konnte, begann am Gymnasium die Umkehrung aller Werte. Er brachte im Unterricht kaum mehr ein Wort heraus, verhaspelte sich, sagte das Gegenteil von dem, was er dachte und machte, indem er sich beschimpfte, alles noch schlimmer.

"Du hast mich ausspionieren wollen, gib es zu!"

"Nein, ehrlich, ich war zufällig hier."

"Und gestern war's auch nur Zufall? Gib zu, dass du lügst."

"Eine Notlüge. Tut mir leid."

"Muss dir nicht Leid tun. Lügen ist wichtig. Wer nie lügt, ist nicht ehrlich. Das ist meine Meinung. Wie denkst du darüber?"

"Ich weiss nicht..." sagte Florian zögernd. Er musste darauf Acht geben, was er sagte. Sie spielte Katz und Maus mit ihm.

Laelia hatte sich wieder auf die unterste Treppenstufe gesetzt und schaute ihn herausfordernd an: "Versuch mal Wahrheit zu definieren. Du kannst sie durch ihr Gegenteil definieren: wahr ist, was nicht gelogen ist!" Sie lachte. Heiser klang ihr Lachen. Sie liebte es, gescheite Gespräche zu führen. Da war sie ganz anders als Florian, der nie auf die Idee gekommen wäre, sich freiwillig mit philosophischen Fragen auseinanderzusetzen. Erst im Gymnasium war er vorübergehend auf den Geschmack gekommen und beneidete alle, die über jeden Hafenkäse hochgeistige Gedanken formulieren konnten. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie das anstellten und versuchte vergeblich, es ihnen nachzutun. Aber nur deshalb, um Laelia imponieren zu wollen. Er hatte wohl einfach zu wenig Grütze im Schädel. Sicher hatte Laelia recht mit ihrer Meinung, dass er einst wie dieser traurige Tropf elendiglich unter des Natarajas Füßen enden werde. Genau wie dieser kam er sich vor: ein jämmerlicher Dummkopf, auf dessen Rücken Laelia ihre Klugheit tanzen liess. Sie war widerlich zu Florian. Ein richtiges Ekel war sie. Aber er liebte sie. So muss es wohl jenen freunden Prinzen im Märchen ergangen sein, die den verfänglichen Fragen der Königstochter nicht standhalten konnten und ihre Dummheit mit ihrem Kopf bezahlten.

Da sass sie nun also, die Königstochter, auf der Treppenstufe, blickte ihn mit leeren Augen und spöttischem Lächeln an und freute sich darob, dass er sich hoffnungslos im Irrgarten ihrer Gedanken verlaufen hatte. Sie dachte daran, später Philosophie zu studieren. Oder vielleicht auch Medizin, wie ihr Vater. Er hatte eine Privatklinik für Plastische Chirurgie. Vielleicht würde sie auch beides studieren. Erst das eine, dann das andere. aber das hatte noch Zeit, sie war ja erst fünfzehn. Die Mutter hatte als Model gearbeitet, bis sie den Vater heiratete. Oder heiratete er sie? Eine absurde Fragestellung – genau, wie Laelia sie liebte. Das wäre ein Streitgespräch für sich. Die Mutter war eine schöne Frau und drei Jahrzehnte jünger als ihr Mann. Laelia



wusste, dass sie niemals so schön werden würde wie ihre Mutter. Dafür viel gescheiter, das war ihr wichtiger. Sie fand es völlig unsinnig, auf Schönheit zu bauen, da diese mit den Jahren immer mehr abnimmt, das Wissen aber grösser wird. Und dann war da noch eine seltsame Geschichte mit ihrer Mutter, von der niemand weiss, was wirklich geschah: Weil Make-up allein ihre Fältchen nicht zum Verschwinden brachte, wollte sie, dass der Vater das chirurgisch machte, aber offensichtlich hatte das nicht so geklappt, wie es sollte.

"Komm mit", sagte Laelia zu Florian, sprang hoch und stieg die breite Treppe hinauf. Florian folgte ihr und betrachtete die indischen Zeichnungen an der Wand. In der Mitte der Treppe wurde er von Laelia erwartet. "Die Bilder sind aus dem Kamasutra", sagte sie. "Kennst du das Kamasutra?"

"Woher sollte ich!"

"Du weißt aber auch gar nichts", spottete Laelia.

Florian warf einen flüchtigen Blick auf die alles andere als jugendfreien indischen Zeichnungen und ging dann, irritiert und kommentarlos, an Laelia vorbei, weiter die Treppe hoch. Ein Bewegungsmelder machte automatisch Licht im oberen Stockwerk und erhellte einen grossen, fensterlosen Vorraum mit Türen auf alle Seiten. Fast erschlagend wirkte auf Florian die sicher zwei Meter hohe Holztafel mit dem Gemälde einer schrecklichen indischen Gottheit mit vier Armen und Händen, in denen sie Waffen, Flammen und sogar einen abgeschlagenen Menschenkopf trug. Und wie der Nataraja im Erdgeschoss trampelte auch diese grauenvolle, in grellen Farben gemalte Gestalt auf einem bedauernswerten Wesen herum.

"Ihr habt aber Bilder...!" staunte Florian.

"Ja, dieses sieht ein bisschen schrecklich aus", sagte Laelia.

"Das ist Kali, eine indische Göttin. Sie mordet und trinkt das Blut ihrer Feinde. Hier tanzt sie auf dem Gott Shiva, das ist ihr Mann."

"Der von unten?"

"Du hast es erfasst."

"Und warum trampelt sie auf ihm herum?"

"Sie wusste nicht, dass es Shiva ist. Er hat sich hingelegt und nur so getan, als wäre er tot. Erst jetzt merkt sie es, siehst du: sie reisst die Augen auf und streckt vor Schreck die Zunge heraus." Laelia tut dasselbe, verdreht ihre Augen und streckt selber ihre Zunge weit heraus, dass Florian rasch seinen Blick von ihr abwendet. Ihre

Grimasse zerstört brutal das für ihn so schöne, ebenmässige und zarte Gesicht. In Gedanken fleht er sie an, nie wieder so dreinzuschauen.

"Euer Haus ist wie ein Museum", sagte er. "Ist ausser dir niemand hier?"

"Nur du und ich – und die Katze. Und – meine Mutter ist auch da. Warum willst du das wissen?"

"Einfach so." Florian zuckte mit den Schultern. Und wieder kam er sich so völlig daneben vor. Er fragte etwas ohne zu wissen warum. Er tat Dinge, ohne zu wissen wozu. Er lebte so tierisch dumm und dämlich in den Tag hinein und brauchte sein Hirn nur zum Lösen von Hausaufgaben oder für den Postautofahrplan. Aber nie, um über sein eigenes Tun oder über das Leben oder über Zukunft und Vergangenheit nachzudenken, nie um sich auch nur einen Zentimeter über seine Nasenspitze hinaus Gedanken zu machen!

Und dann fragte er: "Wo ist deine Mutter?"

"In ihrem Zimmer." Laelia schaute plötzlich sehr bekümmert und irgendwie hilflos drein. So hatte er sie noch nie gesehen. Er fragte nicht weiter nach, und wahrscheinlich würde sie ihm auch keine Antwort darauf geben haben. Wie hätte sie auch das Unsagbare mitteilen können!

Laelias Zimmer barg keine so grossen Überraschungen, wie Florian nach den bisherigen Eindrücken des Hauses erwartet hätte. Nüchtern und zweckmässig war das Zimmer eingerichtet. Ein Bett stand da, ein Pult mit Computer, ein Kleiderkasten und hellhölzerne Gestelle mit erstaunlich zahlreichen Büchern und ein paar ausgestopften Tieren, für die sich Florian als erstes interessierte: Eine Eule mit etwas gar grossen Augen, ein kleiner Vogel und ein armlanger Alligator, dessen Schwanzspitze leicht geknickt und ingerissen war.

"Möchtest du den Gimpel? Du kannst ihn haben, es ist ein Gimpel."

"Du kannst ihn mir doch nicht einfach schenken", wehrte sich Florian.

"Er ist ein Staubfänger", sagt Laelia. "Ich mag Vögel nicht, ausser der Eule. Sie ist so mystisch und symbolträchtig."

"Mystisch und symbolträchtig", wiederholte Florian das Wort in Gedanken. Sie verwendete Wörter, von denen er nicht einmal wusste, dass es sie gibt.

Neben einem der Gestelle hing ein grosses schwarz-weisses Foto. Das Portrait einer schönen, jungen Frau.

"Das ist meine Mutter", sagte Laelia. "So hat sie früher ausgesehen."

"Du hängst ein Foto deiner Mutter auf?", wunderte sich Florian.

"Warum sollte ich nicht? Willst du jetzt den Gimpel oder nicht?"

"Wenn du meinst..."

Sie gleicht auffallend ihrer Mutter, nur wirkte diese selbst auf dem Foto lebendiger als Laelia in Wirklichkeit.

"Was arbeitet dein Vater?" fragte Florian.

"Er ist Chirurg", sagt Laelia. "Er macht grosse Brüste klein und kleine Brüste gross."

"Du machst Witze!" sagte Florian, und versuchte vergeblich, sich vorzustellen, wie Laelias Brüste, die sich wie zwei Pingpongbällchen unter ihrer Bluse abzeichneten, wohl aussehen könnten.

"Ehrenwort!" sagte Laelia und wollte wissen, was Florians Vater arbeitet.

"Er ist Stromer?"

Sie weiss nicht, was ein Stromer ist. "Elektriker", sagt Florian.

"Das braucht es auch auf der Welt", sagte Laelia und ihre Stimme klang, als wolle sie Florian entweder trösten oder demütigen, was etwa auf das gleiche herauskommt. Dabei sind Stromer tausendmal wichtiger als Chirurgen, die Brüste kleiner oder grösser machen, denkt Florian. Doch sie hatte ihn mitten in den Nerv getroffen. Auch das Bild von Eiger Mönch und Jungfrau, das in Florians Flur in Sellenbüren hängt, ist viel schöner als die blutrünstige Furie, die auf ihrem Gatten herumtanzt. Aber es zählt weniger. Er kann es drehen und wenden, wie er will: Alles, was er hat und was er kann und was er ist, zählt wenig bis nichts. Wichtig im Leben ist nur das, was zählt. Er würde alles dafür hergeben, wenn er nur etwas haben könnte, das zählt, etwas, das wirklich zählt!

Als Laelia Florian bis zur Haustüre begleitete, neigte sie ganz überraschend ihr Gesicht zu ihm und küsste ihn auf den Mund – so überraschend und so rasch, dass Florian sich weder wehren konnte, was er auch keinesfalls getan hätte, sich aber auch nicht dem

Geschehen wirklich zuwenden konnte, denn der ganze Spuk dauerte nicht länger als zwei Sekunden. Dann stand er wieder draussen auf der Strasse, den rotbäuchigen Gimpel in der Hand und auf seinen Lippen die verblässende Erinnerung an Laelias Lippen und ihre Zunge, die pfeilschnell wie eine kleine Schlange seine Zähne gestreift hatte, und die sie so erschreckend weit herausstrecken konnte, wie die blutrünstige Kali im Flur vor ihrer Zimmertüre.

Da mit dem Ende der Probezeit auch Florians gymnasiale Karriere ihr Ende fand, war auch mit dieser Romanze Schluss. Für die Schule war Florian eben doch zu wenig motiviert. Er kommt aus einem Milieu, in dem man Studenten als weltfremde Menschen belächelte und als Kostgänger des Staates verachtete. Und hatten sie erst einmal nach langen und kostspieligen Jahren ausstudiert, galten sie als weltfremde Besserwisser, die nicht wussten, wie man einen Hammer in die Hand nimmt. Da war es tausend Mal besser, mit einer handwerklichen oder einer kaufmännischen Berufslehre sich einen soliden Boden für die Zukunft zu schaffen, in dem der Erfolgt so richtig kraftvolle Wurzeln schlagen könne. So dachte man bei ihm zu Hause. Und so dachte im Grunde auch er selbst.

Guatemala. Das klingt für Florian unheimlich fremd und rettungslos weit weg, nach Totschlag klingt es für ihn, nach Drogenbossen und Menschenhandel. Die Malediven wären ihm tausendmal lieber gewesen. Oder Phuket. Oder sonst ein Ort, wo es nur schön sein kann, wo man nichts Gescheites tun muss und sich bei Bedarf im Liegestuhl verkriechen kann. Die Aussicht auf diese Reise hat auf sein Leben, das bisher als stilles Wässerchen vor sich hinplätscherte, die Wirkung eines Erdbebens. Alles Dafür und Dawider wälzt er in seinem Kopf hin und her und her und hin. Da ist ein Ziehen und Stossen von Pro und Contra, ein Verwerfen und Verteidigen, und allein der Gedanke, in letzter Sekunde doch noch alles abblasen zu können, ist gewissermassen das Zünglein an der Waage, das ihm schliesslich hilft, sich für eine Zusage zu entscheiden. Und, Hand aufs Herz: es wäre wirklich ein Jammer gewesen, nach so vielen Preisausschreiben-Flops, nach so vielen Enttäuschungen und Portospesen endlich doch einmal zu gewinnen und sich dann den Preis

in Bargeld auszahlen zu lassen. Er hätte von seinem Glück nicht mehr davon, als nur die Summe von zwei oder drei Monatsgehältern mehr auf dem Bankkonto.

Und dann noch die Sache mit den zwei Personen: Florian hat sein Problem ganz einfach der Werbeagentur mitgeteilt.

"Ich würde ja liebend gern mitkommen, hatte die Sekretärin gesagt und dermassen die Augen gerollt, dass Florian beinahe auf ihren Spass reingefallen wäre. Sie konnte das Arrangement auf eine Person umbuchen, und für Florian schaute zusätzlich noch ein sehr schönes Taschengeld heraus. Sehr bedauert er, dass er Anfang Oktober im Singkreis das 'Ave verum corpus' nicht mitsingen kann, da ihm bis dann zu viele Proben fehlen. Dafür wird er bei der Aufführung in der Bullingerkirche statt mitzusingen, halt den Chor einmal als Zuhörer erleben können.

Der Abflug ist auf Ende August festgelegt. Von der Schule, der Tagesschau oder vom Zeitungslesen weiss Florian nur, dass Guatemala irgendwo zwischen Nord- und Südamerika liegt. Jetzt schaut er natürlich genauer auf diesen Flecken Erde, kauft sich einen Reiseführer und ein Buch über die Mayas, deren untergegangene Kultur und versunkenen Städten im Preisausschreiben als überaus geheimnisvoll beschrieben werden. Es ist nicht wirkliches Interesse an Volk und Kultur, das ihn bewegt, sich so intensiv zu informieren, es ist mehr der Wunsch, mit diesen Vorbereitungen die Reise sicherer und beruhigter antreten zu können und bei den Führungen ein wenig mehr zu verstehen und nicht wie ein Depp dazustehen und von nichts eine Ahnung zu haben. In seinem Fernsehsessel sitzend und seinen Reiseführer studierend, erobert er Guatemala auf seine sanfte und behutsame Weise –anders als die alten Conquistadores, die in seinem Führer beschrieben sind, etwa der zweifelhafte Held Hermán Cortés oder sein verlängertes Schiesseisen, Pedro de Alvarado, der im Auftrag seines Vorgesetzten den Mayas nichts als Tod und Unterdrückung brachte. Florian, aus der Schulzeit gewohnt, Eroberer als Helden zu sehen, distanziert sich mehr und mehr von diesem kirchlich sanktionierten Raubrittertum und ist entsetzt ob der Untaten eines Diego de Landa, wundert sich, dass dieser schon mit 25 Jahren die Priesterweihe des Franziskanerordens erhielt. Es musste eine Fügung des Teufels gewesen sein, dass ihm sein Wunsch gewährt wurde, als Missionar in die Neue Welt geschickt zu werden. Er reiste nach

Yucatan, aber das Schiff sank nicht. Er liess aus den Steinen eines Maya-Tempels eines der ersten Klöster Mexikos bauen, und keine der vielen Seuchen raffte ihn dahin. Unaufhaltsam kam der 12. Juli 1561, an dem Diego de Landa, als höchste Autorität seines Ordens in ganz Guatamala, alle Bücher, Schriften und Reliquien der Maya zu verbrennen befahl, Mayas in Büsserhemden zwang, sie kahl scheren und auspeitschen liess. Ihre Nachfahren sind noch heute die Ärmsten des Landes.

Ana ist eine dieser Indígenas, wie die Maya sich auch selber nennen. Sie lebt in der Nähe von Ocos, auf dem von vulkanischem Sand und Asche dunkel gefärbten Schwemmland am pazifischen Ozean, hart an der Grenze zu Mexiko. Ana weiss nicht, wie alt sie ist. Vielleicht ist ihr Geburtsjahr auf irgendeiner Urkunde aufgeschrieben. Sie könnte die Zahl trotzdem nicht lesen. Zeigte man sie ihr, sie würde verlegen lächeln, bis sich ihr Gesicht plötzlich erhellt, weil sie in den ihr unbekanntem Ziffern Henkelkrüge, Gartenschaufel, Tiere oder anderes aus ihrem Alltag zu erkennen glaubt. Lesen und Schreiben kann Ana nicht, aber sie kann und weiss Wichtigeres. Sie kann das Wetter vorhersagen und den Einfluss der Mondphasen auf Menschen und Tiere. Sie weiss, wie man Wunden heilt und Träume deutet. Sie kann mit allen Göttern, sogar mit dem Dios Mundo verhandeln und weiss, wie man sich vor dem bösen Blick schützen kann. Sie weiss so viel, aber sie erachtet es als gering und schämt sich für das Wenige, und Nebensächliche, das sie nie gelernt hat, denn Ana verbrachte nicht eine einzige Stunde ihres Lebens in der Schule.

Ana hat erlebt, wie Radio, Fernseher, Kühlschränke, Motorräder, Autos und viele andere Zeichen einer neuen Zeit in ihr Dorf eingedrungen sind – ein Fortschritt, von dem sie Mühe hat, einen wirklichen Nutzen zu sehen. Aber, dass die Jungen hier mithalten müssen, das hat Ana begriffen. María, ihre Enkeltochter, soll es einmal besser haben, als sie es hatte. Sie soll alle die vielen Dinge lernen, die es braucht, um nicht unterzugehen in ihrer Armut. Sie soll einmal höhere Schulen besuchen können, und später eine gute Ausbildung machen. Aber für María war anderes viel wichtiger: zum Beispiel, ob Ramon sie heute noch ebenso gerne mochte wie gestern. Wenn ja, wäre das

bedenklich gewesen, denn er musste sie jeden Tag etwas mehr mögen als am Tag zuvor. Nur das war es, was für María zählte. Sie wollte nicht träumen von Dingen, die ohnehin niemals erfüllt werden konnten, wie Ausbildung oder gar höhere Schule. Es lag für sie nicht drin. Nicht für sie, die weder Schuhe hatte noch ein eigenes Bett und manchmal nicht mehr als nur eine einzige Tortilla für den ganzen Tag. Da hätte sie schon irgendwo anders auf dieser grossen Welt zu Hause sein müssen. Nicht hier, am Ende der Welt, am schwarzen Strand von Ocos, wo ihr der Pazifik täglich zeigte, wie klein und unbedeutend sie war. Spanisch lernen, das war gut. Damit konnte sie etwas anfangen. Aber am Strand lernte sie mehr als in der Schule. Der Lehrer war ein Ladino aus der Hauptstadt. Er verstand die Sprache nicht, die bei María zu Hause gesprochen wurde, da war es nicht weit her mit Lernen.

Auch Ramon lebte in Mariás Dorf. Ramon war ihr Freund, wie andere auch. Oder eher ein bisschen mehr als andere, denn das sah man schon sehr früh, dass der liebe Gott die beiden ganz genau füreinander gemacht hatte. Sie haben sich viel gerauft und gestritten, in einer Heftigkeit, die unübershbar mache, wie sehr sie sich mochten. Leidenschaftlich stritten sie darum, wer von den beiden mehr Centavos oder gar Quetzales von den Touristen am Strand erbetteln konnte. Ramon machte sein Geschäft mit herzergreifender Leidensmiene. María lachte wie die aufgehende Sonne. So hatten beide ihre Strategien.

Unter den Sträuchern am Strand fanden Sie eine kleine Echse und versuchten, sie den Touristen anzudrehen. María hatte das kleine, schwabbelige Ding in eine Flasche gesteckt, doch statt einem Quetzal gab es nur entsetzte Gesichter. María hat die Flasche nicht aus der Hand gegeben, zu kostbar war ihr dieser Schatz. Am Mittag zeigte sie die Echse der Grossmutter.

"Ein schönes Tier", sagte Ana und bewunderte die Echse, die bei jeder Bewegung der Flasche in ihrem runden und engen Verliess herumkollerte und vergeblich versuchte, eine auch nur annähernd bequeme Stellung zu finden. Sie war breit und schwarz und hatte eine schuppige Haut mit vielen gelb leuchtenden Flecken. Ana löste ihre Halskette und hielt María den kleinen Anhänger hin.

"Ich weiss", sagte María. Sie kannte dieses kleine Amulett sehr gut. Ana trug es täglich, so weit María sich zurückerinnern vermochte. Einmal hatte Ana gesagt, dass María den Anhänger bekommen werde, wenn sie erst einmal erwachsen sei. Es war eine kleine Echse aus

schwarzem Stein mit kleinen, eingelegten Goldplättchen auf dem Rücken – genau wie die quirlige Echse, die María und Ramon gefunden hatten. Und es war mehr als nur ein hübscher Anhänger. Ana hat ihn vor Jahrzehnten von ihrer Grossmutter bei der Heirat erhalten. Nur ein einziges Mal hatte sie ihn abgelegt – als das goldene Ringlein, an dem die Echse hing, so abgenutzt war, dass es beinahe durchgebrochen wäre. Sie liebt dieses kleine Schmuckstück, das ihr einziges ist. Sie liebt es, weil es die Geschicke ihrer Ahnen miterlebt hat, und sie vertraut dieser kleinen, schwarz-goldenen Echse als ihrem persönlichen Schutzgeist, dessen magische Kräfte ihr immer wieder helfen, sich behaupten zu können.

"Die gelben Flecken", hatte Ana zu María gesagt, "schau, wie sie leuchten! Das ist die Kraft des Lebens." Ana hielt das kleine Amulett in ihren von Rissen gezeichneten Händen, und María zog ihre Hände näher zu sich herab und berührte mit ihren kleinen, neugierigen Fingern das Amulett. Sie sah die gelben Flecken wie Feuer unter den schwarzen Schuppen hervorleuchten und glaubte es unter ihren Fingern brennen zu fühlen. Anas Amulett, aber vor allem auch die kleine Echse in der Flasche, waren ihr plötzlich nicht mehr geheuer.

"Deine Echse wird dir Glück bringen", sagte die Grossmutter.

"Aber ich bin doch schon glücklich", erwiderte María.

"Dann wir sie dir Kraft bringen", sagte die Grossmutter.

"Das ist gut. Vielleicht bin ich dann stärker als Ramon", antwortet María, doch sie änderte ihre Meinung rasch: "Stärker sein als Ramon, das ist gefährlich... wenn ich einmal so richtig wütend bin – er würde das nicht überleben!"

Ana brachte ein grosses Glas, und María gab Sand, Steine und Kräuter hinein. Dann schüttelte sie die Echse aus der Flasche in das Glas. Hinter dem Haus, wo Ana und die Mutter die Abfälle hinwarfen, fing María ein paar grün glänzende, dicke Fliegen. Sie quetschte ihnen die Flügel ab, damit sie nicht wegfliegen konnten und warf sie der Echse vor. Es war nicht weit her mit ihrem Appetit.

Nach einigen Tagen wollte Ana, dass María die Echse wieder frei liess. Es hat Ana ganze zwei Quetzales gekostet. Für weniger als zwei Quetzales wollte María der Echse die Freiheit nicht geben. Nur wenige Tage danach kamen Ramons Eltern bei einer Schiesserei ums Leben und Ramon wurde verletzt. Er wurde weggebracht, zu einer Tante, ganz im Norden des Landes. María hat Ramon seither nie mehr



gesehen. Das war für María, als hätte man ein Licht ausgelöscht. Die Echse, die Glück hätte bringen sollen, hatte nur Unglück gebracht. Das war vor zehn Jahren. María ist heute achtzehn.

Kaum jemand aus Florians Bekanntenkreis weiss, dass er bei einem Preisrätsel glücklicher Gewinner geworden ist und schon in wenigen Tagen nach Guatemala fliegen wird. Von einem Bekanntenkreis reden, ist ohnehin übertrieben. Die einzigen Menschen, mit denen er verkehrt, sind ein paar unvermeidliche Kollegen am Arbeitsplatz und die Sänger und Sängerinnen aus seinem Chor, mit denen er zwar prima auskommt, aber ausser Proben und Konzerten nie etwas Gemeinsames unternimmt. Für viele Menschen wäre es sehr schwierig eine so wichtige Sache nur für sich zu behalten, sie würden ihre Freude mit andern teilen wollen und selbst Unbekannten gegenüber Andeutungen ihres Vorhabens nicht unterdrücken können. Florian zieht es vor zu schweigen. Selbst auf der Behörde hat er nur kurz und knapp die Zeit seiner Abwesenheit bekannt gegeben, und auf die Frage, wohin es denn gehen soll, bloss unverbindlich geantwortet, dass er das selber noch nicht so genau entschieden habe. Je weniger Leute um seine Reise wissen, umso weniger Kommentare gibt es anzuhören und vor Ratschlägen fürchtet er sich ohnehin, denn er hat dabei stets das Gefühl, er müsse sie aus Gefälligkeit befolgen.

Florians grösstes Problem, das seine nun doch langsam erwachende Vorfreude oder eher Neugierde auf die Reise noch trübt, sind seine Orchideen. Seine Wohnung ist ein halbes Blumengeschäft. Überall stehen Töpfe mit Orchideen, und auf dem Balkon hat es ein kleines, in ungeschickter Heimwerkermanier und lange sich dahin ziehenden Wochenenden gebautes Treibhäuschen, das ihm als Wintergarten dient. Die meisten Orchideen hält er als Hydrokulturen, in Töpfen, die nicht Erde, sondern Blähton enthalten und die mit einem roten Messstäbchen in einem Glasröhrchen anzeigen, wann wieder gegossen werden muss. Einige besonders schöne Exemplare hat er in ebenfalls selbst gefertigte Holzkistchen gepflanzt und das Gemisch für den Nährboden selber zusammengestellt, aus Torf,

Kokosfasern, Kiefernrinde, Tonscherben und Spänen aus Tropenholz. Bei ihnen ist das Giessen eine Wissenschaft: nicht zu wenig und vor allem nicht zuviel Wasser dürfen sie bekommen. Er wird sie vor seiner Abreise wohl ebenfalls in Blähton umtopfen, damit Frau Schmid, seine Nachbarin, die er zur Pflege der Pflanzen vorgesehen hat, nicht allzu viel falsch machen kann. Ein bisschen komplizierter verhält es sich mit seinen Lithophyten, die auf Steinen leben, und die man nicht giessen kann, sondern nur mit dem Wasserspray bestäuben muss. Auf Dünger kann die blühende Gesellschaft drei Wochen lang verzichten, und wohl auch auf das Regenwasser, das Florian auf dem Balkon mit einem Gefäss auffängt. Schädlinge und Krankheiten sind ein Thema für sich: Läuse, Milben, Brennflecken, Grauschimmel, Schwarzfäule... am besten, man denkt gar nicht erst daran, was alles passieren kann.

Jetzt klingelt es an der Wohnungstüre. Florian hat Frau Schmid heute Morgen, bei der Begegnung am Briefkasten, gebeten, sie möchte am Abend doch kurz zu ihm herüberkommen, er werde bald Ferien machen, und ob sie da vielleicht... er habe halt doch einige Pflanze, die zwischenzeitlich der Pflege bedürften.

"Aber gern, das ist doch keine Sache", hat Frau Schmid gesagt. "Ich komme dann einfach rüber."

Und jetzt ist es so weit mit diesem einfachen Rüberkommen. Gleichzeitig mit dem Klingeln öffnet Frau Schmid die Wohnungstüre um einen Spalt breit und ruft singend in die Wohnung hinein, sie sei jetzt "da-há-a". Und mit ihr kommt auch die Tochter, obwohl die doch eigentlich ganz woanders wohnt. Florian ist ihr erst wenige Male im Treppenhaus begegnet, wenn sie bei ihrer Mutter zu Besuch war. Eine seltsame Erscheinung ist sie, in ihren engen, grellfarbenen Hosen und den farblich so schmerzlich kontrastierenden Blusen mit Rüschen oder flatternden Kragen, mit den glitzernden Ketten um den Hals und den Glimmerplättchen im Haar.

"Das ist Priska", sagt Frau Schmid. "Sie kommt auch gleich mit, für den Fall, wenn ich einmal nicht giessen könnte, man weiss ja nie... in meinem Alter."

"Aber nicht doch!", protestiert Florian, "Sie sind ja die Jugend selbst!" Er wundert sich, wie ihm diese Formulierung spontan und so galant über die Lippen gekommen ist. 'Die Jugend selbst' – das ist so massiv übertrieben, dass es schon fast ironisch gemeint sein könnte, aber Florian hat ein reines Herz, er meint es einfach besonders höflich.

"Das sagen Sie nur so, Sie Komplimentemacher!" wehrt sich Frau Schmid verlegen, aber durchaus erfreut, denn bei Florians Worten legt sich ein aufblühend heller Schimmer auf ihr Gesicht, und ein unheimlich elektrisierendes Schaudern fährt ihr durch den ganzen Körper. Frau Schmid hat vor zwei Wochen ihren Einundfünfzigsten gehabt, das ist nur ein kleines Jährchen nach der Mitte zwischen Null und Hundert, und so fühlt sie sich immer noch, seit ihrem Fünfzigsten: ganz in ihrer Lebensmitte, auf dem Zenith ihrer Kräfte – lebens- und lebenslustiger als jemals zuvor. Sie hatte ihren Geburtstag ganz mit sich allein gefeiert: mit einer kleinen Schwedentorte, mit grünem Marzipan überzogen und fein mit Puderzucker bestreut.

"Ja, ja, erst letzte Woche bin ich schon wieder ein Jährchen älter geworden, das hört nie auf. Ich habe schon so viele Geburtstage gehabt, dass sich niemand mehr dafür interessiert", sagt sie und schielt auf Priska.

"Tschuldige nochmals, ich das hatte so total aus dem Kopf verloren. Aber wir haben ja letztes Jahr deinen Runden schon schön gefeiert", sagt Priska. "Und du hast die Torte dann ja trotzdem angeschnitten, auch ohne mich", sagt sie. "Frisch ist sie am besten."

"Sie hat dir aber immer noch geschmeckt, nach den zwei Tagen, wo dir mein Geburtstag wieder eingefallen ist. Dem Biscuit génoise hat es sogar gut getan, noch etwas zu reifen."

"Es gibt Dinge die durch ihr Alter an Qualität gewinnen", wagt sich Florian einzumischen und erwähnt als Beispiel einen guten Wein, der mit den Jahren immer kostbarer werde.

Die Tochter zieht eine Schnute und geht den beiden voraus ins Wohnzimmer. Frau Schmid schaut Florian dankbar an. Anders als er, der froh ist, wenn er sich mit niemandem auseinandersetzen muss, hungert sie mit allen Fasern von Leib und Seele nach Berührung und Kontakt. Ihr Sehnen teilt sie mit den Protagonistinnen der Liebesromane, die sie im Fünferpack am Kiosk ersteht und reihenweise verschlingt.

Florian geht, ihr voraus, nun ebenfalls ins Wohnzimmer. Priska steht schon mitten drin, schüttelt den Kopf und sagt: "Puh!". Ihr Gesicht hat etwas sehr Kleinkindliches, aber ihre Mimik ist grob und ihre Stimme klingt beleidigt und so, als wäre sie von allem angewidert. Kugelig ist sie, so richtig rund und dick, und vieles an ihr wirkt wahllos zusammengefügt, nicht nur die Kleider, auch das kleine Gesicht und

die hochgesteckten Haare mit den violetten eingefärbten Strähnen, die kleinen Kinderhändchen an den dicken Armen, und an den Fingerspitzen lange, farbige Nägel. Alles an ihr protestiert gegen den ganzen Rest.

"Wie wundervoll!", ruft Frau Schmid, "ein Traum, ein richtiger Traum ist das!" Sie scheint wirklich begeistert zu sein und lässt ihren Blick bewundernd über die Blütenpracht schweifen.

Es sind tatsächlich fast zu viele Orchideen, das fällt jetzt auch Florian erstmals auf. Vor allem von der Schmetterlingsorchidee, der Phalaenopsis mit den weissen oder kräftig lilarosa oder orangefarbenen Blüten, die immer wieder zum halben Preis angeboten wird, hat er etwas gar zu viele Exemplare. Ebenso von den Falterorchideen, die mit den kleinen gelben Blüten und den roten Augen.

"Und wie das riecht, das haut einen ja ... das haut einen glatt um!", sagt Priska.

Florian lächelt verlegen, ein bisschen betrübt auch, oder sogar gekränkt. Er liebt den Duft seiner Orchideen. Wie oft doch vermisst er ihn, wenn er auf der Behörde nur wenig zu tun hat, oder wenn er sich über einen Vorgesetzten oder eine Telefonanruf geärgert hat. Dann stellt er sich vor, er sässe in seiner Stube und atme den Duft seiner blühenden Orchideen ein. Wie Samt glättet sich sein dann sein Gemüt. Viele der Blüten jedoch prunken nur mit ihrem Outfit, von Duft ist nicht die Spur!

"Es sind praktisch alles Hydrokulturen", sagt Florian. "Sie müssen nur giessen, wenn das rote Stäbchen, sehen Sie hier..." er zeigt mit dem Finger auf eines der Messstäbchen.

"Was Hydrokultur ist, wir wissen auch selber", sagt Priska, und es ist vielleicht nicht unfreundlich gemeint, aber genau so klingt es.

"Oh ja, Hydrokultur ist sehr praktisch", sagt Frau Schmid besänftigend, "man muss nur selten giessen."

"Wahnsinn! Mein Gott, Muttilein – so viele Töpfe, das schaffen wir nie."

"Lass erst mal sehen", sagt Muttilein. "So schlimm ist das doch nicht." Sie schüttelt den Kopf und wirft Florian einen entschuldigenden Blick zu.

"Da ist ja auch noch alles voll", ruft Priska und öffnet die Balkontüre.

"Dort sind nicht so viele", sagt Florian.

"Da ist etwas kaputt", sagt Priska. Sie hat das Türchen zum Treibhäuschen auf die falsche Seite aufgedrückt und dabei die Scharniere herausgebrochen.

"Ist nicht schlimm", sagt Florian, "machen Sie sich nichts draus."

"Es war aber schon kaputt!" sagt Priska wie ein trotziges Kind.

"Ist schon gut, meine Zuckerwatte", beruhigt Frau Schmid ihre Tochter.

"Wenn ich's doch sage!"

"Ja, der Wind drückt es manchmal ein, und die Vögel, und überhaupt ist das alles sehr lotterig", sagt Florian, obwohl das natürlich überhaupt nicht stimmt, aber die Harmonie ist ihm wichtiger als die Wahrheit. Und wie hatte sie gesagt? Zuckerwatte? Da muss er sich wohl verhöhrt haben!

Florian öffnet dann noch eine Flasche Rotwein, keine alte, keine kostbare, aber die Geste kommt gut an, und die Stimmung wird nahezu gemütlich. Jetzt wohnt er schon so viele Jahre gleich gegenüber von Frau Schmid, und immer ist sie ihm gleichermassen fremd geblieben, während er sie heute Abend eigentlich ziemlich nett findet. Vielleicht liegt das ja auch an der Wirkung des Weines, der Florians Gemüt etwas empfänglicher und Frau Schmid's Lachen etwas herzlicher macht, so dass sich Florian fragt, warum er nicht hin und wieder bei ihr klingeln sollte, um etwas Zucker oder Salz oder ein Ei auszuleihen und dann vielleicht noch ein Stündchen länger zu bleiben. Frau Schmid wären solche Besuche durchaus lieb und willkommen, aber das klingt jetzt alles viel einfacher, als es in Wirklichkeit ist.

Ob der Wein oder der Duft der Orchideen: auch Priska wird zunehmend sanfter, und am Ende bleiben die beiden Frauen noch lange sitzen und plaudern miteinander und mit Florian über verschiedenste Dinge, und der Gastgeber kratzt sich hin und wieder auf dem Handrücken seiner linken Hand, und stösst dabei sein hellblaues Hemd so weit über seine Armbanduhr zurück, dass er unauffällig die Zeit ablesen kann. Offensichtlich auf das Ziffernblatt zu blicken würde er sich nicht erlauben, denn er will ja nicht, dass seine Gäste glauben, er wolle sie loswerden. Eigentlich stimmt das ja auch, und eigentlich stimmt es doch wieder nicht. Wäre da nicht die Verpflichtung, morgen um acht wieder auf der Behörde sein zu müssen, er könnte den beiden Damen noch lange gegenüber sitzen.

Als er sich das letzte Mal gekratzt hatte, war es schon zehn Uhr. Vermutlich geht es jetzt bereits gegen halb elf.

So vergehen die Stunden, und bald auch die Tage, und schliesslich wird es Ende August, und Florian steht mit seinem nagelneuen Reisekoffer vor seiner Wohnungstüre und gibt Frau Schmid den Schlüssel. Ein feierlicher Augenblick ist das, und schwerer als sein Koffer wiegt ihn die Überwindung, sein ganzes Vertrauen in Form dieses kleinen Wohnungsschlüssels in Frau Schmid's Hände zu geben, zumal auch Priska wiederum mit dabei ist und auch gleich ihre Hand mit den auffallend langen, aufgeklebten, weiss gestrichenen und mit grünem Glitter verzierten Fingernägeln nach dem Schlüssel ausstreckt. Die beiden wirken ziemlich aufgeregt und unheimlich freundlich. Frau Schmid wünscht ihm eine gute Reise und Priska sagt einfach Adieu. Dann verschwindet er die Treppe hinunter, und dann hören sie die Haustüre ins Schloss fallen.

"Lass uns sehen", sagt Priska und nimmt ihrer Mutter den Schlüssel aus der Hand. Sie öffnet die Tür zu Florians Wohnung. Die beiden Frauen gehen hinein und schliessen die Türe hinter sich zu.

Sie öffnen alle Fenster, um die Wohnung zu lüften. "An den Gestank muss mich erst gewöhnen", sagt Priska. Sie rümpft die Nase und wedelt sich mit der Hand frische Luft zu, obwohl das nichts nützt, denn die Luft ist überall dieselbe.

"Du übertreibst", sagt Frau Schmid. "Schau, im Schlafzimmer hat es keine Pflanzen." Sie gehen ins Schlafzimmer. Priska schlägt die Decke auf dem Bett zurück. "Sieht sauber aus, meinst du auch?"

"Die Bettwäsche brauchst du jetzt noch nicht zu wechseln, die ist sauber, das sieht man doch. Überhaupt: siehst du, wie sauber alles ist? Und das bei einem Jungesellen!"

"Wie sieht es denn aus im Bad?" Priska geht ins Badezimmer.

"Wie in einem Siebenstern-Hotel."

"Das gibt es nicht. Es gibt nur fünf Sterne."

"Aber sieben ist noch besser", sagt Frau Schmid, "das ist wie im siebten Himmel."

"Sein Rasierzeug und all das: ich stell das einfach weg. Schau mal, wie der viel Parfüm hat. Das ist doch kein Mann mit so viel Parfüm." Sie öffnet ein Aftershave, tupft sich einige Tropfen auf den

Handrücken, zerreibt sie auf der Handfläche, riecht daran und verzieht ihr Gesicht: "Riech!" Sie hält ihrer Mutter die Hand unter die Nase.

"Aber sicher riecht das gut", sagt Frau Schmid, schnuppert an der hingestreckten Hand und bekommt ganz glänzende Augen. "Ein feiner Mann, ist das", sagt sie. "Da verstehst du halt nichts davon!" Da hat sie haarscharf den wunden Punkt von Priska getroffen. Diese schweigt, ist eingeschnappt und stellt das Aftershave so brüsk auf den Waschtisch, dass das Glas in Brüche geht und die duftende Flüssigkeit sich über den Waschtisch bis auf den Boden ergießt.

"Kind, so pass doch auf!" sagt Frau Schmid erschrocken und erbst und beides in höchstem Masse.

"Du bist schuld!" sagt Priska, und ihre Stimme klingt geradezu triumphierend.

"Und wie soll ich schuld sein, wenn du etwas kaputt machst? Sag mir das!"

"Du hast gesagt, dass ich nichts verstehe von den Männern und so."

"Ist auch wahr!"

"Willst du noch mehr Scherben? Hör mir sofort auf!"

"Wie habe ich das verdient!", jammert Franziska Schmid, saugt das Aftershave mit Toilettenpapier auf und wischt dann sorgfältig die Scherben zusammen.

Ja, Priska und die Männer, das ist so eine Sache! Bis nur schon mal einer anbeißt, und wenn, dann macht sie ihm den Himmel zur Hölle, dass er die Angel samt Wurm gleich wieder weit ausspuckt. Aber, du lieber Gott, wie soll sie es denn machen, wenn sie es anders nicht kann? Da trampelt sie herum wie ein Elefant bei Meissen oder Nymphenburg und ist doch unter ihrem vielen Speck selber so zerbrechlich wie ein chinesisches Teetässchen.

Ihre Männergeschichten gehen ihr nicht nur ans Herz, sie gehen ihr auch ans Kapital, stürzen sie in Schulden, und jetzt ist auch noch die Wohnung weg. Wer könnte es ihr verübeln, dass sie – und wenn auch nur für drei Wochen – in Florians vier Wände einzieht? Es muss es ja niemand erfahren!

Bleibt zu hoffen, dass zu Hause alles gut gehen wird. Dieser Gedanke begleitet Florian auf dem Weg zum Flughafen. Er begibt er sich zur Lounge der Business-Klasse, wo sich seine Reisegruppe, insgesamt keine zehn Leute, besammelt. Er hat natürlich schon etwas den Bammel, lauter fremde Menschen zu treffen, mit denen er drei Wochen zusammen sein wird. Die Organisatoren des Preisausschreibens haben Florians Arrangement bei einem akademischen Reiseunternehmen gebucht, mit luxuriösen Hotels, einem bequemen Kleinbus für die Transfers vor Ort und einer auf die Maya-Kultur spezialisierten Kunsthistorikerin für die Führungen. So verlockend dies alles klingen mag, ist es für Florian doch etwas unheimlich. Er verlässt sich ganz auf seine Erfahrung, mit allen Leuten gut auszukommen. So nimmt er seine ganze Freundlichkeit zusammen und betritt die Lounge, wo er von einem Steward so herzlich begrüßt wird, als hätten sie zusammen auf der Schulbank gesessen. Der Steward nimmt ihm sein Gepäck ab und weist ihn zu einem Tisch, wo ihn eine Dame ebenso herzlich, mit einem Glas Champagner empfängt und ihm sein bereits vorbereitetes Namensschild auf die Jacke heftet: Florian Rühmlein. Warum das Namensschild so gross ist, und sein Name so mickrig und fast verloren mitten auf dem weissen Feld steht, wird Florian klar, als er die anderen Schilder sieht, auf denen es etwa heisst: Prof. Dr. Xaver Brunner, Gymnasialprofessor, Bern. Oder: Dr. Ralf Borer, European Organization for Nuclear Research. Ohne Titel, dafür anderswie vornehm, dessen Gattin: Frau Ruth Borer-von Adelhorst. Oder heisst es Adlerhorst? So genau kann es Florian nicht lesen, denn er müsste genauer hinschauen, doch das gehört sich nicht, also lässt er es bleiben. Nun findet er es doch irgendwie lustig und muss sich ein Lachen verkneifen, bei Betrachten der roten Fingernägel an der Hand von Frau Borer-von Adeldingsbums, die wie eine Raubvogelkralle das Cüpli hält, als er mit ihr auf eine gute gemeinsame Reise anstösst.

"Ein sympathischer Mensch", hört er sie zu ihrem Gatten sagen, als sich Florian entschuldigt und wieder auf den Tisch mit dem Schaumwein zusteuert und sich nochmals einschenken lässt.

Und da ist auch nochmals einer ohne akademischem Titel: Edi Beck, ein ewigjugendlicher Endfünfziger in saloppem Leinenanzug und mit mausgrauem Haar, das ihm, zu einem dünnen Pferdeschwanz zusammen gebunden, wie ein silbern schimmerndes Rinnsal vom



Hinterkopf auf den Rücken rieselt. Auf Musiker, Werber, Designer oder Ähnliches würde man wohl tippen. Doch auf seinem Namensschild steht: International Informatik Consulting.

Unter den durchwegs älteren Reiseteilnehmern ist noch jemand in Florians Alter. Er sieht sie erst nur von hinten: blondes, straff zurückgebundenes Haar, auf dem sich die Deckenleuchten spiegeln. Florian scheint das Herz stillstehen zu wollen, noch bevor er ihr Namensschild liest, auf dem nur der Vorname zu seinen Erinnerungen passt: Frau Dr. Laelia Sergej, Gerichtsmedizinisches Institut.

Florian hat sie sofort erkannt, während sie ihn wahrscheinlich schon längst aus ihrem Gedächtnis entsorgt hat und ihm zur Begrüßung nur die Hand hinstreckt. Darum gibt sich Florian alle Mühe, Vergangenes ruhen zu lassen. Ihre Hand ist sehr kühl, er könnte sie stundenlang halten, so sehr liebt er kühle Hände. Nur wären sie nach zwei Minuten wie die seinen, ebenso heiß und schwitzig. Der Arzt hat gemeint, das sei psychosomatisch. Psychosomatisch! Ist ja lächerlich, Florian ist doch kein Spinner! Laelia Sergejs Hand ist nicht nur kühl, sie ist auch sehr fein, zart, knochig und gelenkig. Flüchtig wie eine Echse entzieht sie sich ihm. Über die Begrüßung hinaus gelingt es Florian nicht, weitere Worte mit Laelia zu wechseln – über das Reisewetter, zum Beispiel. Oder über den bevorstehenden Flug. Oder über Guatemala. Er wendet sich den Chips und Nüsschen zu und lässt sich nochmals Champagner nachfüllen. Er schaut freundlich drein und fühlt sich doch wie auf dem Saturn, wo einem Millionen von Steinen und Eisklumpen um den Kopf kreisen.

Alte Liebesgefühle sprudeln in ihm hoch, wie die Bläschen in seinem Champagnerglas. Immer wieder wendet er seinen Blick zu Laelia. Lebhaft redet sie auf eine Frau ein, die den Eindruck macht, auf einer Wolke zu schweben, so leicht und wehend sind die seidenen Stoffe und pastellfarbenen Töne ihrer langen Röcke und Blusen, die sie in mehreren Schichten übereinander zu tragen scheint, und die bei jeder Bewegung den Eindruck erwecken, ein leichter Windhauch streife durch sie hindurch. Der Gegensatz der beiden Frauen – wehend und gelöst bei der einen, streng und zurückgebunden bei der andern – könnte nicht grösser sein. Auf ihrem Namensschild steht nur der Name Sandra Hanselmann. Die beiden scheinen sich zu kennen, jedenfalls ist nichts von der hier üblichen aufgekratzten Freundlichkeit zu spüren, die Luft um die beiden herum wirkt etwas dick. Frau

Hanselmann entzieht sich dem Gespräch und kommt auf Florian zu. Hanselmann? Florian stutzt, denn Hanselmann, so hat Laelia früher geheissen.

Sandra Hanselmann guckt auf Florians Namensschild. "Privatier?" fragt sie scherzend.

"So ungefähr", sagt Florian und späht nach einem Mausloch, in das er sich verkriechen könnte. Solche Scherze haben ihm gerade noch gefehlt. Die Frau in ihren wehenden Fahnen hat etwas Übermächtiges. Ihr Gesicht aber ist weich und breit und strahlt viel Wärme aus, dass man sich verführt fühlen könnte, sich ihr gleich in die Arme zu legen.

"Ich habe Sie doch nicht etwa beleidigt", sagt sie und umfasst sanft seine Hand, in der er sein Glas hält. Ihre Hand ist sehr weich und warm, und Florian, der Kaltehändeliebhaber entdeckt, dass auch warme und weiche Hände sehr angenehme Berührungen bringen.

"Ich bin froh, wenn wir endlich losfliegen", sagt Sandra Hanselmann. "Ich hasse es, einfach hier herumzustehen. Ausserdem habe ich Angst vor dem Fliegen und bin froh, wenn alles vorüber ist."

Wie spricht sie Florian doch aus dem Herzen!

Noch gut eine halbe Stunde dauert es, bis sich die Reisegruppe durch die Sicherheitsschleuse zwängen und dann in den Flieger steigen kann. Business Klasse. Die Sitze sind mindestens so komfortabel wie Florians Fernsehsessel zu Hause.

Nein, jetzt nicht an zu Hause denken!

Das Flugzeug hebt ab. Sein letztes Flugerlebnis kommt ihm in den Sinn: ein Städteflug nach London vor drei Jahren, Economy Klasse, eingezwängt in einer Vierer-Sitzreihe zwischen zwei japanischen Sumo-Kämpfern, zumindest dem Format nach.

Florian hat einen Fensterplatz. Neben ihm sitzt – eine glückliche Fügung des Schicksals? – die Frau auf der Wolke, Sandra Hanselmann, in ihren pastellenen Tüchern und Stoffen. Laelia, die Sandra Hanselmann mit 'Tantchen' anspricht, sitzt in der mittleren Reihe, nur der schmale Gang trennt die beiden.

"Sie möchten sicher neben Ihrer Nichte sitzen", sagt Florian zu seiner Sitznachbarin und macht Anstalten, sich zu erheben. "Wir können gerne die Sitze tauschen."

"Wir sitzen doch auch so nebeneinander", sagt Sandra Hanselmann. Sie streckt ihren Arm über den Gang zu Laelia Sergej hinüber.

"Ist was, Tantchen?" Laelias Gesicht ist ernst, und ihre Augen sind wie durchsichtige Murmeln aus Glas.

"Ich wollte nur sehen, wie's dir geht", sagt Sandra Hanselmann und zieht dann aus ihrer Handtasche ein Päckchen hervor – ein Kartenset. "Sie entschuldigen", sagt sie zu Florian, "eigentlich wollte ich schon vor dem Starten..." Florian schaut ihr zu, wie sie die Karten sorgfältig mischt. Sie mischt nicht so, wie man Spielkarten mischt, nicht so mechanisch, sondern fast andächtig, als hätte sie zu allen diesen Karten eine lebendige Beziehung, und wie beseelte Wesen gleiten sie durch ihre Hände. Diese sind sehr gepflegt, sehr weich, wie Florian sie von der Begrüssung her noch immer in seiner Erinnerung spüren kann.

"Ich bin übrigens nicht wirklich ihre Tante. Ich bin ihre Stiefmutter, wenn Sie so wollen. Seit zwei Monaten erst. Ich hasse dieses Wort. Es klingt so machtgerig und böse. Und so vertrottelt wie ein Tantchen bin ich wohl auch nicht." Sie seufzt und zieht das grüne, feine samtene, Tüchlein, in mit denen sie die Karten umhüllt hatte hervor, legt es auf das heruntergeklappte Tischchen und den Kartenstapel darauf.

"Ich kenne Laelia schon seit sie ein Kind war", sagt Frau Hanselmann, und in ihrer Stimme klingt viel Wehmut mit. "Sie war ein wundervolles Kind. Und sie hat mich immer gern gehabt, als wäre ich ihre Mutter." Sie schnieft kurz, zuckt mit den Achseln und schaut nachdenklich auf die vor ihr liegenden Karten.

Florian dünkt es, sie habe ihre Augen geschlossen, doch so direkt hinzuschauen wagt er nicht. Am liebsten würde er jetzt sagen, dass er Laelia auch gut kenne dass sie so ungefähr sein Schulschatz gewesen sei und sie auch heute noch die Königin seines Herzens sei. So poetisch geht es ihm durch den Kopf: die Königin seines Herzens! Er behält es dann aber doch für sich. Er macht sich Gedanken darüber, ob Laelia ihn vielleicht doch erkannt hatte und es sich einfach nichts anmerken liess? Die ganze Begrüssungsszene mit ihr von vorhin holt er sich immer wieder vor Augen und prüft sie in allen ihren Einzelheiten – hoffend, sein Gedächtnis würde seinen Zweifeln

vielleicht doch noch Klarheit verschaffen und ihn nicht länger im Ungewissen lassen.

Auch Bilder von früher mischen sich mit den gegenwärtigen Eindrücken. An sehr Vieles kann er sich noch erinnern. An das unheimliche Haus am Zürichberg mit diesen grässlichen Figuren: die blutrünstige Göttin, die ihren Mann zu Tode trampelt oder so ähnlich und der tanzende Gott, der die Dummheit mit Füßen tritt und die siebengescheite Laelia, die Florian einen Ignoranten nannte – ja, einen Ignoranten, ein Wort, von dem Florian damals nicht einmal wusste, was es bedeutete, so dumm war er und so recht hatte sie.

Sandra Hanselmann hebt einen Teil der Karten ab und legt sie unter den Stapel.

Florian hat wieder dieses ihm so lästige und doch stets wiederkehrende Gefühl, vom Leben getreten und zertrampelt, verloren und vergessen zu sein, obwohl er doch über nichts klagen kann – nicht klagen darf! – denn wer sonst kann sich schon so glücklich nennen, als Gewinner eines Preisrätsels in einem Airbus zu sitzen, Business Class, wohlverstanden, auf einer Traumreise, die ihn keinen einzigen Cent kostet! Eine Reise ins Paradies!

Sogar Engel fliegen mit: Sandra hat die oberste Karte abgehoben und legt sie offen auf den Stapel. Es ist ein Engel darauf abgebildet, ein Engel mit zwei Flammenschwertern und in rotschwarzer Rüstung. Über ihm steht, in gotischer Schrift: "Azrael". Florian hört Sandra seufzen. Ein leicht schmerzlicher Ausdruck überzieht ihr Gesicht. Hatte sie sich eine andere Karte gewünscht?

Florian schliesst die Augen und setzt ein Lächeln auf. Das hat er einmal gelesen: dass man nicht nur lächelt, wenn man glücklich ist, sondern dass man auch lächeln kann, um sich dann glücklich zu fühlen. Es funktioniert sogar. Wenn Laelia lächelt, denkt er, ist das anders. Bei ihr ist es Gewohnheit oder Berechnung. Glücklich kann das kaum machen. Florian hatte sie nach der Probezeit nur noch ein einziges Mal gesehen. Das war bei der Abdankung ihrer Mutter, etwa vier Jahre später. Es musste ein oder zwei Jahre vor ihrer Matur gewesen sein. Zufällig war Florian in der Zeitung die Todesanzeige aufgefallen, unter der auch Laelias Name stand. Da hatte ihn die Neugierde gepackt, und er ist hingegangen.

Die Kirche war voll von Trauergästen und wohl auch von vielen Neugierigen, denn die Worte, die in feiner Kursivschrift die

Anzeige krönten, und unter denen der Name der Modeschöpferin Coco Chanel geschrieben stand, war überaus ungewöhnlich und die Veröffentlichung entsprach, wie bei der Abdankung gesagt wurde, dem ausgesprochenen Wunsch der Verstorbenen: 'Die Schönheit, um von den Männern geliebt zu werden, die Dummheit, um sie zu erwidern.' Ihr Lebenslauf, der vorgelesen wurde, war kurz und hoffnungslos: Sie wuchs in Frankfurt auf, arbeitete als Model und heiratete mit zweiundzwanzig den um drei Jahrzehnte älteren Hanselmann. Mit vierundzwanzig wurde sie Mutter, lebte völlig zurückgezogen, war oft krank und starb mit zweiundvierzig.

Laelia war ganz in schwarz – ein Bild, das sich Florian unvergesslich eingeprägt hatte. Achtzehn war sie, ihr Vater bereits über sechzig. Unter den Zaungästen, zu denen auch Florian gehörte, wurde allerlei gemunkelt über den Tod der einst so schönen Frau des Chirurgen. Selbstmord sei es gewesen, sagten die einen. Aber da müsse jemand nachgeholfen haben, sagten andere. Auch über die Arroganz der Tochter wurde geschnödet – etwas, dem Florian eigentlich hätte zustimmen können, es aber trotzdem als sehr ungerecht empfand. Es drängte ihn, sie zu verteidigen. Er liess es bleiben. Aber erneut und noch stärker hatte dies seine Liebe zu ihr aufgerührt, denn wie einsam musste sie sich, so verkannt von allen, in ihrem Herzen fühlen! War das nicht genau dasselbe, worunter auch er selber litt? So fühlte er sich mit ihr noch mehr verbunden, als jemals zuvor.

Jetzt werden ein paar Aperitif-Häppchen serviert: Mini-Quiches Lorraines mit Broccoliröschen und Pastetchen gefüllt mit Jakobsmuscheln, Tartelletes mit rotem Paprika-Püree, Toastbrötchen mit Seehasen-Kaviar, Krabbenmousse und anderem Schnickschnack drauf. Und auch wieder ein Glas mit Champagner oder Sekt. Die Stewardess reicht es ihm hinüber, Sandra Hanselmann streckt ihre Arme aus, um behilflich zu sein.

"Es geht schon, danke". Die Flight Attendant ist etwas pausbackig. Das ist Florian lieber als wenn es eine wäre wie auf den Airline-Inseraten, von denen jede eine Misswahl gewinnen könnte. Diese wirkt mehr wie aus einem Inserat für Thurgauer Äpfel,

beruhigend durchschnittlich und sehr herzlich. Überhaupt ist alles nicht so steif wie er befürchtet hatte.

Sandras Kartenspiel liegt noch immer auf dem grünen, samteneu Tüchlein, die abgehobene Karte immer noch offen: Azrael. Ganz so problemlos ist das Herüberreichen des Champagnerkelchs nicht. Es schwappt etwas über, und statt sich wie erwartet zu entschuldigen, sagt die Flight Attendant zu Sandra Hanselmann: "Azrael! Diese Karte lassen Sie besser nicht so offen liegen." Sie sagt das so beiläufig und doch so bedeutungsvoll, als würde sie sagen: "Madame, Ihre Augenschminke macht sich auf Ihrer Wange breit oder: Monsieur, da sind noch ein paar Knöpfe offen.

"Sie kennen die Karten?" fragt Sandra Hanselmann, aber die pausbackige Hostess ist schon zwei Schritte weiter, dreht sich nochmals kurz um und sagt: "Bei mir fliegen Engel immer mit." Und sie lacht und sieht jetzt auch selber wie ein Engel aus, aber kein so transparentes Pastellwesen wie in Sandra Hanselmanns Kartenset, sondern ganz wie die Spatzen des Himmels, diese kleinen wohlgenährten Putten, die stupsnasig auf ihren Wölkchen hocken.

Sandra Hanselmann schüttelt amüsiert den Kopf, wundert sich, dass sich hier jemand mit Engelkarten auszukennen scheint und sieht deshalb davon ab, die Bemerkung der Hostess als Belehrung zu betrachten. Eine solche würde sie ausgerechnet in dieser Sache keinesfalls dulden, denn was Engel betrifft ist sie massgebende Fachfrau – eine Engelpäpstin, gewissermassen. Sie lässt die Karte weiterhin offen liegen.

"Ich heisse Sandra", sagt Sandra Hanselmann und lächelt Florian zu. Sie hält ihm ihr Glas zum Anstossen hin.

"Florian. Freut mich", sagt Florian, und lächelt zurück. "Schon wieder Alkohol!" sagt er. "Wie wird das noch herauskommen!"

Eine Frauenstimme aus einem Sessel schräg vor ihm zitiert Fakten aus einem Reiseführer. Ihr Mann, der neben ihr sitzt, gibt seinen Senf dazu.

Florians Reiseführer ist im Koffer. Er könnte jetzt einfach seine Nase in die Zeitung stecken und sich innerlich zurückziehen. Warum bloss hatte er sich ein Boulevardblatt geschnappt, mit so viel Rot und so viel Schwarz auf der Titelseite! Bei andern liegen nur graue Blätter. NZZ. FAZ. Auch englische und französische Zeitungen.

Dann kommt die Flight Attendant nochmals: "Oh, Frau Hanselmann, entschuldigen Sie bitte meine vorwitzige Bemerkung von vorhin, ich habe erst jetzt auf der Passagierliste Ihren Namen bemerkt..."

"Ist schon gut", sagt Sandra Hanselmann und ihre Stimme klingt sehr mütterlich. "Eine Karte verdecken, um ihre Wirkung zu verhindern? Nein, nein, das bringt nichts – im Gegenteil."

"Ich weiss", sagt die Hostess. "Ich war einfach erschrocken wegen dem Todesengel."

"Ja, ja, der gute Azrael, der überrascht halt immer wieder, das ist nur natürlich. Aber es muss ja nicht gleich ein Flugzeugabsturz bedeuten."

"Hoffen wir es nicht – touch wood!", sagt die Hostess erschrocken und klopft mit ihren Fingerknöcheln dreimal an Sandra Hanselmanns Lehne, als wäre sie aus Holz. "Ich hatte mich einmal für einen Ihrer Kurse angemeldet, aber er war schon ausgebucht."

"Schreiben Sie nächstes Mal auf die Anmeldung: 'Engel fliegen mit', das war sehr schön, wie Sie das gesagt haben. Sie werden dann bestimmt Ihren Platz bekommen."

"Das werde ich tun, vielen Dank. Ja, meine Engel, das heisst: Ihre Engel – die fliegen immer mit", sagt sie und hält Frau Hanselmann ihr Engelkarten-Päckchen hin, und auch gleich einen Filzschreiber: "Ich habe es extra schnell hervorgeholt. Wenn Sie mir die Karten signieren könnten...? Das wäre natürlich ganz toll!"

'Angelos Karten', steht in grosser Zierschrift auf dem Umschlag. Darunter der Name 'Sandra Hanselmann'. Sandra unterschreibt schwungvoll, mit grosser, breiter und sehr rund gestalteter Schrift. Sie kann es sich leisten, die Unterschrift pietätlos quer über den schwebenden Engel zu setzen, denn sie hat alle Engelbilder selbst entworfen. Eine Grafikerin hat sie nach ihren Vorgaben gestaltet. Andächtig, den Mund halb offen, beobachtet die Flight Attendant das Autogramm-Prozedere und eilt dann dankend an ihre Arbeit zurück.

"Man ja kann nirgendwo mehr inkognito hin", sagt Sandra Hanselmann scherzend zu Florian, denn sie ist sich ihrer Übertreibung bewusst. "Falls du auch eine Karte ziehen möchtest...?"

"Warum auch nicht... wenn es nicht gleich die Todeskarte ist", sagt Florian.

"Es gibt keine Todeskarte", beruhigt Sandra. "Azrael ist die Kraft der Erneuerung. Jeder Anfang fordert den Untergang des Alten. Ohne Tod wäre unsere Welt wahrhaftig eine tote Welt. Nur Sterben hält sie lebendig. Das klingt paradox, nicht wahr?"

"Das klingt tröstlich", sagt Florian.

Sandra mischt die Karten.

Wieder ist von rechts vorne die Frauenstimme zu hören: "Vierundvierzig Prozent Analphabeten! Hättest du das gedacht? Ein paar Hundert Lehrer – und die Entwicklungshilfe wäre erledigt." Es ist Frau Rosana Brunner, Unternehmensberaterin. Eine gross gewachsene, attraktive Frau mit Sinn für pragmatische Lösungen.

"Mit Lehrermangel hat das nichts zu tun, meine Liebe", sagt ihr Mann, Professor Xaver Brunner. "Wie sollen die Kinder zur Schule gehen, wenn sie doch arbeiten müssen?" Er ist Geschichtspräsident an einem Berner Gymnasium. Das pure Gegenteil seiner Frau: klein und knurrig und mit einer Haut wie die stockfleckigen Seiten alter Folianten in einer Stiftsbibliothek. Das hindert seine Frau Rosana nicht, andächtig seinen kritischen, präzisierenden Fussnoten, die er ihren Worten stets beifügt, zu lauschen. Sie blättert weiter in ihrem Reiseführer und wirft ihrem Gatten hin und wieder einen Häppchen vor.

Florian wählt sich seine Karte in der Weise, wie er das bei Sandra gesehen hatte. Auf seiner Karte ist ein Engel abgebildet, der über ein Dorf mit Kindern, Erwachsenen und Greisen hinweg fliegt.

"Oh, wie schön!" ruft Sandra mit Begeisterung! "Goldrichtig für den heutigen Tag! Der Schutzengel der Reisenden. Beneidenswert!" Sie lächelt Florian wohlwollend zu.

Dieser macht ein stolzes Gesicht, als wäre es sein Verdienst, genau diese Karte gezogen zu haben. Ein Schutzengel für diese Reise, das kann er gebrauchen!

"Gemeint ist im Grunde natürlich nicht bloss eine Ferienreise", dämpft Sandra Florians Begeisterung. "Die Karte greift viel tiefer. Es geht um deine Lebensreise", sagt sie bedeutungsvoll.

Florian legt die Karte vor sich hin. "Von der Wiege bis zur Bahre..." murmelt er und lehnt sich zurück.

Sandra stellt ihm ein paar Fragen, die wie Samen aus einer Tüte für Sommerblumen in Florians Seele rieseln und zu einem bunten Strauss von Antworten spriessen. Selbst aus uralten Zeiten seines



Lebens kramt Florian Dinge hervor, die er vorher selber kaum gewusst hatte. Doch hier, zehntausend Meter über der Erde, im tief schürfenden Gespräch mit Sandra Hanselmann, weiss er plötzlich, wie alles war in seinem Leben. Dass alles so eng war bei ihm zu Hause und er auch gar nicht wusste, ob er mehr Freude am Fussballspielen oder am Lesen oder am Zeichnen oder am Nichtstun habe, und dass er darum nichts wirklich gern gemacht hatte und auch gar nicht wusste, was er wollte und was er sich wünschen sollte. Jetzt aber, hier, über den Wolken, von Engeln inspiriert, fällt es ihm wie Goldstaub von den Augen. Jetzt sieht er, wie trübe und langweilig das gewesen sein musste, und dass er halt immer gehofft hatte, eine Glücksfee würde kommen und ihm genau das schenken, was er schon immer, ohne es zu wissen, gewollt hatte. Plötzlich wird ihm alles klar: alle die vielen Postkarten und Kuverts mit den Lösungen der Preisausschreiben, die er an Unilever, an Omega, an General Motors und die vielen anderen Unternehmen geschickt hatte – sie waren stets ein Bittschreiben an seine Glücksfee. Mögen andere über diese Erkenntnis lächeln, ihm jedenfalls drückt sie die Tränen in die Augen. Doch dass er diese Reise bei einem solchen Wettbewerb gewonnen habe, dies allerdings verschweigt er.

"Vier Prozent", steht hier, hört man Rosa Brunner aus ihrem Reiseführer zitieren, "vier Prozent Guatemalteken verfügt über –"

"Verfügen über!"

"Prozent, das ist doch Einzahl."

"Aber es sind vier Prozente. Also Plural."

"Verfügen? Ja, verfügen über – stell dir vor – achtzig Prozent der Ländereien! Kein Wunder, ziehen alle in die Hauptstadt."

"Um sich dort der Mara anzuschliessen", ergänzt der Geschichtsprofessor. "Sie rauben und morden grad wie es ihnen beliebt. Wer bei ihnen etwas gelten will, muss getötet haben."

"Jetzt machen Sie aber einen Punkt!" ruft eine Reihe weiter vorn Frau Ruth Borer-von Adelhorst erbost. Sie ist aufgestanden, stützt sich auf ihre Sitzlehne und krallt ihre Finger ins Polster.

"Ich halte mich nur an die Fakten", rechtfertigt sich Xaver Brunner. "Sangre Afuera, Sangre Adentro, nennen sie das: aussen Blut, innen Blut. Ich kann's leider Gottes nicht ändern."

"Sie können mir mit Ihren Fakten...!", futtert Frau Borer-von Adelhorst. "Ich lasse mir von Ihnen doch die Ferien nicht vergällen!

Wir fliegen ins Paradies und Sie tun, als würden wir in die Hölle reisen!"

"Beruhige dich", sagt ihr Mann Ralf, "natürlich reisen wir ins Paradies. Er hat einfach ein bisschen übertrieben, das tun wir doch alle!"

Sandra schläft. Wenn Florian zu ihr hinüberschaut, kann er auch Laelia sehen. Sie sieht jetzt aus wie eine Schleiereule. Ihre Augen sind mit einer Maske zugedeckt: zwei, graue, runde Teller, fast so gross wie Bierdeckel.

Kurz vor der Landung meldet der Pilot Turbulenzen, als hätten die Passagiere am Rütteln und Schütteln des Fliegers das nicht selbst schon bemerkt. Turbulenzen über dem Golf von Mexiko sind nicht ungewöhnlich. Die Maschine beginnt zu schlingern und sackt in den Fallböen ab, als würde sie ins Bodenlose fallen, fängt sich dann wieder auf und wird geschüttelt wie ein Shaker in den Händen eines Barkeepers. Die Flight Attendants sind voll beschäftigt mit Beruhigen und dem Verteilen von feuchten Tüchern und zusätzlichen Papiersäcken.

Am Flughafen wird die durchgeschüttelte Reisegruppe von der in Guatemala City stationierten Reiseleiterin, Frau Dr. Hilde Rothburg, empfangen. Mit einem kleinen, für die drei Ferienwochen zur Verfügung stehenden Reisebus fährt das Grüppchen ins Hotel. Frau Rothburg stellt den Fahrer, einen dunkelhäutigen Maya, mit seinem Vornamen Pablo vor. Pablo erntet auch bereits grosses Lob für seine Fahrkünste im dichten Verkehr der Hauptstadt. Die Fahrt dauert keine Stunde, denn der Flughafen befindet sich fast mitten in der Stadt.

Das Hotel hat vier Sterne. Es ist in der so genannten "Zona Viva". Vielleicht ist damit gemeint, dass sich hier gut leben lässt, inmitten eleganten Lifestyles mit Bars, Restaurants und Nachtclubs. Nur Touristen und Geschäftsleute, die nach Guatemala City – oder Guatemala Ciudad, wie die Capital auch heisst – kommen, finden hier Unterkunft. Die meisten andern, die hier täglich aus allen Ecken des Landes ankommen, stranden in den Slums.

Die Capital liegt auf einer Hochebene, rundum eingepackt von Bergketten und Vulkanen. Es brodeln in dieser Stadt, als läge sie selber auf dem Schlot eines Vulkans. Zwischen den Häusern hängen klebrig und schwarz träge Schwaden von Abgasen, Rauch und Russ. Und durch alles hindurch dringt der ohrenbetäubende Lärm von Motoren und Menschen und von Salsamusik dröhnenden Boxen!

Wie eine Oase des Friedens empfängt der Hotelpark seine Gäste. Vielleicht ist es auch nur eine trügerische Ruhe, abgeschirmt vom Leben da draussen, ein Stück heile Welt, ein bisschen Tun als ob. Die Pflanzen sind üppig und gepflegt, beschattete Tische und Stühle stehen einladend bereit, lauschige Nischen locken zum Verweilen. Und inmitten von allem, ein Juwel von einem Swimmingpool, kristallklar und so tiefblau, wie der Himmel bei diesem Smog über der Stadt niemals mehr sein kann.

Die Gäste beziehen ihre Zimmer. In einer Stunde ist Mittagessen.

Stürme, wie Florians Reisegruppe sie beim Anflug von Guatemala erlebte, hatten schon den Eroberer Francisco Hernández de Córdoba auf seiner Jagd nach Sklaven vom Kurs abgetrieben. Das kommt hier öfter vor, dass ein Tiefdruckgebiet sich zu einem Sturm aufbaut und heftige Regenfälle auslöst, wie etwa bei der Katastrophe vom Oktober 2005. Zwar hatte sich der Sturm vorerst wieder beruhigt, aber die Ruhe war trügerisch. Das Wasser in der Bucht von Campeche hatte sich gefährlich erhitzt und reizte die schon fast wieder träge vor sich hindrösenden Elemente zu neuem Aufbrausen. Der blindwütende Hurrikan ergoss sich mit verheerenden Regenfällen über grosse Teile von Guatemala, El Salvador, Mexiko, Honduras und Nicaragua. Man gab ihm den Namen Stan. Wie Stan Laurel, über den man sich kaputt lachen kann. Aber Stan Laurel war schon vierzig Jahre tot und hiess gar nicht Stan Laurel, sondern Arthur Stanley Jefferson, wie der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Bei diesem Stan aber gab es weder zu lachen und für viele nicht die leiseste Chance sich zu befreien. Erinnerung dich an Coatepeque, im westlich gelegenen

Bezirk Quetzaltenango in Guatemala: hier mussten über zehntausend Menschen ihr Haus verlassen. Oder denk an San Marcos, an Ocos, am pazifischen Ozean, dem Dorf von María, wo von fünftausend Einwohnern zweitausend obdachlos wurden, weil der Fluss das Wasser von den Bergen nicht mehr halten konnte, weil es über die Ufer stieg und die Häuser wie Zündholschachteln weggespült hatte. Oder ist das alles schon vergessen gegangen, weil es nicht erst gestern geschah und weil es so unendlich weit weg ist, dieses Guatemala, ja wo liegt denn das eigentlich? Und wer mag schon lange hinschauen, wo Gewalt am Werk ist?

Würde man noch genauer hinschauen, dann sähe man nicht nur Zahlen sondern hinter ihnen auch die inzwischen zur Achtzehnjährigen herangewachsene María, die zu Hause in Ocos war, als die Flut kam. Das Haus wurde weggeschwemmt, brach in sich zusammen und versank in Schutt und Schlamm. Mit dem Haus auch ihre Mutter, der Vater und zwei ihrer Brüder. Auch ihre Tiere, Hühner und Schweine, überlebten nicht. Es war kein Durchkommen im Dorf. Meterhoch lag überall der Schlamm, darin Menschen, Tiere und Hausrat. Nur die grossen Baumriesen konnten sich mit ihren Ästen am Himmel festhalten. Sie standen unverändert, als kümmere sie nicht, was zu ihren Füßen geschah. Sie gaben diesem Land einst den Namen: Guatemala, das bedeutet "Land der Bäume".

Cisco, Mariás älterer Bruder, blieb am Leben. Und auch Ana, die Grossmutter. Sie arbeitet, als der Hurrikan über das Land fegte, für einige Wochen auf einer Baumwollplantage, eine halbe Tagesreise entfernt. Hingefahren war sie auf einem der Lastwagen, der in den Dörfern Arbeiterinnen einsammelte. Es dauerte Tage, bis sie wieder heimgekehrt war, zu Fuss, denn die Strassen waren unbefahrbar geworden. Doch was heisst heimgekehrt! Das Dorf war weggespült. Ana wusste, dass es so kommen konnte, sie kennt die Mythen ihres Volkes: Die Weltzeiten kommen, die Weltzeiten gehen. Am Ende von jedem Kreislauf schüttet die Göttin Wasser aus einem himmlischen Krug auf die Erde nieder und lässt sie in den Fluten ertrinken. Andere erzählen, dass es der Göttin Tränen sind, die sich, alles überspülend, aus ihren Augen auf die Erde ergiessen. Für Tränen und Trauer blieb keine Zeit. Wichtiger war zupacken, räumen und retten so weit sie das alleine konnten, denn Hilfe kam erst nach Tagen. Es fehlte an allem: an Nahrung, an Trinkwasser, an Unterkünften, an medizinischer

Versorgung. Wärme und Feuchtigkeit unterstützten das tödliche Regime von Denguefieber, Malaria und Typhus.

Noch drei Monate blieb María in Ocos. Die Situation hatte sich kaum gebessert, und dies ohnehin nur äusserlich. In ihrem Herzen blieb die Zerstörung unvermindert. Da wusste sie, dass sie weggehen würde. Wohin, das war nicht so wichtig, einfach weg von hier.

"Ich möchte weg von hier", hatte sie nach den verheerenden Regenfällen zu Cisco gesagt.

Aber Cisco hat sie ausgelacht: "Wo willst du schon hin!"

Die Touristen blieben weg. Wie gut es diese doch hatten: sie konnten kommen und gehen, ganz wie es ihnen passte. Sie konnten kaufen, was immer sie wollten. Sie hatten ihr Haus irgendwo in Europa oder den Vereinigten Staaten oder in Australien. Sie hatten ihre Wurzeln in sicherem Boden.

"Ich will weg", hatte sie auch zu Ana gesagt, "ich will irgendwohin, wo es sicher ist, wo ich leben."

"Du wirst das vergeblich suchen", hatte Ana geantwortet, "du hast das alles in dir drin, was willst du mehr?" Es klang für María wie Spott und Hohn, denn in ihr drin war nichts als nur eine grosse Leere.

"Ich gehe", hatte sie zwei Monate später zu Cisco gesagt.

"Wohin?"

"Nach Europa."

"Warum nicht gleich auf den Mond?" lachte Cisco. Dann verbot er ihr, je wieder davon zu reden. Er verbot ihr vieles. Seit die Eltern tot waren, hatte sich Cisco sehr verändert. Die Leichtigkeit von früher war verschwunden. Er war wie der Vater geworden: streng und dominierend. Sogar gegenüber Ana wurde er hart und scheute nicht, sie herumzukommandieren.

"Warum lässt du dir das von Cisco gefallen", wollte María von Ana wissen. Ana war dabei, Maisbrei für Tortillas zu kneten.

"Hast du nichts zu tun?" fragte sie zurück, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen.

Da hörte María auf zu fragen. Natürlich hatte sie zu tun. Schwerarbeit, die keinen Centavo einbrachte. Und wenn sie zwischendurch mal eine Woche in einer Kaffeepflanzung im Departement Quetzaltenango arbeitete, war es für einen Hungerlohn. Sie hasste das Schuftentum in den Plantagen, vierzehn Stunden am Tag und unter Bedingungen, die noch schlimmer waren als die Arbeit

selbst. Zu gross aber waren Drohungen und Einschüchterungen der bewaffneten Aufseher, um sich noch wehren zu wollen.

María verliess Ocos, ohne dies noch jemals zu erwähnen noch ohne jemandem auch nur ein Wort des Abschieds zu sagen. Sie wollte in die Hauptstadt, denn wenn es irgendwo in diesem Land besser sein könnte, dann nur in der Capital, dachte sie. Sie besass nichts, das sie mitzunehmen brauchte. Geld hatte sie nur wenig. Sie fuhr mit einer Camioneta bis Quetzaltenango, von dort mit einer weiteren Camioneta nach Totonicapan. Auch zwei Rucksacktouristen fuhren mit und versuchten vergeblich, sich mit María zu unterhalten. Sie sprachen Englisch und nur ganz wenige Worte Spanisch. María war froh, nicht reden zu müssen. Als sie in Totonicapan ausstiegen, machte der eine noch Fotos von ihr, sagte ihr, wo sie sich hinstellen soll, wie sie den Kopf halten soll und wie die Hände. Er schob und stupfte an ihr herum wie an einer Puppe. Dann schoss er seine Fotos. Am Ende wollte sein Freund noch ein Bild von sich und María, stellte sich neben sie und legte ihr den Arm um die Schulter. María lächelte, wie es der Mann gewünscht hatte. Er gab ihr einen Quetzal. Das war gut. Sie schämte sich nicht, die Münze anzunehmen, sie hatte schon als Fünfjährige von Fremden Geld angenommen. Überhaupt hat sie schon viel gelernt mit ihren achtzehn Jahren, obwohl sie die Grundschule viel zu früh abgebrochen hatte. Sie weiss darauf zu achten, ob Weggeworfenes noch brauchbar ist oder nicht. Und sie weiss, wie sie auf dem Markt, ohne dass es besonders auffällt, herumliegendes Gemüse und Früchte einsammeln kann. Das half ihr auch in Totonicapan. Von hier ging sie weiter zu Fuss und verdiente sich zwischendurch mit Plantagenarbeit einige Quetzales. Manchmal konnte sie kurze Strecken kostenlos oder für wenig Geld mitfahren. Einmal mit einem Lastwagen. Da sie nicht bezahlen konnte, glaubte der Fahrer, sich mit Gewalt an ihr schadlos halten zu dürfen.

Sie kam nach San Miguel Dueñas, nicht weit entfernt von der Capital. Hier blieb sie zwei Monate und arbeitete in den Gewächshäusern für die Produktion von Weihnachtssternen. Es ist eine unheimliche Gegend, mit dichten Wäldern und gefährlichen Schluchten, aber gefährlicher noch ist die Arbeit in den riesigen, pestizidverseuchten Gewächshäusern. Die Kaffeeplantagen, die es hier früher überall hatte, sind verwahrlost und verwildert, seit das grosse und das kleine Geld mit dem Export von Weihnachtssternen lockte.

Das grosse Geld für die ausländischen Unternehmen, die jährlich über dreihundert Millionen Setzlinge ins Ausland verkaufen. Das kleine Geld für die Frauen und Kinder, die hier Ihren Lebensunterhalt verdienen und nicht selten am Ende mit ihrer Gesundheit noch draufzahlen.

Hier fand sie Diego. Er war damals elf, heute ist er bald dreizehn. Ein Maya-Junge, der aus derselben Gegend stammen musste wie María, denn er sprach dieselbe Mayasprache. Seine Mutter war eines Tages verschwunden, kein Mensch wusste, wohin, und der Vater, in seinem täglichen Suff hatte es aufgegeben, sie zu suchen. Da hatte Diego nicht lange überlegt und ist abgehauen. Er hatte sich in einer Lastwagenladung Bananen versteckt und war mitgefahren. Als er entdeckt wurde, bekam er Prügel und wurde auf der Strasse zurückgelassen. Jetzt war er hier und behauptete, den Namen seines Dorfes und auch seinen Familiennamen vergessen zu haben. Vielleicht stimmte es sogar, María jedenfalls glaubte ihm.

Sie arbeiteten in den Treibhäusern oft zusammen. Einmal sagte Diego: "ich will nur noch mit dir zusammen arbeiten."

"Ich habe aber keine Lust, noch lange hier zu bleiben", sagte María. "Ich will in die Hauptstadt."

"Dann gehe ich mit dir", sagte Diego.

"Daraus wird nichts! Ich kann nicht dich auch noch durchbringen. Ausserdem geh' ich nach Europa."

"Vorher will ich mit dir schlafen, ich weiss genau, wie das geht." Diego machte eine obszöne Geste und grinste dazu, als wäre er schon sechzehn.

"Du bist ein Schwein", sagte María.

Eines Tages kam der Chef ins Treibhaus, zusammen mit einem Mann, den María hier schon öfter gesehen hatte.

"Komm mit!", sagte der Mann zu María. Sonst kein Wort.

"Mach schon!", doppelte der Chef nach. Sie ging hinaus und sah, wie der Mann und der Chef Geldnoten austauschten. María weiss nicht, wer wen bezahlt hat. Ihren Lohn für die Arbeit im Gewächshaus erhielt sie nicht. José würde ihn bezahlen, sagte der Chef. José – so hiess der Mann.

"Ich komme nur, wenn auch Diego mitkommt", hatte María gesagt. Sie sagte es laut und sehr bestimmt, und ihre Augen bekamen einen Ausdruck, der ihre Entschlossenheit noch unterstrich. Der Chef wollte Diego nicht hergeben, aber María liess nicht locker. Sie tauschten nochmals Geld, dann kam auch Diego mit. Sie stiegen zu José ins Auto und fuhren weg.

José war damals etwa vierzig Jahre alt. María und Diego sind immer noch bei ihm. Er hat ein Haus und grosse, mit Mais angebaute Felder in Santa Catarina Pinula, ein paar Kilometer südöstlich der Capital. José war Mariás Erlöser – so jedenfalls sieht er das. Und sie sah das anfänglich ebenso. Doch bald zeigte sich, dass José auch glaubte, ihr Besitzer zu sein. Über andere Menschen zu verfügen, das hat hier Tradition. Ihre Leibeigenen hatten schon die Ureinwohner des Landes. Sie rekrutierten sie aus Verbrechern, aus Schuldnern, Waisen und Kriegsgefangenen. Auch unter den spanischen Eroberern blühte hier der Sklavenhandel. Von aussen betrachtet, war Mariás Leben bei José zwar nicht vergleichbar mit dem einer Sklavin. Sie lebte in einem Wohlstand, wie sie ihn zuvor nicht gekannt hatte. Auch für die Arbeit im Haus und auf den Feldern hatte José seine Leute. Es war mehr eine Versklavung der machistischen Art, abhängig von José's Unberechenbarkeit und Gewalt.

"Schau", hatte er ihr einmal gesagt, mit einer Stimme, die so ruhig war, wie die Luft vor dem Hurrikan, "dein Leben ist in meiner Hand", und er streckte ihr seine offene Hand hin. "Ein Mucks, und ich drück zu", und seine Finger schlossen sich zur Faust, dass die Adern am Handgelenk aufquollen. In diesen Adern fliesst nicht nur einheimisches, sondern auch spanisches Blut. Er ist ein Ladino, ein Mestize. María ist eine Indígena, eine Maya. Von Gleichberechtigung zwischen den beiden kann nicht die Rede sein.

Für Diego brachte der Wechsel von den Weihnachtssternen zu José keinen grossen Unterschied. Auch hier schuftet er oft bis zum Umfallen, und mehr als Essen und ein Dach über dem Kopf gibt es für ihn auch hier nicht. Immerhin bleibt er hier vor den Pestiziden verschont, das ist schon mal gut. Seine Ausschläge gingen bald zurück, ebenso bei María. Dafür hat er hier das Risiko, von der Polizei geschnappt zu werden, denn José verschafft sich seinen gehobenen Lebensstandard nicht mit seinen paar Maisfeldern. Er bezieht Geld auch aus dem Zwischenhandel mit Drogen aus Südamerika, die für den



Verbrauch in den USA bestimmt sind. José ist nicht der grosse Drahtzieher, er ist bloss einer der kleinen Fische, die, wenn sie ins Netz gehen, rasch durch andere ersetzt werden können. Für das grosse Geschäft würde er sich nicht eignen, denn José, ganz und gar Kleinkrämer, handelt auch auf der Strasse, mit Kokain – kleine Portionen, nicht grösser und schwerer als eingetrockneter Taubenschiss. Und mit getrockneten, halluzinogenen Kakteen. Gross und schwerwiegend sind die Risiken, denen er sich dabei aussetzt. Das gleiche gilt auch für María und Diego.

Diegos Schlafstelle ist in der Hütte, bei den andern Arbeitern. María wohnt mit José im Haus. Sie hat ein kleines Zimmer für sich. Manchmal schläft José bei ihr, manchmal in seinem eigenen Zimmer. Was immer José von ihr verlangt, María tut es. Sie erträgt alles, auch Schläge erträgt sie, und ausser Haus verdeckt sie die Spuren der Gewalt. Sie schweigt darüber, denn die Wahrheit darf keiner wissen, es wäre eine noch grössere Erniedrigung für sie. María versucht sich einzureden, dass dies alles in Ordnung so sei, und sie sieht auch, dass es vielen andern nicht besser geht. In ihr drin aber wehrt sich etwas dagegen, sich einfach mit allem abfinden zu müssen. Als der Hurrikan das Haus weggespült hatte, als Eltern und Geschwister in Schutt und Schlamm erstickten, da wehrte sie sich dagegen, alles einfach hinzunehmen und weiterzuleben, als wäre nichts geschehen. Weggehen war gut. Später hat sie auch versucht, wieder zu lachen und zu singen, doch mit dem Singen kam auch der Schmerz, mit der Heftigkeit einer Surmflut, wieder hoch. Sie sang trotzdem weiter, durch ihr Weinen hindurch, mit einer Stimme, die ihr fremd war, so dunkel und kraftvoll, als käme sie aus der Tiefe der Erde. Auch José hatte aufgehört. Er liebt es, wenn sie singt. Vielleicht liebt er nicht nur ihren Gesang, vielleicht liebt er sie überhaupt. Er schlägt sie und er liebt sie. Vielleicht muss es im Leben so sein.

María hatte ihrem Bruder geschrieben, es ginge ihr gut in der Capital. Eines Tages stand Cisco da und holte sie nach Ocos zurück. Ohne José nochmals zu sehen, ist sie mit Cisco in einer Camioneta wieder nach Haus gefahren. Die Verwüstungen des Hurrikans waren weiterhin unübersehbar geblieben. Notdürftig hatte Cisco ihr Haus

zwar wieder aufgestellt. Die Strassen waren längst geräumt und wieder befahrbar, doch überall lagen noch Berge von Schutt. Das Elend schrie weiterhin zum Himmel, aber Hilfe gab es von dort keine. Nein, hier war kein Zuhause mehr für María. Nicht der Komfort war es, der ihr hier fehlte, und an den sie sich bereits gewöhnt hatte. Viel schmerzlicher war es, hier untätig erneut in Trauer zu verfallen, nur stets das Verlorene und Unersetzliche vor Augen zu haben. Sie hatte sich nach drei Tagen bereits zur Rückkehr zu José entschlossen, da kam José von selbst, zusammen mit Diego. Unerwartet stand er mitten in ihrem Bretterschlag. Er war freundlich, geradezu liebevoll, und schon schien es, als hätte ihr Weggehen sein Wesen verändert. Aber niemand ändert sich so rasch. Sie fuhr mit ihm und Diego in die Hauptstadt zurück. Nach wenigen Tagen war alles genau wie zuvor. Nur, es zu ertragen, war noch schwieriger geworden.

Das Mittagessen an diesem ersten Tag der Reisegruppe in Guatemala findet im grossen Speisesaal des Hotels statt. Einer der grossen Tische ist für die Gruppe reserviert. Die Reiseleiterin, Hilde Rothburg, isst nicht mit. Sie erkundigt sich, ob alle mit ihren Zimmern zufrieden seien und schlägt vor, dass alle sich duzen.

Hilde Rothburg, ist es sich gewohnt, Reisegruppen zu führen. Ihre Stimme ist laut und unüberhörbar, fast etwas zu laut für die kleine Gruppe in diesem Speisesaal, aber das hat seine Gründe: sie hat die Erfahrung gemacht, dass sich eine kräftige Stimme bei Führungen bewährt. Und in akademischen Reisen sind die Teilnehmer oft verhältnismässig alt, ihr Gehör ist abgenutzt, sie können froh sein, wenn ihre Reiseleiterin Rücksicht darauf nimmt. Nicht nur die Kraft ihrer Stimme, auch ihr Auftreten und ihre Erscheinung hat etwas Militärisches.

"Nach dem Essen treffen wir uns zur Stadtrundfahrt. Morgen steht der ganze Tag zur freien Verfügung." Das sei wichtig, um sich anzuklimatisieren und wegen dem Jetlag. Die Zeitdifferenz zur Schweiz beträgt immerhin acht Stunden, und die geographische Breite entspricht etwa der Gegend südlich der Sahara.

"Übermorgen fahren wir nach Antigua, der alten Hauptstadt", sagt Hilde Rothburg. "Die Konquistadores aus Spanien nannten sie –

ich muss erst tief Atem holen: La Muy Noble Y Muy Leal Ciudad de Santiago de los Caballeros de Goathemala. Uff! Sie wurde im achtzehnten Jahrhundert von einem Erdbeben fast vollständig zerstört. Zum Nachtessen gibt's dann traditionelle guatemalteckische Küche. Wer von euch zieht vegetarisch vor?"

Ein paar Hände schnellen hoch wie bei begeisterten Primarschülern. Da auch Sandra Hanselmann und Laelia Sergej die Hand hoch halten, schliesst sich Florian ebenfalls den Vegetariern an.

"Und nun, bitte – bedient Euch!" Selbst dieser freundlichen Einladung fehlt es nicht an Schneid.

Das Essen holen sich die Gäste vom Buffet – aus einer Auswahl, wie Florian sie nicht für möglich gehalten hätte. Kalte und warme Speisen, Fleisch, Fisch in allen Variationen, Meerfrüchte, Salate und ein Extratisch mit Desserts. Florian nimmt seine Kamera hervor: das Buffet ist ein Foto wert.

"Am meisten bin ich auf diese Astronauten-Götter gespannt", sagt Edi, der Mann mit dem Pferdeschwanz zur andern, noch schweigenden Seite des Tisches und blickt erwartungsvoll in die Runde. Hier sitzen Laelia Sergej, Sandra Hanselmann und Florian. "Die Vorstellung, dass hier Astronauten aus einem anderen Sonnensystem gelandet sind, ist ja schon sehr faszinierend", fügt er bei, als niemand reagiert. Er knackt mit seinen Zähnen eine Languste auf und zerlegt sie mit den Fingern.

"Ich versteh nicht, was du meinst", sagt Laelia Sergej. "Wir sind hier in Guatemala und nicht auf dem Mond."

"Sorry!", sagt Edi. Eine so brüske Antwort hatte er nicht erwartet. "Die Theorie, dass die Götter auf den Steinskulpturen der Maya Astronauten zeigen, gehört doch zur Allgemeinbildung."

"Davon gehört, habe ich auch", sagt Florian. Er freut sich, dass er sich schon ganz zu Beginn am Gespräch beteiligt. Das ist sonst immer so schwierig. Je länger er zuwartet, desto mühsamer wird es. Er hat eine Schale Garnelen in Currysauce vor sich stehen und probiert eine Löffelspitze. Es schmeckt köstlich. Oder vielleicht doch ein bisschen zu scharf? Er hat sich noch keine Meinung gebildet. "Aber vielleicht", fährt Florian mutig fort, "vielleicht ist das mit den Astronauten ja nicht so wörtlich zu nehmen?". Florian hat das Gefühl, dass es jetzt diese vermittelnden Worte braucht, denn die Stimmung am Tisch ist ohnehin schon ziemlich gedämpft, so dass ihm auch die

Garnelen nicht wirklich schmecken wollen. Oder die Sauce ist halt eben doch zu scharf.

"Wortklauberei macht keinen Spass", sagt Edi.

"Ich habe auch darüber gelesen", sagt Sandra Hanselmann.

"Aber ich kann nichts anfangen damit. Ich frage mich, ob es nicht etwas despektierlich ist, die Götter der Maya zu Astronauten herabzuwürdigen? So unendlich viel spirituelle Weisheit wird da einfach zunichte gemacht."

"Das finde ich jetzt doch etwas gar übertrieben, Tantchen", sagt Laelia zu Sandra, und ergänzt, leiser und tonlos: "So rücksichtsvoll kenne ich dich ja gar nicht."

Ihre Stiefmutter geht nicht darauf ein und lächelt sie freundlich und verständnisvoll an, was Laelia reizt, das Thema noch nicht ganz abzuschliessen:

"Wir sind sicher nicht der einzige Planet auf dem es Leben gibt, nicht wahr?" Dieses "Nicht wahr?" richtet sie an Edi, der befriedigt nickt und sich die Langustensauce von den Fingern leckt.

"Was hast du da in deinem Teller?" fragt er sie.

"Irgendein Carpaccio. Thunfisch, vermutlich."

"Schmeckt's?"

"Es geht. Du bist doch sicher nicht nur der Astronauten wegen hier?"

"Ja und nein", sagt Edi vieldeutig. "Ich habe mein Ticket aus einer Konkursmasse übernehmen müssen, sonst wäre ich jetzt mit Sicherheit nicht hier. Aber nichts gegen euch: nette Gesellschaft, ein gutes Essen – besser könnte es nicht sein. Und vielleicht komme ich hier auf Ideen für ein lukratives Geschäft. Antiquitäten zum Beispiel." Dann lacht er laut und fügt bei: "Für russische Millionäre, die zahlen jeden Preis. Du hast einen russischen Namen, habe ich gesehen."

"Die Ausfuhr von Antiquitäten ist verboten, da kannst du Gift drauf nehmen", sagt Laelia, ohne auf seine Bemerkung einzugehen.

"Du bist ein Computer-Mensch", wie ich auf deinem Namensschild gelesen habe, sagt Sandra Hanselmann.

"Ein Computer-Mensch, das klingt gut!" lacht Edi. Sein Lachen klingt nicht sehr glücklich. Seine Firma nennt sich zwar International Informatik-Consulting, aber er ist selbst sein einziger Mitarbeiter, und statt 'international' wäre das Wort 'lokal' viel passender. Über ein paar Websites, die er für Handwerker und Dienstleister gestaltet hat und ein

paar Supports bei abgestürzten Computern, ist er nicht hinausgekommen. Dabei weiss er seit Jahren mit aller Sicherheit, dass irgendwo das grosse Geschäft auf ihn wartet, ja geradezu auf ihn lauert. Er muss alles nur ruhig auf sich zukommen lassen. Dann braucht er nur noch mit den Fingern zu schnippen, und schon ist er ein gemachter Mann.

"Und was ist dein Beruf?" fragt er Sandra und fügt rasch bei: "Nein! Lass mich raten: Lehrerin? Psychologin?"

Sandra hat jeden seiner Tipps halb bejaht und halb verneint. Sie weiss nie recht, was sie sagen soll, bei der Frage nach ihrem Beruf, denn eigentlich folgt sie mehr einer Berufung, als dass sie einen Beruf ausübt.

"Ich bin Erwachsenenbildnerin", sagt sie, "aber das ist nur ein Teil. Ich mache auch ganzheitliche Lebensberatung." Sie wendet sich wieder dem Essen zu, denn sie mag jetzt nicht in die Einzelheiten gehen, auf zu viel Skepsis stösst sie oft, wenn sie von ihrer Arbeit erzählt. Astrologie, Kartenlesen, Channeling und Ähnliches sind nicht jedermanns Sache.

Edi scheint sich damit zufrieden zu geben. "Und du?" fragt er und schaut Laelia an.

"Nichts Besonderes", sagt Laelia, "ich arbeite in der Gerichtsmedizin. Ich habe Medizin und Biochemie studiert."

"Nichts Besonderes, sagst du? Zwei Studien und was für ein Job! Da bist du dauernd mit dem Stilett unterwegs?"

"Mit dem Skalpell, meinst du? Überhaupt nicht. Mein Gebiet ist die Toxikologie."

"Das klingt echt krimimässig. Und warum macht ihr ausgerechnet in Guatemala Ferien?"

Laelia blickt zu Sandra und zögert.

"Ist schon gut", sagt Sandra. "Du kannst es ruhig sagen."

"Eigentlich wäre jetzt mein Vater hier", sagt Laelia. Und wieder schaut sie auf Sandra, die neben ihr sitzt und sie mütterlich lächelnd anschaut. "Er hätte mit dir fliegen wollen. Du willst mehr über die Maya erfahren, darum die Reise. Aber dann... er starb vor einem Monat. Da hat Tantchen die Reise auf mich umschreiben lassen. Sie wollte auf die Reise nicht verzichten." Laelia schaut auf Sandra, die mit Essen innehält und das Besteck neben den Teller gelegt hat.

"Es war aber deine Idee mitkommen zu wollen", sagt Sandra. Für einen Augenblick ist es still am Tisch, nur das Klappern des Essbestecks auf den Tellern ist zu hören.

"Dann bist du also nicht ihre Nichte?" fragt Edi kombinierend, doch gibt er sich die Antwort gleich selber: "Aber ja, natürlich nicht!"

"Das tut mir leid, dass...", sagt Florian zu Sandra und Laelia.

"Danke", sagt Sandra.

Laelias Blick ruht ungerührt auf Florian. Sie müsste doch wissen, wer ich bin, denkt Florian, meinen Namen müsste sie erinnern, mein Gesicht erkenne! Aber nicht mit der Wimper gezuckt hat sie bei der Begegnung auf dem Flughafen.

"So ist das Leben", sagt Edi zu Laelia, "freu dich, dass du hier bist!" Schluss mit diesem Thema und dieser Sterbensstimmung! Er mag das nicht, schon gar nicht in den Ferien.

"Und warum machst du die Reise?" fragt Laelia und schaut auf Florian.

Die Frage reisst Florian aus seinen Gedanken, die ganz bei Laelia waren. Sie erinnert ihn an seine Orchideen. Sie hat in ihrer Erscheinung etwas Unwirkliches, Abgehobenes. Bei Orchideen ist das ähnlich. Nicht allen gefällt dieses Perfektionistische. Es gibt Menschen, die finden Orchideen steril, leblos, sie fassen sie mit Händen an und kneifen sie in die Blütenblätter um festzustellen, ob sie nicht aus Plastik sind. Laelias Haut ist hell, fast durchscheinend, das blonde Haar straff zusammengebunden, dass sich die Form des Kopfes in aller Deutlichkeit zeigt und das Licht sich auf dem Scheitel spiegelt.

"Mich interessieren die Pflanzen hier, die Natur interessiert mich", sagt er.

"So ein richtiger Naturbursche", sagt Edi.

Florian geht nicht darauf ein. Er mag nicht hören, wie Edi ihn sieht: als Spiesser wahrscheinlich, als einer, der Rabattmarken sammelt, Taschentücher plättet, Ausweise in eine Schutzhülle steckt, Formulare mit Druckschrift ausfüllt und bei roter Ampel brav auf grünes Licht wartet. Dabei hätte er gar nicht Unrecht. Florian findet sich auch selber einen Spiesser, so ehrlich ist er immerhin. Er mag jetzt nicht sagen, dass er diese Reise bei einem Wettbewerb gewonnen hat. Zu peinlich wäre ihm dies. Oder eben: zu spiessersisch.

"Bist du Biologe?"

"Oh nein, es interessiert mich einfach – einfach so."

"Florian ist Orchideenspezialist", sagt Sandra.

"Nein, nein", wehrt er ab. Warum nur sagt sie das! Er will nichts von sich preisgeben, nichts, mit dem er sich lächerlich machen könnte. Doch für einen kurzen Augenblick genießt er es trotzdem, es zu hören: Orchideenspezialist. Wie ist das doch etwas wohltuend, als Fachmann zu gelten, den Eindruck zu machen, etwas zu können, das zählt. Es gibt Florian eine Ahnung davon, wie gut man sich fühlen muss, ein Metier so richtig im Griff zu haben, beim Gespräch auf Fachliteratur zu verweisen und zwischendurch immer wieder mal die Bemerkung einfügen zu können: "Ich weiss, wovon ich rede." Doch davon ist er weit entfernt. Jetzt könnte er sich prügeln dafür, dass er nicht mehr über Orchideen gelernt und nicht mehr als nur seinen schmalen "Orchideen-Führer" gelesen hat. Den kennt er immerhin auswendig. Er kann wichtige Orchideen beim Namen nennen, er kennt die sympoidale und die monopodiale Wuchsform, er weiss, wie die Blüten aufgebaut sind, er weiss, dass die Orchideen in ihren Bulben Wasser und Nährstoffe speichern, und er weiss sogar, dass diese Bulben eigentlich Pseudobulben sind.

"Orchideen", sagt Laelia Sergej, "Orchideen sind sehr interessant." Sie betont ihre Worte in einer so raffinierten Weise, dass Florian selber, und dies wiederum zum ersten Mal, merkt, dass Orchideen eigentlich nicht nur ein hübscher und wundervoll duftender Zimmerschmuck, sondern tatsächlich sehr faszinierend sind. Und wieder dieser Blick von Laelia, von dem er nie weiss, ob sie ihn anschaut oder ob sie nur in seine Richtung blickt. Da sie die Augen immer noch nicht von ihm lässt, beginnt sein Herz so rasend zu klopfen, dass er glaubt, man würde es am ganzen Tisch hören.

"Und was machst du beruflich?" fragt sie ihn.

"Ein Bürojob", sagt Florian und kommt ganz ausser Atem. Das Sprechen fällt ihm schwer, denn mit dem Herzklopfen wird auch sein Atem viel heftiger und er keucht, als wäre er den Aussichtsturm auf dem Uetliberg hoch gerannt.

"Geht es dir gut?" fragt ihn Sandra mit besorgtem Blick.

"Ein Gewürz", sagt Florian, "da war eben so ein scharfes Gewürz am Essen", und jetzt kann er so richtig tief durchatmen, bis er sich wieder besser fühlt. Aber nur körperlich. In seinem Gemüt fühlt er sich elend. Allein schon die Berufe dieser Reisegruppe nehmen sich im Vergleich zu seiner Arbeit auf der Behörde aus wie Orchideen zu

einer Geranie. Ja, wie eine Geranie kommt er sich hier vor, wie eine rote Geranie, von Kopf bis Fuss verliebt in eine Orchidee. Jetzt ist alles wieder da, dieser längst vergangene Jugendkram mit seinen Herzensnöten, die doch so friedlich begraben und vergessen waren. Kein Wort davon ist in dem Preisrätsel gestanden, kein einziges Wort davon. Von den ausgegrabenen Tempeln? Ja. Von der mitreissenden Salsa-Musik? Ja. Von der tropischen Vegetation? Ja. Aber von den vielen peinlichen Fragen und vor allem von Laelia, von seiner verlorenen und wieder gefundenen Liebe ist kein Wort gestanden, kein einziges Wort. Da hat ihn sein Schicksal ja schön hereingelegt.

Priska

Nicht alle Menschen haben ebenso eitel Freude an Florians Orchideen wie er selber. Priska muss sich erst daran gewöhnen, und das dauert länger als ihre Geduld. Vor allem der Duft – sie nennt es Gestank – ist es, den sie in Florians Wohnung nicht auszuhalten vermeint. Dabei dürfte dies mehr ihrer Vorstellung, als der Wirklichkeit entsprechen, denn viele Orchideen haben einen Duft, der von menschlichen Nasen kaum wahrgenommen wird – da kann man noch so heftig mit den Nasenflügeln wedeln und die Nasenlöcher aufreissen. Und obendrein sind Düfte doch eigentlich eine von Priskas Spezialitäten. Wo immer sie sich bewegt, ist sie abwechselnd in eine Frühling verheissende Duftwolke von Flieder oder Maiglöckchen gehüllt, oder sie duftet wie ein Weihnachtsgebäck nach Zimt oder Anis, oder gar orientalisches betörend nach Harz oder aphrodisischem Vanille, dieser Pflanze, die ja selber zu den Orchideen gehört. Mag sein, dass sie in kindlicher Bange um ihr Prinzessinnendasein diesen exotisch, duftenden Schönheiten in ihren Hydrokulturtöpfen mit Argwohn, oder gar Eifersucht begegnet.

Priska geht ins Schlafzimmer, um sich anzukleiden. Sie hat ihre Kleider neben dem Bett auf dem Boden liegen, sucht sich lustlos etwas heraus und zieht es an, wechselt dann noch zweimal, bis es schliesslich bei einem weiten, dunkelblauen Rock bleibt, über den sie eine grosse, weit über die Hüften herunterhängende, schwarze Bluse trägt. Auf's Revers steckt sie sich einen grossen, silbernen Delphin mit unzähligen



kleinen, in allen Regenbogenfarben glitzernden Steinchen. Dazu noch einige Halsketten, und so kommt das eine zum andern, bis sie um etwa elf Uhr in die Wohnung ihrer Mutter hinübergeht, ihr kurz "tschüss" sagt und auf die Strasse tritt. Soll sie zu Fuss ins Einkaufszentrum Letzipark oder mit dem 31er Bus zum Löwenplatz ins Stadtzentrum? Sie entscheidet sich für den Löwenplatz. Manchmal geht sie auch diese ziemlich weite Strecke zu Fuss, wofür sie eine halbe bis dreiviertel Stunden braucht. Heute nimmt sie den Bus. Meistens löst sie eine Fahrkarte, heute fährt sie schwarz. Wenn sie schwarzfährt, setzt sie sich nicht hin, sondern steht bei einer der mittleren Türen und verlässt das Tram, wenn sie den Eindruck hat, zwei Kontrolleure würden einsteigen. Sie kontrollieren immer zu zweit, das macht Schwarzfahren besonders schwierig. Kontrollen sind ja durchaus in Ordnung, das findet auch Priska, aber Lücken, um durchschlüpfen zu können, müssten gewährleistet bleiben. Sie hat kürzlich mit zwei Kontrolleuren diskutiert und ist dabei so laut geworden, das die beiden sie schliesslich baten zu verschwinden. So hat sie sich eine Lücke verschafft.

Heute hat sie Glück. Sie fährt schwarz bis zum Löwenplatz. Da hat sie mehr als zwei Franken gespart. Für jemand, der fast nichts hat, ist schon wenig sehr viel. Wer glaubt, sie fahre schwarz aus Spass, täuscht sich. Sie bekommt Geld vom Arbeitsamt, aber das reicht nur für das Nötigste. Die Wohnung hat sie nicht mehr bezahlen können, was sie allerdings nicht unschuldig ist. Sie hat Mühe mit dem Geld umzugehen, und weil da kein finanzielles Polster vorhanden ist, mag das nicht viel dulden. Sie weiss jeweils selber nicht, wohin das Geld verschwindet, es rinnt ihr einfach zwischen den Fingern durch.

Gegen Mittag kommt Priska wieder nach Hause. Obwohl die Wohnung Florian gehört, betrachtet Priska sie als ihr Zuhause, und das ist auch völlig richtig, nachdem sie sich schon eingemietet hat, soll sie sich hier auch wohl fühlen. Sie ist ganz zufrieden mit der Wohnung, wenn bloss die Orchideen nicht wären oder nicht so intensiv riechen würden. Sich daran zu gewöhnen, kann niemand von ihr verlangen. Nun muss man wissen, dass sie in diesem Punkt ziemlich übertreibt, denn viele der der Orchideen duften überhaupt nicht, und auch bei den übrigen ist das kaum der Rede wert. Aber sie hat es sich nun einmal so in den Kopf gesetzt, und dabei bleibt es. Sie findet sich selbst sogar noch grosszügig, denn hätte sie gewollt, sie hätte gleich am ersten Tag alle Blüten abschneiden können. Sie hat es aber nicht getan, geschweige

denn schon am ersten Tag. Erst jetzt, am zweiten Tag, holt sie den gebührenpflichtigen, weissen und erst halbvollen Siebzehnliter-Abfallsack und eine Schere aus der Küche. Sie geht von Orchidee zu Orchidee und schnuppert an den Blüten. Ganz nach beliebigem Gutdünken hält sie den Kehrichtsack darunter und – schnipp, schnapp – fällt die Blüte in die Tüte. Nach dem ersten halben Dutzend bekommt sie doch überraschend etwas weiche Knie und hat ja nun auch ihrem Unwillen Genüge getan. Sie legt die Schere weg, zuunterst in die Schublade und bindet den noch fast leeren Sack rasch mit dem dazu gehörenden Plastikbündel kräftig zu und stellt ihn in den Flur.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen in Mutters Wohnung – es gab Rosenkohl und Kartoffelbrei mit Jägersauce – wechseln die beiden Frauen in Florians Wohnung hinüber, um hier miteinander noch eine Tasse Kaffee zu trinken. Frau Schmid sieht erst den schlaff gefüllten Abfallsack und ärgert sich einmal mehr über Priskas verschwenderisches Wesen. Abfallsäcke sind eines der immer wiederkehrenden Themen, bei dem Mutter und Tochter ihre unterschiedlichen Positionen unübersehbar deutlich machen können. Während Priska ohne mit der lang gezogenen Wimper zu zucken pro Woche zwei 35-Liter-Säcke halbvoll auf die Strasse stellen könnte, ist es ihrer Mutter Ehrgeiz, ganze zwei Wochen mit nur einem einzigen 17-Liter-Sack auszukommen. Zum Platzen voll steht der Sack dann vor dem Haus, breitspurig wie eine Mastgans. Fisch- und Hähnchengerippe quetschen sich, zusammen mit Butterpapier und Kaffeesatz, falls nicht ins Klo gespült, durch die von Blechdosen geschlitzte blütenreinweisse Plastikhaut. Für Priska ist das geradezu herausfordernd, dem kleinen Dicken im Vorübergehen einen Fusstritt zu verpassen. Immer die kleinen Dicken! Es soll ihm nicht besser gehen als ihr. Priska könnte ein Liedchen davon singen, ein trauriges.

Im Wohnzimmer traut Frau Schmid ihren Augen nicht. Dass hier bei einer ganzen Reihe von Orchideen die Blüten fehlen, bleibt ihr nicht verborgen. Es nützt nichts, dass sie ihre Tochter anschreit, denn Priska kann in ihrer Tat keinen Frevel erkennen und selbst wenn: abgeschnitten ist abgeschnitten. Das sei doch nicht der Rede wert, das wachse ja alles wieder nach, sagt sie.

"Wenn der Herr Rüemli so ein Gentleman ist, wie du immer behauptest", sagt sie, "dann wird er nicht so ein Theater machen wie du."

"Und wenn er kein Verständnis dafür hat, was dann? Sag, was dann?"

"Dann... dann ist er selber schuld." Priska stampft auf den Boden "Nie ist es recht, was ich mache!" klagt sie. Dann setzt sie sich an den Tisch, legt ihre Arme kreuzweise auf die Tischplatte, formt mit ihnen ein bequemes Nestchen, in das sie tief hinein und heulend den Kopf verbirgt.

"Ich meine es ja gar nicht so..." sagt Frau Schmid und versucht das von ihr hervorgerufene Unheil, das wesentlich grösser ist als das Unheil mit den abgeschnittenen Blüten, wieder gut zu machen. Sie setzt sich neben Priska und legt ihr den Arm um die bebenden Schultern. "Meine kleine Zuckerwatte", sagt sie, "ist ja schon gut." Dann sitzen beide still nebeneinander, nur manchmal noch hört man Priska schniefen, und eine beiden vertraute Melancholie umhüllt die zwei Frauen wie ein dunkler, warmer und seltsam heimeliger Mantel.

Dann schwebt die Erinnerung an die längst verflossene Zeiten wieder hoch: die vergangenen Jahre in dem kleinen Flarzhaus, mit dem Mann, der Priskas Vater ist und der die Kleine immer seine kleine Zuckerwatte nannte. Frau Schmid wollte das nicht, aber nachdem er weggegangen war, da begann sie, Priska ebenfalls Zuckerwatte zu nennen, und jedes Mal war das, als wäre auch der Mann für einen kurzen Augenblick wieder im Haus, und dann war auch die Verzweiflung nicht mehr ganz so gross.

"Meine kleine Zuckerwatte", hatte Franziska Schmid damals oft zu Priska gesagt, wenn sie abends alleine mit ihrem Töchterchen in dem kleinen Oberländer Häuschen in Bauma sass, "wenn ich dich nicht hätte, ich wüsste nicht, was ich tun würde!" War Franziska mit der Arbeit in der Weberei fertig, holte sie Priska in der Kinderkrippe ab, dann ging's schnurstracks heim, in das schmale Flarzhaus, in das sie vor Jahren einst mit einem Freund eingezogen war. Diesen drückte bald einmal die Enge des kleinen Hauses, die Freundin war ihm zu zickig, das Puppenspielen mit seiner Zuckerwatte zu anstrengend und das Leben viel zu verlockend, um länger zu verweilen. Er hob eines Abends die Verantwortung für die kleine Familie von seinen Schultern, schmetterte sie laut und eindrücklich wie einen grossen Felsbrocken mitten auf den Holzboden in die Wohnstube und verliess für alle Zeiten Haus und Frau und seine kleine Zuckerwatte. Nie wieder liess er von sich hören, obwohl er doch von Beruf Sozialpädagoge war.

Genau das hat Frau Schmid nie richtig begreifen können: wie kann ein Sozialpädagoge einem so etwas antun! Aber sie hat nie richtig wütend auf ihn sein könnten. Zu sehr hatte sie ihn geliebt und halt auch immer gehofft, er würde eines Tages wieder zurückkehren in das doch so heimelige Haus. Es war ein typisches Flarzhaus. So nennt man im Zürcher Oberland diese Patchwork-Reihenhäuser aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, als die Obrigkeit den Bau neuer Häuser verboten hatte und den verheirateten Söhnen keine andere Wahl blieb, als das Elternhaus immer wieder um einen kleinen Anbau zu erweitern. Heimelig und romantisch, das hiess: fliessendes Wasser nur in der Küche, Holzheizung und winzige Räume, die so niedrig waren, dass man das Gefühl hatte, man stütze die Decke mit dem Kopf. Priska war zwölf, als die Webmaschinen in der Fabrikhalle stillgelegt wurden und Franziska Schmid in die Stadt zog und eine Stelle als Verkäuferin in einem Schuhgeschäft fand. Vielleicht war es der Umzug in die Stadt, der späte Feierabend der Mutter, oder die mit aller Macht hervorbrechende Pubertät, die Priska veranlasste, sich leidenschaftlich dem Essen zuzuwenden. Sie geriet aus der Form, das einst so zierliche Mädchen platzte aus allen Nähten. Die Kinder in ihrer Klasse spöttelten über sie, und als sie einst einen Aufsatz vorlesen musste, in dem sie geschrieben hatte, dass sie in einem Flarzhaus aufgewachsen sei, gelang es der Lehrerin kaum mehr, das Gelächter in der Klasse zum Schweigen zu bringen. Ab diesem Tag hiess Priska in der Schule nur noch Flarz.

"Flarz, hast du meinen Füller geklaut?"

"Flarz, gib her!"

"Flarz, schreib mir nicht ab!"

Der Name blieb ihr die ganze unendlich lange Schulzeit hindurch. Ihre Noten waren am Rand des Existenzminimums einer Oberstufenschülerin, und so war dann auch die Auswahl an Lehrstellen alles andere als ein Wunschkonzert. Nach lauter Absagen blieb als letzte Hoffnung nur noch das Schuhgeschäft, wo auch ihre Mutter arbeitete. Ihr zuliebe stellte man Priska als Anlehrtochter ein. Unmöglich zu sagen, für wen dies der grössere Albtraum war: für Priska, für ihre Mutter oder für die Lehrmeisterin. Priska und Kundinnen gerieten sich immer wieder in die Haare, Priska rümpfte die Nase, wenn sie die Schuhe auszogen, kritisierte an ihren Füßen herum und begann beim Anprobieren des dritten oder vierten Paares

Wörter vor sich hinzubrummeln, von denen es besser war, sie nicht zu verstehen. Die Anlehre wurde abgebrochen. Priska kümmerte es nicht. Für sie brachte dies mehr Freiheit und der Lohn für Hilfsarbeit, mal hier, mal dort, war erst noch grösser als ihr Salär im Schuhgeschäft. So wurde Priska erwachsen. Aus der kleinen Zuckerwatte wurde ein Zuckerstock. Priska verlor ihre Zierlichkeit, sie wurde dick und schwer und begann, sich hinter viel Schminke und schmuckem Klunker zu verstecken. Süss waren höchstens noch die Farben, die sie trug, ihr Verhalten Fremden gegenüber wurde unberechenbar und giftig.

Nachdem die Tränen getrocknet sind und der Körper gut durchgeschüttelt, was auf das Wohlbefinden entspannend wirkt, und nachdem sie miteinander noch einen Kaffee getrunken haben und Frau Schmid wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt ist, verspürt Priska ein Kribbeln im Magen und eine ungeheure Langeweile im Mund. Sie verlässt das Haus und geht zu Fuss die Hohlstrasse stadtauswärts bis zum Letzipark, dem grossen Einkaufszentrum hinter dem alten Schlachthof. Hier kauft sie sich im Coop ein Fünferpack Cremeschnitten und setzt sich in der grossen Halle auf eine Bank. Würde ihre Mutter sie sehen, sie würde sagen: "Lass dir Zeit, meine Zuckerwatte, es nimmt sie dir niemand weg, schling sie doch nicht einfach so hinunter, das kann man ja nicht mit ansehen, du musst sie geniessen..." Und ob sie es geniessen! Aber geniessen heisst für Priska nicht, sich diesen Zuckerguss auf der Zunge weiss wie lange zergehen zu lassen, bis mehr Speichel als Zucker das Vergnügen verwässert! Es geht doch nichts über das Erlebnis, riesige Bissen zu verschlingen, den Mund in allen seinen Winkeln und Höhlen voll zu stopfen, um gleich wieder, noch bevor alles ganz heruntergeschluckt ist, Nachschub zu liefern, damit Füllen und Kauen und Schlucken sich zu einem einzigen Genuss verbinden.

Während sie isst, hat Priska wenig Aufmerksamkeit für das, was um sie herum geschieht, Wie sie mit Essen fertig ist, knüllt sie die leere Packung zusammen und legt sie neben sich auf die Bank. Sie schleckt sich die Finger sauber, lehnt sich zurück und schaut mit kritischem Blick den Menschen nach, die, von links und von rechts kommend, an ihr vorbeiziehen. Sie betrachtet die Frauen, macht sich Gedanken über Figur und Kleidung, bewertet oben und unten, vorn und hinten und macht sich ihr klares Urteil. Sie blickt auch den Männern nach, und wenn einer zurück schaut, macht sie ein Gesicht wie eine Kartoffel,

damit er gleich wieder wegschaut. Es hat Männer in Anzügen und Männer mit Bierdosen, Männer mit Bart und Männer mit Mappe, Männer mit Zeitung, und solche mit Gel im Haar und andere mit Augen wie ausgehungerte Kojoten. Bei den Männern bildet sie sich kein Urteil, bei den Männern sind es nicht die Gedanken, die sich in ihr regen, es sind die Gefühle, die ihr hochkommen, wütende und verächtliche, aber auch wehmütige, sehrende, hungrige Gefühle, so dass sie meint, sie müsste sich vielleicht doch nochmals eine Packung Süßigkeiten holen.

Ein Alter setzt sich zu ihr auf die Bank. Siebzig dürfte er sein, oder eher noch darüber. Mehrmals ist er vor Priska hin und her geschlurft, wie ein Tiger im Käfig. Und jedes Mal hat er einen Blick auf sie geworfen, als würde er ihr die dicken gelben, mit weisser Zuckermasse bedeckten Creamschnitten neiden, dabei geht es ihm um etwas ganz anderes. Jetzt sitzt er neben ihr in seinen abgenutzten Hosen, seinen ausgelatschten Heilandsandalen, und in seinem verschwitzten Hemd und guckt in die Luft und immer wieder nach dem Weibsbild neben ihm und denkt, dass es doch nur ein ganz winzig kleines Bisschen Barmherzigkeit von ihr bräuchte, dass ihn nur ein kurzes Minutchen an ihren so verschwenderisch bemessenen Busen drücken müsste, und er würde den ganzen Rest des Tages Gott für seine wundervolle Schöpfung loben. Und als er wieder zu ihr hinschaut und einen halben Zentimeter näher rutscht, schaut ihn Priska an.

"Leck mich!" sagt sie, steht auf und geht.

Und der Alte ruft ihr noch etwas viel Schlimmeres nach.

Vor einem Herrenmodegeschäft bleibt sie stehen und blickt in die Schaufenster. Da denkt sie plötzlich an Florian. Nichts Besonderes denkt sie. Einfach so kommt er ihr in den Sinn. Mit Gefühlen, die sich sehr ungewohnt und sehr angenehm anfühlen.

Würde Florian eben jetzt vom Schicksal der Attentate auf seine Orchideen erfahren, er würde die Achseln zucken und bloss sagen: "Es gibt Schlimmeres auf der Welt", und er könnte es auf Schritt und Tritt beweisen. Was ist schon die Kleinigkeit von ein paar geköpften Blumen gegenüber dem Elend, dem er auf dieser Stadtrundfahrt in Guatemala Ciudad begegnet, diesen Nachwirkungen der so tragischen

jüngsten Geschichte dieses Landes, die Frau Hilde Rothburg mit ihren Schilderungen wieder gegenwärtig macht!

"Hier vorne...", sagt Hilde Rothburg in ihr Mikrofon "hier vorne seht ihr den Torre del Reformador, 75 Meter hoch, Stahlfachwerk, aus den 30er Jahren." Der Bus ist so klein, dass man sie auch ohne Mikrofon hört, aber reklamieren tut niemand, obwohl Hildes Stimme aus den Lautsprechern in den Ohren schmerzt. "Angeblich wurde er zu Ehren des schon damals längst verstorbenen liberalen Reformators Justo Rufino Barrios gebaut. Ich meine aber, dass sich hier der Erbauer selbst ein Denkmal setzen wollte: Jorge Ubico. Jetzt könnt Ihr den Turm gut sehen!" Die Fahrgäste verdrehen die Köpfe, um den noch etwas 50 Meter entfernten Turm durch die kleinen Fenster im Bus in seiner ganzen Grösse sehen zu können. "1931 übernahm Ubico mit Schützenhilfe der USA die Schreckensherrschaft in Guatemala, stürzte sein Land in tiefste Armut und machte sich selbst zu einem der Reichsten des Landes. „Aber warum gerade dieser Turm?“, werdet Ihr fragen."

"Nein, frage ich nicht", murmelt der Berner Historiker Xaver Brunner vor sich hin. Er sitzt zuhinterst im Bus und macht keinen Hehl daraus, dass es eine Qual für ihn ist, sich die Ausführungen von Hilde Rothburg anhören zu müssen. Er hat die für manchen Gelehrten typische Unbelehrbarkeit, weshalb er später bei den Führungen auch immer eigene Wege gehen wird und am Ende irgendwo gesucht werden muss. "Der francophile Ubico", fährt Hilde fort, "sah sich ganz als Napoleon Guatemalas, ja er kleidete sich sogar wie Bonaparte, und er wollte hier den Eiffelturm imitieren."

"Sous les toits de Paris –" Edi singt die ersten paar Worte aus dem alten Film von René Clair und schafft ein bisschen Amusement. Er hat eine schöne Stimme, denkt Florian, der es wissen muss. Aber deplaziert scheint ihm Edis Einlage trotzdem. Darum wundert er sich, dass die anderen sie mit lautem Lachen quittieren. Es tut gut, zwischendurch ein bisschen lachen und ein wenig aufatmen zu können.

Laelia sitzt neben Edi. Sie hat einen Fensterplatz und blickt fast unverwandt auf die Strasse. Florians Platz ist unmittelbar hinter ihr. Er hört kaum auf Hildes Erläuterungen, tausendmal mehr fasziniert ihn Laelias Profil, das er mal etwas mehr von hinten, mal etwas mehr von der Seite betrachten kann, und das ihn im Augenblick noch

sehenswürdiger dünkt als all das, was Hilde Rothburg der Gruppe vor Augen führt.

"Nach Ubico kamen noch eine ganze Reihe Diktatoren", fährt Hilde fort, "Montt, zum Beispiel. Er hat noch in den 80er Jahren Hunderte von Dörfern verschwinden lassen und den Tod von Zehntausenden von Mayas auf dem Gewissen – falls er überhaupt eines hatte. Hier wollen wir alle kurz aussteigen."

Zehn Minuten Zwischenhalt. Füsse vertreten. Warten, bis man wieder einsteigen kann.

"Wir fahren jetzt hinüber in die Zone drei, zum Zentralfriedhof. Erschreckt nicht, wir werden durch die Armenviertel kommen. An den Friedhof grenzt auch die berühmt-berüchtigte Müllhalde." Wieder kratzt und dröhnt es aus den Lautsprechern. Hilde klopft auf das Mikrophon, fährt weiter: "Die Ärmsten der Armen suchen hier nach allem, was sich irgendwie noch verwerten oder verkaufen – oder sogar verspeisen lässt. Man muss sich das vorstellen: Inmitten von Haushaltsmüll und Industrieabfällen!"

"Das stellt man sich besser nicht vor", sagt Sandra zu Florian.

"Ja, ich stelle mir auch lieber etwas Schönes vor", antwortet er. Wünschenswerter als diese Stadtrundfahrt wäre ihm ein Ausflug aufs Land hinaus, zu Fuss, irgendwo hinaus in diese schöne Landschaft.

Hilde fährt weiter mit ihren Ausführungen über die Geschehnisse des Landes. Sie muss es loswerden, muss es mitteilen, auch wenn niemand mehr zuhören mag, auch wenn ihre Leute lieber erfahren, wie viele Sandstrände, wie viele Golfplätze und wie viele Restaurants es hier hat. Sie spricht von den sechshunderttausend Jahren Bürgerkrieg, von militärischen Todesschwadronen und paramilitärischen Terrorgruppen, von zweihunderttausend Toten und fast zwei Millionen Flüchtlingen. Sie ist schon viele Jahre im Land und weiss, dass man seine Gegenwart nicht verstehen kann, ohne seine Vergangenheit zu kennen.

So geht der Nachmittag vorbei. Am Abend wird im Hotel üppig gegessen und viel chilenischer Rotwein getrunken. Ist ein Glas auf dem Tisch halb leer, greift Edi zur Flasche und füllt nach.

"Danke, danke", sagt Florian bei jedem Nachschenken und streckt seine Hand aus, um anzudeuten, dass es für ihn reicht. Und doch trinkt er weiter und fühlt sich von immer weicheren Wolken getragen. Er hört den Gesprächen der andern zu, ohne selber mehr an ihnen teilzunehmen, sitzt leicht zurückgelehnt auf seinem Stuhl, der



Mund freundlich lächelnd, die Augen schläfrig verschleiert, so dass auch niemand mehr versucht, ihn in die Gespräche, die von lebhaften Gesten und mitunter lautem Lachen begleitet sind, einzubinden, was ihm gerade recht ist. Er sieht Laelia, die ihm gegenüber sitzt noch etwas ätherischer, als sie ohnehin schon ist, und auch so völlig zeitlos wirkt sie auf ihn, dass er nicht sagen könnte, ob es die Laelia von heute ist oder die Zicke aus der Probezeit oder ob sie, wie es ihn eben dünkt, ein unberührbarer Avatar aus höheren Sphären ist. Jedenfalls hat die Alchimie von chilenischem Wein und Florians Psyche eine ungewöhnliche Wirkung, so dass Florian etwas später nicht nur wein-, sondern auch liebestrunken in sein Zimmer wankt, sich mit allen Kleidern, ja sogar mit den Schuhen auf sein Bett legt, die grosse Steppdecke mit den grünen Palmen und den braunen Antilopen zu einem dicken Wust zusammen faltet und diesen unförmigen Packen mit beiden Armen umfasst und an seinen Körper und vor allem an sein Herz drückt und in dieser Innigkeit tief bis zum Morgen durchschläft.

Als Florian früh erwacht, brummt ihm der Schädel und seine Glieder sind steif wie die einer Marionette, und so fühlt er sich auch: eine Gliederpuppe, deren Fäden durchgetrennt worden sind, diese silchenen Arterien, durch die nicht warmes Blut fliesst, sondern die ganz oben in der Behörde, in der Regierung, in der Familie, in der Tradition und weiss nicht wo überall enden, und an denen üblicherweise gezogen und gezupft wird, in einem Stakkato von Reglementen, Konventionen und Gewohnheiten. Jetzt hängen sie wirr durcheinander in seinem Kopf herum, als sei dieser ein Nähkorb und sein Hirn ein Nadelkissen.

Blutrot ist der Himmel, was nach Florians Wetterwissen auf kommenden Regen schliessen lässt. Aber hier ist das wohl anders als zu Hause, denn hier ist überhaupt alles anders, auf nichts kann er sich hier mehr verlassen, am wenigsten noch auf sich selber!

Florian steht vor dem grossen Spiegel über der dunkeln, im Kolonialstil mit Balustern und Schnitzereien geschmückten Kommode.

"Rüemli", sagt er mit aller Strenge, die er aufbringen kann, "Rüemli, reiss dich zusammen!"

Aber das Spiegelbild hält den Kopf kaum hoch und glotzt ihn aus Augäpfeln an, die in Schlaf gewickelt noch ganz tief in ihren Höhlen hocken.

"Rüemliiiiiii!" droht Rühmlein mit einer Stimme, die keinen Spass mehr versteht. Aber Rüemli lächelt nur matt und albern und macht überhaupt einen bedauernswert hilflosen Eindruck. Zwei Tage Guatemala, und schon kennt man ihn nicht mehr.

Noch bevor andere Gäste sich im Frühstücksraum blicken lassen, trinkt Florian bereits seinen Kaffee. Essen mag er nicht, weil das Gefühl in seinem Mund noch zu schal ist, oder wohl eher, weil er jetzt niemandem von der Gruppe begegnen möchte und darum möglichst rasch Frühstücksraum und Hotel verlässt und sich zum Busbahnhof begibt. Er will allein sein heute, zu viel war gestern los. Eine Fahrt aufs Land hinaus, das hatte er sich gestern schon gewünscht. Am Busbahnhof stehen zahllose Camionetas für Fahrten in alle Landesteile. Florian zeigt einem der Ayudantes, die bei jeder Camioneta laut ihre Fahrziele ausrufen, seine Landkarte und kreist mit dem Finger jene Stelle ein, wo er ungefähr hinfahren möchte. Einfach in die Natur hinaus, zu einer dieser kleinen Ortschaften auf der Karte, etwa ein halbes Hundert Kilometer ausserhalb der Stadt. Der Ayudante schickt ihn zu einem andern der Busse, und Florian bahnt sich seinen Weg durch die sich drängenden Menschen und durch den dichten Qualm von Abgasen und Russ.

Die Camioneta ist rundum bunt lackiert – ein alter Schulbus aus den USA, mit riesiger Kühlerhaube und einem, sich über die ganze Buslänge erstreckenden, schwer mit Kisten, Ballen und Säcken befrachtetem Gepäckträger auf dem Dach. Der Fahrer sitzt bereits, über dem Lenkrad eingeknickt, vorne drin. Die Sitzreihen sind schon beinahe alle voll besetzt. Weitere Fahrgäste drängen hinein, und der Ayudante stemmt weiteres Gepäck aufs Dach. Florian hat sich einen Sitzplatz sichern können, doch von bequem kann keine Rede sein. Die Bänke sind klein und die Reihen eng gesetzt. Immer mehr Menschen steigen ein. Ein Mann stemmt ein Zicklein durchs Fenster, eine Frau drückt sich mit drei Hühnern, zusammengebunden wie ein Blumenstrauss, neben Florian. Dieser nimmt alle Unbequemlichkeiten gelassen in Kauf, er zieht sie dem Luxus des klimatisierten Busses und der Gesellschaft seiner Landsleute vor. Selbst allein mit Laelia würde er nicht reisen wollen, zu sehr wäre er ihrer Willkür ausgesetzt, und er

wüsste auch nicht sich mit ihr zu unterhalten. Könnte er sie nur anschauen ohne reden zu müssen, dann wäre das etwas ganz anderes. Nur anschauen und auch berühren und ihren Duft einatmen, sie so lieben, wie er seine Orchideen liebt, und sie würde ihn nicht einmal wahrnehmen, das wäre so etwa das höchste der Gefühle.

Seine Katerstimmung ist in der Capital zurückgeblieben. Florian fühlt sich zunehmend besser – eingeschweisst in einen bunten Menschenknäuel in dieser fahrenden, über zerschlissene Asphaltstrassen und raue Naturpisten holpernden Diskothek, in der die dröhnenden Salsaklänge beruhigend ablenken von den Hammerschägen der durchgerittenen Stossdämpfer und dem Quietschen der abgefakten Bremsen. Trotz äusserlicher Unvergleichbarkeit dieser Holperfahrt mit Florians Arbeitsalltag, verleiten diese Rhythmen und dieses Wiegen und Schütteln nach einer schmerzhaften Zeit der Eingewöhnung schliesslich zu einem fatalistischen sich Dreinschicken, wie es Florian seit eh und je tief vertraut ist.

Als nach etwa einer Stunde der Bus bei einem lebhaften Markt inmitten eines kleinen Fleckens anhält und der Ayudante sich für längere Zeit auf dem Dach zu schaffen macht, nutzt Florian das emsige Ein und Aus, klettert über Säcke und Stoffballen und quetscht sich durch die Türe am Heck der Camioneta auf den Marktplatz hinaus und taucht auch gleich in einen Hexensabbat der Sinne, mit Fischen und Früchten und Kräutern, mit Rohem und Gekochtem, mit rauchendem Fleisch über offenem Feuer, mit Bekanntem und viel Fremdem, ausgebreitet auf fleckigen Tüchern, auf einem Stück Zeitung oder ganz einfach auf dem staubigen Boden. Konkurrierend mit den Gerüchen dringen auch die Geräusche an Florians Ohr: Stimmen und Rufe und dazwischen die Klänge einer Marimba, deren Rhythmen, auf den Holzklangstäben gespielt und von den ausgehöhlten trockenen Flaschenkürbissen verstärkt, den Lärm von Motoren und Menschen durchdringt und zu einem einzigen Klangteppich gestaltet. Zwei Stunden verbringt Florian hier und kann sich nicht satt sehen und nicht sich satt atmen an diesen Farben und Düften. Er kauert vor der breit auf dem Boden ausgelegten Ware eines Händlers. In verschiedenen Gelbtönen liegen hier die Harze des Kopalbaumes zum Verkauf – zur Herstellung von Weihrauch bei den nach alter, vorchristlicher Tradition durchgeführten Costumbres. Auch bunte Kerzen und Knallkörper bietet der Händler feil, und – was Florian

besonders interessiert – Wurzelknollen junger Guarumbäume. Sie dienen medizinischer Verwendung, aber für Florian sind es bloss lebendige Souvenirs, die er auf seinem Balkon in einen Topf pflanzen und dann ihr Wachstum beobachten möchte. Auch Samenkapseln des Gewürzbaumes legt er zu den ausgewählten Wurzelknollen und noch ein paar andere Setzlinge und Sämereien.

"Florian Rüemli, ans Telefon bitte!" Die Stimme ist laut und nasal verzerrt, als käme sie aus einem Lautsprecher.

Florian taucht aus seiner exotischen Versenkung auf. Hinter ihm stehen Edi, der ihn so erschreckt hat, Laelia und Sandra und das Ehepaar Ralf und Ruth Borer-von Adelhorst.

"Ich kaufe mir nur ein paar Samen und Setzlinge ein", sagt Florian, immer noch auf dem Boden kauend.

"Du brauchst dich nicht zu entschuldigen", sagt Edi und macht dadurch Florians Situation noch ungemütlicher.

"Und alle dachten beim Frühstück, du würdest noch schlafen", sagt Ruth. "Aber ich habe gesagt: der Florian, der ist schon über alle Berge. Habe ich es nicht gesagt?" Sie schaut triumphierend auf ihren Mann, der nicht darauf eingehen kann, weil er in die Strassenkarte vertieft ist.

Florian steht auf und streckt seinen Rücken. "Ich fuhr schon früh weg, mit einer Camioneta", sagt er. "Morgenstund hat Gold im Mund."

"Du kannst mit uns kommen", sagt Sandra. "Wir haben ein Auto gemietet."

"Wir haben aber nur einen Fünfplätzer", sagt Laelia. Sie hat sich gebückt und schaut auf eine Holzkiste, die auf dem Boden zwischen den Harzen, Wurzeln und Kräutern liegt und mit einem Drahtgeflecht zugedeckt ist. Junge Echsen kriechen träge in ihr herum. Fliegen hocken zu Dutzenden auf dem als Futter in die Kiste gegebenen Hühnergedärm. Sie lässt eine der Echsen vom Händler aus der Kiste nehmen, ein schönes Exemplar, sicher fünfzig Zentimeter lang. Er hält das Tier mit gekonntem Griff und will es nicht aus den Händen geben, obwohl Laelia ihn darum bittet. Er legt sie wieder in die Kiste zurück und nimmt aus einer kleineren Kiste eine Handvoll junger, erst kürzlich aus ihren Eiern geschlüpfte Echsen hervor. Ob sie einige von ihnen kaufen wolle, fragt der Händler. Die würden auch so gross werden, wie die anderen, noch grösser sogar. Etwa einen Meter,

sagt er. Weniger als ein Meter, sagt ein anderer. Es hat sich schon ein ganzes Dutzend Schaulustiger um die Fremden geschart, und jetzt diskutieren sie über die Länge von ausgewachsenen Skorpion-Krustenechsen. Jetzt sind sie noch niedlich klein, wie Molche oder Salamander, kleine, träge, schwabbelige, schwarze Dinger, die der Händler von der einen Hand in die andere hinunterrutschen lässt wie Wasser von einer Brunnenschale. Sie krabbeln zwischen den von Florian bereitgelegten Pflanzen herum und versuchen, sich in ihnen zu verkriechen. Der Händler klaubt sie wieder zusammen und legt sie in die Kiste zurück. Er packt Florians Wurzelknollen und Samenkapseln in eine Plastiktasche. Florian bezahlt, ohne über den Preis zu diskutieren und steckt die zugeknöpfte Plastiktüte, in seine grosse farbige Umhängetasche aus handgewobenem Tuch. Er hat die Tasche gestern von einem Strassenhändler gekauft und damit von Hilde Rothburg eine tüchtige Rüge eingehandelt, da er ihrer Meinung nach mindestens fünfmal zuviel bezahlt habe. Trotzdem will er heute über den Preis nicht markten. Es kostete alles so herzlich wenig, dass Florian sich fragt, wie der Händler es bloss schafft, mit so geringen Einnahmen überhaupt leben zu können. Doch dieser scheint ebenso zufrieden zu sein wie Florian.

Laelia hat die Kiste mit der grossen Echse inzwischen näher zu sich herangezogen und beobachtet das schuppige Wesen durch das Drahtgeflecht hindurch. Sie fragt nach dem Preis, aber der Händler schüttelt den Kopf. Er will die Echse nicht verkaufen.

"Wie die fliessend Spanisch reden kann, als wär's ihre Muttersprache", sagt Ralf.

Ob wegen der Hartnäckigkeit seiner Kundin oder ihrem erhöhten Angebot: der Händler überlässt Laelia schliesslich die Kiste mit der Echse und kassiert das Geld. Die Neugierigen rundum, die den Handel mitverfolgt haben, wundern sich über die Fremden, die sich auf ihrem Markt Kräuter und Echsen kaufen, von denen sie keine Ahnung zu haben scheinen, wozu sie nützlich sein könnten.

"Also dann, bis zum Abendessen!" sagt Florian.

Das Biest komme ihr nicht ins Auto, hört er Ruth Borer-von Adelhorst noch protestieren. Und dann, nicht mehr verständlich, die gedämpfte, beschwichtigende Stimme ihres Mannes.

Es ist wie eine Befreiung, als Florian wieder für sich alleine ist. Jetzt gehört dieser Markt wieder ihm. Als Fremder unter Fremden

fühlt er sich hier mehr zu Hause als etwa bei seiner Arbeit, auf der Behörde, wo Florian – und er ist nicht der einzige – herumläuft mit Scheuklappen, als klemme sein Kopf zwischen den schwarzweiss - marmorierten Deckeln eines Bundesordners mit Leinenrücken und metallverstärkter Unterkante, weil er doch lebenslänglich hinhalten muss. Die Behörde, ach, die Behörde! Wer zum Teufel hat denn jetzt die Behörde erwähnt! Die hat hier nun wirklich überhaupt nichts zu suchen!

Achtunddreissig ist Florian bereits und staunt jetzt doch wie ein Kind über diese vielen neuen Erfahrungen, die er seit Beginn seiner Reise macht. Er merkt, dass Veränderungen in ihm vorgehen, so etwas wie ein Erdbeben, auch wenn es äusserlich noch nicht spürbar ist. Vielleicht ist es ja auch bloss das Alter. Die Midlife-Crisis könnte jetzt auch etwa fällig sein. Aber hier ist alles viel zu spannend, um an eine Krise zu denken.

Wieder in der Capital, macht sich Florian, die prall gefüllte Stofftasche über die Schulter gehängt, zu Fuss auf den Weg zum Hotel. Ein Tourist, wie aus dem Bilderbuch: die Haut noch mehlwurmweiss, von der Schulter hängend die leuchtfarbene neue Stofftasche, typische Handycraft für Fremde. In seiner rechten Hand, die auch das Tragband der Tasche hält, weht, halb geöffnet, ein Stadtplan, auf den Florian immer wieder mal einen Blick werfen muss. Die Orientierung in dieser mehr als zweifachen Millionenstadt, die sich über die von tiefen Barrancos zerfurchten Ebene ausweitet, macht die Orientierung schwierig.

Florian ist rundum befriedigt, vielleicht sogar glücklich, mit diesen ersten Tagen seiner Ferienreise, die von Erlebnissen schon so voll gepackt sind wie seine Stofftasche. Der wütende Sturm vor Yucatan hockt ihm noch in den Knochen, aber er hat ihn durchgestanden. Genauso wie den Empfang vor dem Abflug und gestern das Mittagessen mit diesen akademischen Halbgöttern am Tisch. Und heute sein Abenteuer auf eigene Faust und die halsbrecherischen Fahrt mit der Camioneta. Das fängt ja gut an! Und nur selten hatte er heute an Laelia gedacht. Jetzt aber, je näher er zum Hotel kommt, umso mehr krabbelt eine leise Unruhe in ihm hoch. Sie

weicht die Konturen seines gestärkten Selbstgefühls wieder auf. Dieser Florian, der sich eben noch so sicher und kompakt gefühlt hat, so gänzlich aus einem Stück, beginnt zu zerbröckeln. Wie war das doch gut, sie vergessen zu haben! Und trotzdem drängt es ihn, sie zu sehen und doch auch wieder nicht. Bei so viel hin und her soll einer noch wissen, wo ihm der Kopf steht! Den aber vergisst er jetzt, denn sein Herz, das schon alle Türen spaltbreit offen hat, stösst diese gleich noch viel weiter auf für ein dunkelhäutiges und schwarzäugiges Geschenk des Himmels, jedenfalls kommt ihm das so vor. Sie ist noch keine zwanzig, eine Indígena, in den typischen Kleidern aus farbigen, handgewobenen Stoffen. Sie spricht gebrochenes Englisch. Sie heisst María und kommt aus Ocos.

Ob Florian hier Ferien mache, fragt sie ihn, was ja so offensichtlich ist, dass er die Frage nur mit Ja beantworten kann. Ganz intuitiv macht sie das, und ganz ohne Verkaufsschulung weiss sie, dass die erste Antwort ein Ja sein muss und alle folgenden wenn möglich auch. Denn ein Ja lädt zu Weiterem ein. Ein Nein ist wie Weggehen. Ganz schön raffiniert ist das, aber es bleibt ihr keine andere Wahl, sie muss mit den Leuten ins Geschäft kommen.

Es ist nicht die Art von Florian, sich über solche Begegnungen gleich herzlich zu freuen, denn als erstes verlangen seine Menschenkenntnisse von ihm Skepsis und Misstrauen. Woran sonst also könnte es liegen, dass ihm jetzt das Herz so lacht – woran sonst, wenn nicht an diesem rundherum so gelungenen Tag? Er merkt nicht, dass Mariás raue Stimme, Mariás werbendes Lächeln und das Feuerwerk in ihren Augen nichts anderes bezwecken als ihm einige Quetzales oder noch lieber Dólares locker zu machen. María trägt eine Tasche mit sich, in die sie hineingreift, eines der vielen kleinen farbig gewobenen Säckchen hervorholt und es vor Florians Augen öffnet. In dem Säckchen sind sechs winzig kleine Püppchen, jedes nur etwa drei Zentimeter gross, gefertigt aus Stoff und Garn, mit einem Kopf aus braunem, zusammengerolltem Papier, auf dem mit Punkten Augen, Nase und Mund aufgemalt sind. Florian hat ähnlich Püppchen in einem Schaukasten im Hotel gesehen und im Reiseführer darüber gelesen. Es sind Sorgenpüppchen. Man kann ihnen abends alle Sorgen erzählen, jedem der sechs Püppchen eine. Das sollte reichen, denn mehr als sechs ernsthafte Sorgen gibt es nicht im Leben. Hat einer mehr, dann macht er etwas falsch. Die mit den Sorgen beladenen

Püppchen legt man unters Kopfkissen, und am andern Morgen ist man die Sorgen los. Ob dann auch die Probleme gelöst seien, will Florian wissen, aber María kapiert den Witz auch nach Florians komplizierten Erklärungen nicht, und dann lachen beide, weil es so schwierig ist, sich mit Worten zu verstehen. Florian kauft ihr das Säckchen mit den Sorgenpüppchen ab und dann gleich noch eines, das sie ihm zeigt, und er marktet den Preis um keinen Centavo herunter und denkt, dass es Hilde Rothburg einen alten Hut angeht, wie viel er bezahlt. Am liebsten würde er ihr die ganze Tasche mit allen Stoffsäckchen abkaufen, weil er möchte, dass sie ein gutes Geschäft machen kann. Was er nicht weiss: unter den Püppchen hat María auch einige Säckchen mit anderen Sorgenvertilgern. Es sind Stücke von getrocknetem Peyote, diesem runden, grünen, stachellosen Kaktus, der aussieht wie ein kleiner Kürbis, und der englisch Mescal button genannt wird, und scheusslich bitter schmeckt. Nicht der Geschmack, sondern das Meskalin, das in seinen Zellen steckt, hat den Peyote zum Kultkaktus gemacht. Dass dieser Tourist dafür wohl kaum ein Interesse haben würde, hat María richtig gespürt. Darum fragt sie ihn auch gar nicht erst. Sie bietet den Peyote nur an, wenn sie sich sehr sicher ist, dass ein Käufer auch wirklich Interesse haben könnte. Der Handel ist illegal. Wird sie erwischt, können ihr alle Sorgenpüppchen in ihrer Tasche nicht mehr helfen. Sie hat heute bereits einen Käufer für einige Peyote-Säckchen gehabt. Es war auch ein Europeo. Morgen wird sie ihn wieder treffen. Er will getrockneten Peyote für dreihundert Dollar kaufen. Für dreihundert Dollar! José wird staunen: para trescientos dólares!

Sie folgt Florian mit ihren Augen, wie er auf das Hotel zusteuert. Die dicke, farbige Stofftasche schlenkert ihm um die Beine. Er dreht sich nochmals hastig nach ihr um, dann geht er weiter. Nein, dieser würde keinen Peyote wollen. Aber ein paar weitere Sorgenpüppchen, hätte sie ihm sicher noch verkaufen können. Nicht einmal den Preis hat er drücken wollen. Wie dumm Touristen doch sein können! Wer zuviel zahlt, ist selber schuld.

An der Rezeption fragt Florian nach Packpapier und Schnur. Bis er nur schon klar gemacht hat, was er will! Schliesslich hat er das



Gesuchte beisammen und umwickelt auf dem Boden seines Hotelzimmers den heutigen Einkauf mit dem Papier. Er denkt an die Frau mit den Sorgenpüppchen. Wie leicht sich doch Bekanntschaft schliessen lässt in dieser Stadt, denkt er. Satt verschnürt er das Paket. Wie traumhaft anders könnte sein Leben sein, hätte er hier sein Haus und seine Arbeit, denkt er. Dann schreibt er seine Adresse auf das Paket und sucht auf dem Stadtplan die Hauptpost, um seine Pflanzen gleich heute noch abzuschicken. In der Hotelhalle begegnet er Edi, der – jovial wie immer – sich nach Florians Vorhaben erkundigt.

"Gut organisiert, hast du das", sagt er, "da kann ich nur neidisch sein!"

Ob er denn auch etwas nach Hause schicken wolle, fragt Florian. Er wundert sich, wie dieser Mensch es schafft, so selbstsicher in der Welt herumzulaufen.

"Kaffeebohnen und so", sagt Edi. "Zu mühsam, hier alles mit sich herumzuschleppen. Ich habe ja nur meine Tasche." Er klatscht mit der Hand auf seine Umhängetasche.

Was er denn mit der andern Post macht, die er bekommt, könnte Florian sich oder noch besser ihn fragen, aber das tut er nicht, sondern bietet ihm an – entgegenkommend, wie er es schon von Kindsbeinen an gelernt hat – das Paket an seine eigene Adresse zu schicken. "Kein Problem", sagt er. "Die Nachbarin stellt es in meine Wohnung. Überhaupt kein Problem, Edi, ehrlich!"

"Wenn du meinst..." sagt Edi. "Bist ein echter Kumpel, hast du das gewusst?"

Florian stutzt einen Augenblick. Ein echter Kumpel, das hat ihm noch nie einer gesagt. Ein bisschen komisch klingt das. Als Kumpel mag Florian sich nicht gern sehen. Das ist, als würde eine unendliche Hilfsbereitschaft bei ihm vorausgesetzt, erwartet, bei jedem Umzug mit dabei zu sein und Möbel treppab und treppauf zu schleppen und in der Pause mit allen zusammen Büchsenbier trinken.

"Ich kann dir das Paket aber erst morgen geben", sagt Edi

"Eilt nicht", sagt Florian. "Die Post wird ohnehin bald schliessen. Morgen, wenn wir von Antigua zurück sind, ist auch noch Zeit."

Florian trägt sein Paket ins Zimmer zurück. Nachtessen ist erst in einer Stunde. Er legt sich aufs Bett, die Matratze gibt nach, wie in einer Hängematte liegt er, mit krummem Rücken, aber glücklich, nach

diesem langen Tag. Endlich kann er Leib und Seele baumeln lassen und nochmals Bilder und Farben vor seine Augen holen, nochmals eintauchen in das bunte Bildergemenge der Stadtrundfahrt, die Farben, Klänge und Gerüche des ländlichen Marktes nochmals herholen und sich von der Erinnerung an die Holperfahrt in der Camioneta allmählich in den Schlaf rütteln lassen. Und zwischendurch, immer deutlicher, taucht auch das Bild von Laelia auf. Wie eine Statue aus Marmor steht sie mitten in seiner Traumlandschaft – bei näherem Betrachten doch eher aus hellem Kunststoff, wie eine Schaufensterpuppe und schön wie Schneewittchen. Wenn nur die Augen nicht wären, die sie weit aufreißt, und wenn der Mund nicht wäre, aus dem sie jetzt ihre Zunge herausstreckt wie damals bei der Kali vor ihrer Zimmertür. Schon will Florian durch Erwachen dem Traumbild entfliehen, da wandelt sich Laelia zur dunkelhäutigen Indígena, die ihn anlächelt wie kurz zuvor auf der Strasse. Sie kommt ihm nah und küsst ihn – der Traum bringt die Tatsachen schamlos durcheinander – auf den Mund. Dies das macht wenig Unterschied, denn Küsse sind, im Traum noch mehr wie im Leben, ebenso austauschbar wie Gesichter und auch alles andere. Es war eines von Florians Lieblingsbüchern: farbige Zeichnungen von Menschen und vermenschlichten Tieren auf jeder Seite, Kopf und Brust und Beine bei allen Bildern so querdurch geschnitten, dass Florian dem Seeräuber einen Pinguinfrack, dem Huhn Tigerpfoten und dem Jäger einen Fischkopf verpassen konnte.

Weder für das Abendessen erwacht Florian, noch um sein Pyjama anzuziehen und auch nicht, um die Zähne zu putzen. Die dicken Gardinen bleiben zurückgezogen, lassen den Blick frei auf die Lichter der Autos in der Avenida Reforma und auf Gruppen von Wolkenkratzern, die hell im Licht des Mondes sich über den dunkelfleckigen Lichterteppich der schlafenden Stadt erheben. Als Florian am Morgen erwacht und ihn beim Öffnen der Augen bereits heller Tag umgibt, muss er sich erst lange besinnen, ehe er weiss, wo er sich befindet: auf einer Traumreise, auf der er Dinge tut, die früher nie Platz gehabt hätten in seinem Leben. Zum Beispiel dies: dass er bereits zum zweiten Mal in allen Kleidern auf seinem Bett eingeschlafen ist.

Frühstück im Hotel. Es wird über das Essen geredet, über die Erfahrungen und Erlebnisse von gestern. Über die Menschen und über die Kinder in der Stadt und überhaupt über die Kinder Guatemalas. Hilde Rothburg hatte immer wieder von den Kindern gesprochen. Sie habe selber dreissig Kinder hier, man werde sie nächste Woche besuchen, hat sie geheimnisvoll gesagt. Mehr als die Hälfte der Kinder Guatemalas würden unter der Armutsgrenze leben, hat sie gesagt. Sie hätten kaum genug zu Essen, und von ausreichender Schulbildung sei gar nicht zu reden.

"Dann sollen die nicht so kompliziert tun, wenn man eines adoptieren will!", sagt Ruth Borer-von Adelhorst. "Ich darf das doch sagen...?" Sie schaut fragend auf ihren Mann, der bloss mit den Achseln zuckt. Dann sagt sie, dass sie selber vor einigen Jahren ein Kind von Guatemala adoptieren wollten. Aber es sei ein endloses Abklopfen von Amt zu Amt gewesen, ein herumgeschickt werden von Pontius zu Pilatus, da hätten sie sich gesagt: so nicht, nein, so nicht!

"Dann haben wir uns halt unsere Hunde zugetan", sagt Ruth Borer-von Adelhorst nach einer Weile. "Aber ich habe das ja schon mal erzählt. Sie brauchen viel Auslauf, die beiden, und das bleibt immer an mir hängen." Sie nimmt wieder ihr kleines rotledernes Foto-Etui hervor, das schon einmal in der Gruppe die Runde gemacht hatte. Sie legt es offen vor sich hin, aufgeschlagen mit einem Foto ihrer Vierbeiner.

"Ein bisschen traurig schauen die drein, oder etwa nicht?" sagt Ralf.

"Nein, traurig auf keinen Fall. Das ist die Rasse. Alle Basset Bleu de Gascogne schauen so." Sie streichelt mit dem rot gestrichenen Nagel ihres Zeigefingers ihre Kleinen auf dem Foto. Wieder ist es für eine Zeit lang ruhig. Niemand sonst mag etwas sagen. Alle kennen die Geschichte: Die Hunde sind im vergangenen Jahr spurlos verschwunden. Eines Tages beim Spazieren, jagten sie hintereinander her, wie immer hinter eine Böschung im Gelände – und blieben wie vom Erdboden verschluckt. Aber täglich noch nimmt Ruth die Leine zur Hand und geht denselben Weg, den sie immer zusammen mit den Hunden gemacht hatte. Zweimal täglich je eine volle Stunde. Vor der Böschung bleibt sie einige Minuten stehen. Dann geht sie weiter. Diese Reise sollte sie auf andere Gedanken bringen.

Nach dem Frühstück besammelt sich die Reisegruppe im Foyer des Hotels für den Ausflug nach Antigua. Edi Beck ist nicht zum Frühstück erschienen. Er habe sich bei ihr abgemeldet für den Besuch von Antigua, er fühle sich nicht wohl.

"Hoffen wir, dass er morgen für die Weiterfahrt wieder fit sein wird", sagt Hilde. "Ihr könnt euch hier krank machen, wenn ihr nicht aufpasst. Kein Leitungswasser trinken, und Getränke immer ohne Eis bestellen! ‚Sin hielo‘ heisst das auf Spanisch."

"Ich werde heute auch hier bleiben", sagt Laelia Sergej zu Hilde Rothburg, als diese sich am Tisch nach dem Befinden erkundigt. "Ich fühl mich nicht so wohl. Das Klima, es muss das Klima sein." Der fragende Blick ihrer Stiefmutter kümmert sie nicht.

"Schade", sagt Hilde Rothburg. Sie scheint etwas pikiert zu sein und ist wohl der Meinung, Laelia könnte sich ruhig ein bisschen zusammennehmen, was sie nicht mit Worten, aber mit ihrer Stimme zum Ausdruck bringt: "Antigua ist immerhin ein UNESCO-Welterbe wie die Pyramiden von Gizeh, Stonehenge, der Grand Canyon und die Akropolis." Sie begleitet ihre Aufzählung mit Handbewegungen, als würde sie den Takt schlagen. Sie kann nicht begreifen, dass es Menschen gibt, die so viel Mühe für diese lange Reise auf sich nehmen und sich dann doch für nichts interessieren.

"Ich habe gehört, du habest eine Echse gekauft? Wo hast du die jetzt?"

"Im Zimmer natürlich", sagt Laelia. "Wirklich schade", fügt sie bei, "schade, dass ich nicht mitkommen kann." Sie sieht tatsächlich etwas bleich aus, aber das ist eigentlich immer so bei ihr. Es klingt wenig glaubwürdig, dass sie es wirklich schade findet, den Ausflug nicht mitmachen zu können. Sie hatte sich ja auch nie wirklich für diese Reise begeistert. Sie ist anstelle ihres Vaters mitgekommen, da sind andere Dinge wichtiger, als ein Welterbe zu besuchen, das einen nicht einmal sonderlich interessiert. Allein schon das Wort 'Erbe' – das bedeutet ja nicht immer nur Erfreuliches!

"Du kannst aber keine Echsen ausführen", sagt Hilde. "Es ist verboten, Wildtiere zu exportieren."

"Ich kann es ja versuchen", sagt Laelia.

"Sind Echsen nicht giftig?"

"Es gibt solche, ja."

Florian knüllt es das Herz zusammen, als er hört, dass Laelia nicht mitkommen wird, und beinahe schon ist er drauf und dran, sich ebenfalls abzumelden und seiner Reise eine neue Perspektive zu geben: das Comeback seiner Jugendliebe. Er könnte die alten Gefühle leicht wegstecken, wie er es über Jahre getan hatte. Aber er stellt fest, wie leicht er sie auch wieder aufpäppeln kann. Er braucht nur an Laelia zu denken, wie Tamino ihr Bildnis zu betrachten oder es sich vorzustellen, und schon klopft es in seinen Adern, und seine Brust öffnet sich weit, und es regen sich in seinen Gedanken und seinem Körper seltsame Dinge. Fast wie ein Experiment ist das: Er könnte sie jetzt spielend ganz vergessen – oder er könnte sich in die tiefste Leidenschaft seines Lebens stürzen. Beides aus einer freien Entscheidung heraus. Ein Becher mit süßem Gift gefüllt, von dem er nippen oder trinken kann, ganz nach Belieben. Er braucht nur an sie zu denken, und die Schleusen seines Herzens tun sich auf. Die Liebe, das merkt er wie nie zuvor, die Liebe, die hat wenig mit Laelia zu tun, aber sehr viel mit ihm selber. Ganz allein in ihm drin erwacht sie, lebt sie oder stirbt sie.

"Zehn kleine Negerlein...", sagt Sandra Hanselmann mit Blick auf Laelia, "...dann waren's nur noch acht."

Laelia zuckt gleichgültig mit den Achseln.

"Wir sind doch acht, nicht zehn. Oder wie viele sind wir überhaupt?" fragt Florian. Aber seine Frage interessiert niemand. Nicht einmal ihn selbst.

"Negerlein", sagt Laelia, "ist kein so schöner Ausdruck."

"Ach, komm!"

"Du hattest es gestern mit den Astronauten-Göttern doch auch sehr genau genommen." Laelia lächelt. Sie meint es wohl nicht so kritisch wie es klingt, darum sagt sie auch gleich: "Verzeih, ich meine es natürlich nicht böse." Sie hat ein Lächeln, von dem man nie weiss, ob es wirklich ein Lächeln ist, denn es sind nur die Mundwinkel, manchmal sogar nur die äussersten kleinen Spitzen ihres Mundes, die sie noch oben stellt, sonst bleibt es still in ihrem Gesicht, von den Augen gar nicht zu reden.

"Ich glaube, wir müssen uns beeilen." sagt Sandra.

Hilde Rothburg steht schon draussen und wartet ungeduldig auf Pablo und den Bus. "Guatemaltekische Pünktlichkeit: ich könne euch Geschichten davon erzählen!", klagt sie. Die Minuten vergehen.

"Nur nicht stressen", sagt Ralf Borer und meint es ja nur gut, aber manchmal, wie eben jetzt, ist gutes Meinen haargenau das Falsche, jedenfalls bei Hilde Rothburg, die Ralf einen so scharfen Blick zuwirft, dass Gemahlin Ruth, sich veranlasst sieht, ihren Gatten mit Entrüstung darauf aufmerksam zu machen.

"Verspätung hat Vorteile", ruft Florian plötzlich, "ich habe meine Kamera vergessen!" Er eilt davon, um sie in seinem Zimmer zu holen. Er beeilt sich wie ein kleiner Junge, der Angst hat, sich zu verspäten.

"Wie der springen kann!" sagt Rosana Brunner und schaut ihm nach.

Als Florian die Hotelterrasse wieder herunterkommt fällt sein Blick durch die grossen Glasscheiben auf das Schwimmbad im Hotelgarten. Laelia sitzt in hellblauem Badeanzug am Pool. Ihre Schulterblätter und Schlüsselbeine zeichnen sich kantig ab, die Rückenwirbel ragen hervor und werfen kleine, eckige Schatten auf ihren Rücken. Sie schaut auf Edi, der auf der gegenüberliegenden Seite zu einem Kopfsprung anhebt. Florian bleibt stehen. Edi steht wie ein griechischer Gott auf dem Bassinrand, jedoch weniger wie Apollon, eher wie Zeus in der Badehose. Trotzdem macht er mit seinem Kopfsprung eine gute Figur. Er springt nicht so, wie Florian gesprungen wäre. Er schnellt erst hoch hinauf, weit in das Blau des Himmels hinein, legt die Arme, wie die Flügel der Concorde, an seinen Körper, dreht sich schwerelos gleich einer Raumkapsel im Weltall um seine Achse und gleitet, Scheitel voran, ins spiegelglatte Wasser. Prustend taucht er vor Laelia auf und greift nach einem ihrer Beine als wolle er sie ins Wasser ziehen. Dann taucht er wieder unter. Vom Druck seiner Hand bleiben, nur für wenige Sekunden, ein paar Flecken zurück – heller noch als das Weiss ihrer Haut.

Jetzt sitzen halt doch schon alle im Bus und warten nur noch auf einen. Schwer atmet Florian, als er Platz nimmt auf dem Sitz neben Sandra, den sie extra für ihn freigehalten hat.

Der Bus fährt los. Florian schaut zum Fenster hinaus und sieht doch immer nur Laelia am Pool sitzen. Es hat ihn ein bisschen erschreckt zu sehen, wie mager sie ist.

"Ich hatte Angst, du würdest heute nicht mitkommen", sagt Sandra. Florian hört es, aber er kann jetzt nichts damit anfangen. Laelia

ist weiss wie eine Birke, denkt er. Birken sind mager. Birken sind schöne Bäume.

"Ich war sehr beunruhigt, als du gestern nicht zum Abendessen kamst."

Nicht nur beunruhigt war sie. 'Sehr' beunruhigt hat sie gesagt. Es ist sehr ungewohnt für Florian, dass jemand so besorgt um ihn ist. Eigentlich schätzt er das nicht. Nein, er möchte nicht, dass um ihn gesorgt wird. Er möchte jetzt nicht in diesem Bus sitzen, nicht immerzu nicken, reden, erklären müssen. Alleinsein, das ist gut, da will niemand etwas, das ist wie im Paradies. Zwar waren es dort drei, aber nur solange, bis es Zoff gab. Dann wurden zwei rausgesperrt, und der liebe Gott hatte das Paradies wieder für sich alleine: kein Zanken mehr, keine Lügen, kein Äpfelklauen, nur endlos Zeit, Orchideen zu schaffen, in den verrücktesten Formen und Farben, jede eine heile Welt für sich.

Als hätten sie es miteinander abgesprochen, verbringen Edi und Laelia den Vormittag am Schwimmbad. Doch es war nichts abgekartet. Edi hatte einfach keine Lust auf den Ausflug. Zu verlockend ist der schöne Hotelgarten mit dem Schwimmbad und den Liegestühlen, zu verlockend auch die vielen 'Bellezas latinas', die im Hotel beschäftigt sind. Ausserdem hat er am Nachmittag in der Stadt noch ein Treffen mit einer Indígena, die er gestern kennen gelernt hatte. Guatemala ist nicht seine Traumdestination. Die Reise ergab sich aus einem Gegengeschäft. Hätte Edi selber wählen können, er wäre jetzt auf Hawaii oder auf den Malediven, aber sicher nicht in Guatemala. Im Internet hatte er sich schlau gemacht über das Land. Dabei war er auf die These gestossen, die Götterbilder der Maya könnten Weltraumfahrer darstellen. Er fand den Gedanken einigermaßen reizvoll. Er liebt Spekulationen, die provozieren und Althergebrachtes in Frage stellen. Aber selbst Weltraumfahrer und Götter sind kein Ersatz für einen gemütlichen Tag im Hotelgarten.

Edi stützt sich mit den Armen auf den Bassinrand. "Lass mich raten", sagt er: "Du bist verheiratet?"

"So ungefähr", sagt Laelia.

"So ungefähr, das heisst du bist aus der Ehe durchgebrannt?"

"Mein Mann starb vor fünf Jahren."

"Oh, sorry! Ein Unfall?"

"So ungefähr."

"Aha, du willst so ungefähr lieber nicht darüber reden. Ist das ungefähr richtig?"

Ein morbides Wesen, denkt Edi und taucht unter. Der Mann tot, ihr gruselige Beruf, gestern hat sie neben der Toten gegessen und selber sieht sie aus wie eine Plastiklilie auf dem Friedhof. Edi schwimmt mit kräftigen Zügen knapp unter der Wasseroberfläche und hebt den Kopf nur zum Luftholen über das Wasser.

Laelia hat inzwischen zwei Drinks geholt und stellt einen davon für Edi auf den Rand des Bassins.

"Das nenn' ich Ferienstimmung", sagt Edi und nimmt einen Schluck, ohne aus dem Wasser zu kommen. Er betrachtet Laelia, wie sie, die Knie angezogen, auf den Steinplatten sitzt. Der Badeanzug schlottert ihr um den Körper.

Wie dünn sie ist! Vielleicht ist sie krank, denkt Edi. Er kann sich die Frage nicht verkneifen: "Machst du auf schlank?"

"Ich versteh dich nicht, was meinst du damit?"

"Dein Body-Mass-Index. Der ist knapp zwanzig, stimmt's?"

"Keine Ahnung. Ich weiss nicht einmal, wie man den berechnet. Was willst du damit sagen?"

"Nichts. Ich meine nur: ein tiefer BMI ist gesünder als ein zu hoher. Ich muss selber immer mal wieder Diät halten." Er stemmt sich aus dem Wasser und nimmt einen weiteren Schluck aus dem Glas. "Hochprozentiger Zuckerrohrsirup", sagt er.

"Ein Zacapa Centenario", sagt Laelia. "Der Barman hat ihn empfohlen."

"Stehst du immer schon so früh am Morgen auf Scharfes?"

Laelia beachtet seine Frage nicht und trinkt die letzten paar Schlücke Cola aus ihrem Glas. Dann macht sie es sich mit dem Buch, das sie mitgebracht hat, in ihrem Liegestuhl bequem. Edi zieht einen Liegestuhl neben den ihren, löst das Band an seinem Pferdeschwanz und schüttelt das Wasser aus den Haaren, nicht ohne darauf zu achten, dass Laelia einige Spritzer abbekommt. Sie weicht zurück, soweit dies überhaupt möglich ist, doch nützen tut es wenig. Dabei gibt sie einen zischenden Ton von sich, von dem schwer zu sagen ist, ob er mehr Ärger oder mehr Amüsement ausdrücken soll. Wahrscheinlich beides.



"Was hast du da für ein Buch?" fragt Edi.

Laelia wischt mit der Hand die Wassertropfen vom Bucheinband. Sie hält es so, dass er den Buchdeckel sehen kann.

Er liest: "Peptide und Proteine – Physiologische Mechanismen und quantitative Aspekte von Toxinen. Sag mal, ist das deine Ferienlektüre?"

"Jedenfalls ist es spannender als deine Bemerkungen", sagt Laelia.

"Okay, ich sage kein Wort mehr. Bist du verheiratet?"

"Was interessiert es dich?"

"Du lieber Gott, was können wir hier anderes tun als ein bisschen Plaudern, ein bisschen sich ausfragen, was weiss ich!"

"Ich eigne mich schlecht zum Ausfragen", sagt Laelia. Sie schaut wieder in ihr Buch.

"Du schaust ins Buch, aber du liest nicht."

Keine Reaktion.

"Du hast einen russischen Namen. Also war dein Mann Russe. Hast du in Russland gelebt?"

"Er war aus der Ukraine. Die Ukraine ist alles andere als Russland, das sollte man eigentlich wissen – immerhin ist die Ukraine das grösste Land in ganz Europa."

Edi schweigt. Er macht ein kurzes Nickerchen oder tut wenigstens so. Dann kommt er mit einem neuen Thema: "Proteine haben doch mit Essen zu tun. Was soll den da die Eidechse auf dem Cover? Ist das so eine wie du gestern gekauft hast?"

"Ja, das ist so eine."

"Die sieht aber nicht gerade sehr lecker aus? Hast du gewusst, dass die Maya Kannibalen waren? Die Eroberer haben überall Käfige gefunden, in denen Menschenopfer gemästet wurden."

"Ich war nicht dabei."

Natürlich war sie nicht dabei, aber so kann man doch nicht kommunizieren! Edi schliesst wieder die Augen und versucht zu schlafen. Er weiss nicht recht, ob er diese unberechenbaren Reaktionen von Laelia mag oder nicht. Sie setzt sich zu ihm an den Pool, sie bringt ihm einen Drink und gleichzeitig haut sie ihm eins über die Birne. Sie ist zwanzig Jahre jünger als Edi. Dies ist, denkt Edi, aber auch schon ihr einziges Plus.

Nach einer Weile stösst ihn Laelia an: "Ich hol mir einen Kaffee. Willst du auch etwas?"

Wieder so ein Anlauf von ihr, denkt Edi. "Nein danke", sagt er.

Während Laelia ihren Kaffee holt, greift er nach ihrem Buch, das sie auf dem Liegestuhl zurückgelassen hat und blättert darin. Der Text ist so richtig geschwollenes Wissenschafts-Chinesisch, das kein normaler Mensch verstehen kann: komplizierte Formeln, eine Menge Tabellen und Bandwurmsätze, die von Fremdwörtern durchsetzt sind wie ein gespickter Braten: 'In Analogie zu den Wirkungen des GLP-1 werden Exenatide eine Glukose-abhängige Steigerung der Insulinsekretion der Pankreaszellen, die Unterdrückung der Glukagon-Sekretion, eine Verzögerung der Magenentleerung und ein verstärktes Sättigungsgefühl zugeschrieben...' Und so weiter und so fort.

"Bullshit!", kommentiert Edi das Buch und legt es unsanft wieder hin. Er hat zwei Semester Architektur studiert und dann zwei Semester Volkswirtschaft und dann während ein paar Jahren ausgediente Autos in die Türkei gefahren, lauter Schrotthaufen, die dort noch als Luxuskarossen galten. Ein paar Jahre war er Animator in einem Ferienzentrums am persischen Golf, das waren seine goldenen Zeiten. Dann hat er geheiratet, war ein paar Jahre Familienvater mit Jobs in Versicherungen und Banken, dann kam die Scheidung, als würde eine Scheidung einfach so kommen. Vorher noch die Alkoholgeschichten, aber die hat er jetzt im Griff, und das mit den Drogen doch eigentlich auch – so mehr oder weniger. Seit einigen Jahren gestaltet er Websites, was anfänglich ein gutes Geschäft war, aber die Konkurrenz hat auch nicht geschlafen, und viele kleine Unternehmer schütteln heute ihren Internet-Auftritt lieber gleich selber aus dem Ärmel. Und die Zahlungsmoral – das ist eine Geschichte für sich. Jedenfalls hat er seinen Laptop dabei, damit er handeln kann, falls es einen Auftrag hereinschneien sollte. Aber Schneien in Guatemala? Da kann er lange warten.

Laelia kommt mit dem Kaffee.

"Du bist mit deiner Stiefmutter hier, aber lässt sie allein nach Antigua gehen. Ich glaube, Ihr habt euch nicht so richtig lieb, habe ich recht?"

"Sie kann ja auch mal etwas alleine machen", sagt Laelia. Auf den zweiten Teil seiner Frage geht sie gar nicht erst ein.

Edi schaut sie an. Ihr Gesicht wirkt unbeteiligt. Jetzt weiss er es: den Augen fehlt der Ausdruck. Sie schaut einen an und schaut doch nicht – genau das ist es. Das ist unheimlich. Ausserdem liest sie völlig unverständliche Bücher über Eidechsen oder so ähnlich.

"Was tut die Echse in deinem Zimmer?"

"Sie hockt in der Kiste."

"Ich könnte mir angenehmere Zimmerpartner vorstellen."

"Im Gegenteil! Echsen sind sehr spannend", sagt Laelia. "Weil sie entwicklungsgeschichtlich sehr frühe Wesen sind, geben sie uns Einblick in unsere eigenen Anfänge. Sie zeigen uns Dinge, die bei der Evolution etwas untergegangen sind."

"Zum Beispiel?"

"Die Echse passt sich der Aussentemperatur an. Ist es kalt, ist sie auch kalt. Ist es warm, ist sie es auch. Bei uns funktioniert das nur noch bei Kindern: Wachsen sie in einer kalten Atmosphäre auf, haben sie ein kaltes Herz, eine warme Atmosphäre macht sie warmherziger."

"Das ist eine gewagte Behauptung", sagt Edi, "aber sie hat etwas für sich." Und er denkt, dass sie an Echsen wohl mehr interessiert ist, als an Menschen.

"Die Echse hat in ihrem Maul ein Sinnesorgan, das bei uns nur noch beim Fötus rudimentär vorkommt", fährt Laelia weiter und kommt bei dem Thema nun doch ein Bisschen in Fahrt. "Das Jacobs Organ. Damit kann sie riechen, ob ihr ein Sexualpartner passt oder nicht. Das ist doch sehr sinnvoll, findest du nicht auch?"

"Das ist eine rhetorische und ausserdem eine sehr provokative Frage. Ich weiss ich nicht, ob ich das ebenfalls sinnvoll finden würde oder nicht."

"Dann ist dir bloss die Verfügbarkeit einer Partnerin wichtig, mehr offenbar nicht."

"Das klingt jetzt doch etwas giftig, was du da sagst. Apropos: deine Echse – ist die gefährlich?"

"Alles ist gefährlich. Wenn du kein Wasser hast, verdurstest du, wenn du viel hast, kannst du darin ertrinken."

Du kannst mich mal! Er sagt es nicht, aber er denkt es. Er schliesst die Augen, spürt, wie die Sonne seinen Körper wärmt. Ferien. Nichtstun. Irgendwie kann er das nicht so wirklich geniessen. Vielleicht fehlt es an dem Gefühl, die Ferien verdient zu haben. Oder weil es ihm an Perspektiven für nach den Ferien fehlt. Dass Edi nicht mit der

Gruppe nach Antigua gefahren ist, das passt zu ihm. Er wehrt sich dagegen, in der Herde einfach mitzutrotten. Seine Individualität ist ihm heilig. 'Schau nur diesen Florian an!', sagt er zu sich: ein Musterbeispiel von einem Spiesser. Nur nie so werden wie er! Schon immer hat Edi sich gegen das Spiessertum gewehrt und fast pedantisch darauf geachtet, nie in dieses Fahrwasser zu geraten. Er sucht die Alternative, das Anderssein, das ihn noch wichtiger dünkt als das Sein selbst. Ein Leben, das ist wie alle anderen, das ist für ihn nicht lebenswert. So denkt er. Würde er aufhören so zu denken, dann könnte er gerade so gut abtreten.

Die ersten Minuten in Antigua. Ein Traum von einer Stadt! Als Antigua noch in voller Blüte stand, galt sie als schönste Hauptstadt des ganzen amerikanischen Kontinentes. Grosszügige, koloniale Architektur, stolze Plätze, mit Blumen geschmückte verträumte, sich in ihrer eigenen Patina und Grandezza sonnende Höfe. Trotzdem versetzt die Stadt Florian nicht gerade in Begeisterung. Vieles ist – nach seinem Geschmack – zu sehr auf Tourismus getrimmt. Ein Heer von Fremden wie er selbst, die dann eben keine rechten Fremden mehr sind, trampelt durch die Stadt. Kinos, Discos und Internet-Cafés an allen Ecken. Auch gegen die Lage am Fuss des Vulkans Agua ist nichts einzuwenden: sie ist genau so, wie es in seinem Reiseprogramm geschrieben steht: atemberaubend! Überall wird hier englisch gesprochen. Das hilft der Verständigung, aber es schmälert den Reiz. Möglich jedoch, dass Florian ganz einfach den Reisekoller hat und heute mit nichts so richtig zufrieden sein kann. Ausserdem drückt ihn der Gedanke, dass sich Edi Beck mit seiner Jugendliebe am Schwimmbad vergnügt, zentnerschwer auf den Magen. Schon bald hat er die Nase gestrichen voll von der Besichtigung dieser vielen Kirchen und Klöster, die kein Ende nehmen wollen und sich letztlich gleichen wie ein Ei dem andern. Es gibt in Antigua auf diesem kleinen Raum so viele Kirchen, dass man hier, wie der guatemalteckische Dichter Asturias einst schrieb, ein dringendes Bedürfnis zu sündigen fühle.

"Das Herumlaufen ist anstrengend", sagt Sandra zu Florian. Sie hat sich von der Gruppe etwas zurückfallen lassen, als sie sah, dass auch Florian zurückgeblieben ist. Florian aber hat jetzt keine Lust über

irgendwelche Dinge zu diskutieren. Nicht nur das Herumlaufen, auch Sandra ist ihm zu anstrengend. Ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen nehmen so viel Platz ein, dass es ihm auf den Atem schlägt.

"Es ist nicht das Herumlaufen", sagt Florian. "Aber die vielen Kirchen, das nimmt ja kein Ende."

"Du hast Kirchen nicht gern?"

Natürlich hat er Kirchen gern. Es gibt nichts schöneres, als in einer Kirche ein Kyrie Eleison zu singen. "Für heute reicht es mir", sagt er.

"Ich mag Kirchen sehr", sagt Sandra. "Sie haben so etwas Feierliches, ich mag das wirklich. In einer Kirche ist es wie in einem grossen Wald. Da können wir fühlen, wie klein und unbedeutend wir sind. Das ist sehr spirituell."

Florian nickt und lächelt angestrengt, also wolle er zeigen, dass er versteht, was sie meint. Aber es fällt ihm schwer, ihr zu glauben. Es klingt so grossartig bescheiden, wie sie das sagt. Wie könnte sie wissen, was es heisst, sich klein zu fühlen, unbedeutend wie ein Atomchen im Universum – so wie es ihm manchmal ergeht. Er blickt zum Kegel des Agua hinüber, der sich mächtig über die Stadt erhebt.

"Der Agua ist höher als das Wetterhorn", sagt Florian.

"Ich weiss es nicht, ich kenne das Wetterhorn nicht", sagt Sandra und kommt wieder auf ihr Thema, ihr grosses Thema, zurück: "Wenn du dich ganz klein und unbedeutend fühlst", sagt sie. "dann spürst du, dass darin eine unendlich grosse Kraft liegt. Sie ist zugleich Wahrheit, Ewigkeit, Liebe, Glück, Leben..." Ihre Augen haben unheimlich zu Leuchten begonnen. "Dann weißt du", schwärmt sie weiter und scheint in ihren seidenen Tüchern geradezu über dem Boden zu schweben, "dann weißt du, dass du in deiner Nichtigkeit eins bist mit dem unendlichen Ganzen."

Irgendwie hat sie recht, denkt Florian: Je kleiner sie sich macht, desto mächtiger wirkt sie. Doch wenn Sie schon alle Rätsel des Universums zu kennen scheint, warum weiss sich nicht einmal, wo das Wetterhorn ist?

"Das Wetterhorn ist bei Grindelwald. Eigentlich sind es drei Hörner: das Wetterhorn, das Mittelhorn und das Rosenhorn", sagt Florian.

"Rosenhorn, das klingt sehr schön. Ein geradezu faszinierender Name. Schon fast jüdisch, möchte man meinen."

"Am Wetterhorn wurde die erste Luftseilbahn der Welt gebaut."

Sandra betrachtet ihn ungläubig.

"Die erste für den Personentransport natürlich", ergänzt Florian, "andere hat es sicher schon viel früher gegeben."

Die Ungläubigkeit in Sandras Gesicht ist auch durch diese Präzisierung nicht wegzubringen, denn sie gilt nicht dem Detail, sondern dem Ganzen: wie kann dieser Mann vom Wetterhorn reden, während sie ihm die Geheimnisse der Welt anvertraut?

Florian sieht das Feuer in ihren Augen ermannen. Wie schmerzlich, denkt er, muss es für sie sein, diese vielen Kirchen zu besuchen und dabei immer wieder an den Tod ihres Mannes erinnert zu werden.

"Was hatte er – ich meine dein Mann?"

Sie zuckt mit den Schultern. "Was man eben so hat, wenn man alt ist. Er war schon Mitte achtzig und oft krank. Aber weißt du, jeder Tod ist immer auch ein Anfang. Eine sybillische Antwort, ich weiss. Aber es ist so."

"Ihr hattet ja erst kürzlich geheiratet, nicht wahr?"

"Vor drei Monaten. Ich sehe, dass dich das wundert?"

"Warum soll mich das wundern?", sagt Florian. Aber es wundert ihn doch. Mein Gott, sie etwa fünfzig und er über achtzig und immer wieder krank. Wenn das kein Grund ist, sich zu wundern!

"Ich dachte, es wundert dich, weil du gefragt hast", sagt Sandra. "Und ich merke es. Ich spüre, was in andern Menschen vorgeht. Das ist manchmal gar nicht so einfach für mich."

Florian schüttelt den Kopf. "Also ich habe nicht gemerkt, dass ich mich gewundert hätte. Heiraten ist doch normal", sagt er.

"Auch wenn sie erst fünfzig und er schon über achtzig ist? Du glaubst nicht, was ich mir alles hätte anhören müssen." Ein trotziges Lächeln schiebt ihre Ernsthaftigkeit für Augenblicke weg: "Wir haben alles für uns behalten. Auch nach der Heirat." Dann setzt Sandra wieder ihren gewohnt weisen und wissenden Blick auf. "Was wirkliche Liebe ist", sagt sie gedehnt, "kann man erst verstehen, wenn man schon älter ist!"

"Das ist wahr, gut Ding will Weile haben", sagt Florian und denkt dabei an seine eigenen Erfahrungen, nach denen er gleichfalls behaupten würde, heute mehr über die Liebe und das Leben zu

verstehen als noch vor zwanzig Jahren oder fünf Jahren oder sogar gegenüber gestern. Er könnte nicht sagen, worin denn der Unterschied tatsächlich bestünde, aber nur schon der Gedanke, Laelia würde ihn in eben dieser Sekunde nochmals so küssen wie damals unter der Türe ihres grossen Hauses: das müsste doch um Welten wundervoller sein als damals! Und auch um Welten wundervoller als irgendwann später. Und wie ihn der Wunsch, Laelia eben jetzt in seinen Armen zu halten, übermächtig ergreift und wie ein Orkan durch ihn hindurch fegt und es ihm egal ist, wie es gestern war oder morgen sein wird, sagt er, ohne sich seine Worte zu überlegen: "Es ist immer nur diese Sekunde, genau die jeweilige Sekunde, die weiss, was wirkliche Liebe ist." Florian ist erstaunt über diesen Satz, der so unreflektiert gestammelt, unter fast stockendem Atem, aus ihm hervorgebrochen ist. Er weiss nicht einmal, was er genau gesagt hat, und das ist für ihn jetzt auch völlig nebensächlich. Aber er weiss, dass es gut ist, was er gesagt hat, und dass es gut ist, dass er es gesagt hat. Wie eine Blüte geht da etwas auf in seiner Brust, und der liebe Gott schaut vom Himmel herab auf Florian und zwinkert ihm stumm lächelnd zu.

"Da sprichst du etwas sehr, sehr Wichtiges aus", sagt Sandra. "Es ist ganz genau das Hier und Jetzt, das..."

Florian wendet sich ab, hört nicht hin, verschliesst seine Ohren, denn er will nichts hören, will keine Erklärungen, die es nicht braucht, keine Bestätigungen, die er nicht sucht, keine Differenzierungen, die doch alles nur zerlegen, zerreden und zerstören. Er verstopft sich die Ohren, wie immer, wenn er nicht zuhören will, mit einem Ohrwurm. Jetzt eben ist es Lys Assias 'Eine weisse Hochzeitskutsche', ein Oldie, der ihn die nächste halbe Stunde begleiten wird.

"Wir haben unsere Gruppe verloren." Sandra schaut sich um. Hilde Rothburg und die andern sind in einem der vielen alten Gebäude verschwunden. Sandra und Florian schlendern weiter, schweigend und suchend. Sie kommen zum Parque Central. Hier fanden einst Stierkämpfe, Militärparaden und Hinrichtungen statt.

Florians Gedanken sind bei Laelia. Und immer wieder erklingt aus der Jukebox in Florians Kopf der Oldie von der weissen Hochzeitskutsche, die sonntags vorgefahren kommt: '...und im hellen Sonnenschein steigen wir als Brautpaar ein.' In der Kutsche natürlich: Florian mit Laelia, und bewegte Girlanden von bunten Vögeln zieren den Himmel, die Strahlen der Sonne sind purer Goldstaub, und die

Kutsche wird gezogen von schneeweissen Rossen mit silbernem Geschirr, auf dem die Diamanten nur so blitzen. Es ganz wie in einem Disney-Film, und auch hier lauert etwas darauf, wie eine böse Fee, das Idyll zu zerstören: der immer wieder hochschliessende Gedanke, dass Laelia wohl immer noch mit Edi am Pool liegen wird.

Und jetzt fragt er Sandra, warum Laelia nicht Hanselmann sondern Sergej heisst.

"Sie hat ein Semester in Odessa studiert und dort einen eifersüchtigen Kosaken geheiratet, der aber schon ein paar Monate nach der Hochzeit starb", sagt Sandra. "Er wollte ihr das Weiterstudieren verbieten."

Bei der Fuente de las Sirenas bleiben sie stehen. Von drei übereinander stehenden Becken des Brunnens fällt das Wasser in das grosse Hauptbecken. Die steinerne Meerjungfrau die an der Brunnensäule sitzt, hält mit ihren Händen ihre Brüste umklammert, so fest, dass aus den beiden Brustwarzen zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurch je ein starker Wasserstrahl sich in hohem Bogen in das Becken ergiesst.

"Die Sirenen verführen hier nicht nur mit ihrem Gesang", sagt Sandra und merkt auch gleich, dass Florian nur Bahnhof versteht. "Die Geschichte von Odysseus und den Sirenen, die kennst du doch, oder?"

Er könnte jetzt sagen: Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss. Oder: Der Kandidat hat null Punkte. Doch er schüttelt bloss den Kopf und ringt sich ein schiefes Lächeln ab. Natürlich kennt er Odysseus, aber eben nur dem Namen nach. So wie er die Namen Huizilopochtli, Konfuzius oder Xerxes kennt oder Galilei, Kleopatra und andere, die man beim Lösen von Kreuzworträtseln präsent haben sollte, hinter denen aber das Gehirn nur gähnende Leere zu bieten hat.

Sandra fasst die Geschichte von Odysseus und den verführerischen Sirenen mit ein paar Worten zusammen. Sie kennt viele Sagen und Mythen, die sie auf ihre eigene Weise interpretiert. Mit Vergnügen stürzt sie Götter vom Olymp, kippt Heroen von ihrem Sockel und macht sie zu Menschen wie du und ich.

"Dieser Odysseus", sagt sie, und sie sagt nicht etwa nur 'Odysseus', sondern 'dieser' Odysseus, "das war eine ganz fiese Nummer. Er ist lustig in der Welt herumgegendelt, aber bezahlt dafür haben Frau und Kind. Einfach sitzen lassen hat er sie! Und am Ende ist er für diese Schändlichkeit noch berühmt geworden."



"Wäre er nicht so fies gewesen", wagt Florian ihr zu entgegen, "dann wüssten wir jetzt nichts von den Sirenen und es gäbe seine Geschichte nicht. Dieser Odysseus wäre so unbedeutend für die Welt, wie ich es bin."

"Aber, aber!" Florian hat ihr wieder ein Stichwort gegeben, einen richtigen Köder hat er ihr zugeworfen, nach dem diese Sandra auch gleich schnappt: "Kein Mensch ist unbedeutend", sagt sie. "Selbst das kleinste Mückchen hat eine grosse Sendung auf dieser Welt. Je kleiner ein Rädchen, desto wichtiger ist es für die Schöpfung."

Früher, sagt sie, da habe ich genau so gedacht wie Florian. Aber dann... Verklärt von ihrem eigenen Wissen und Wesen schaut sie ihn an. Etwa so alt wie Florian sei sie damals gewesen – ein ungebildetes, unwissendes Dienstmädchen in dem Haus, das heute ihr eigenes ist – als sie zu spüren begann, dass Gott ihr die Aufgabe zugedacht habe, in ihrer eigenen Einfachheit die Grundgeheimnisse dieser Welt zu finden. Mit wachsendem Eifer habe sie mit ihrer Wahrheitssuche begonnen, die darin bestehe, im Komplizierten das Einfache zu sehen und im Unterschiedlichen das Gemeinsame. In Mythologie und Astrologie habe sie dieselben Gesetzmässigkeiten gefunden, später ebenso im Pendeln und im Tarot. Über Channeling sei sie mit den Lichtwesen in Kontakt getreten und habe so die Weisheit für ihre Engelkarten erhalten.

Für Florian klingt das alles völlig chinesisch. Er liebt das Sachliche, das Rationale, er kann wenig anfangen mit diesem esoterischen Kuddelmuddel. Ausserdem ist es ihm ziemlich suspekt, wie Sandra sich selbst in aller Bescheidenheit als Nabel der Weisheit zu sehen scheint. Und doch kann er keine Berechnung darin erkennen, Sandra scheint von ihrer Weltschau völlig überzeugt zu sein, so dass er sich hüten muss, nicht allzu sehr in diesen Sog hineingezogen zu werden.

"Die Sirene hat's dir angetan", sagt sie zu Florian, der seine Kamera auf das fischschwanzige Fabelwesen angesetzt hat. "Lass mich deinen Puls fühlen!" Sie fasst, und dies nicht etwa nur spirituell, nach seinem Handgelenk, noch während Florian durch seine Kamera schaut. "Einen Zappelpuls hast du", sagt sie, "was so ein steinerner Busen doch für eine Wirkung hat!"

"Nicht rütteln", murmelt Florian, der sich nicht vom Fotografieren abbringen lassen will, und es zugleich sehr aufregend

findet, an seinem Handgelenk ihre Hand und – so glaubt er zumindest – an seinem Rücken auch ihre Brüste zu spüren. Sie waren ihm vorhin schon aufgefallen, als sie auf ihn zugekommen war. Wie gut sie doch in diese üppige Vegetation passen, hatte er gedacht, als es sah, wie sie sich unter ihren seidenen Tüchern hoben und senkten wie ein Gummiboot im bewegten Wasser.

Endlich einmal eine Nacht, in der Priska in Florians Wohnung wirklich durchschlafen konnte! Gut, dass sie einige Blüten abgeschnitten hat, denkt sie. Es könne nur der Duft der Orchideen gewesen sein, der ihr den Schlaf gestört hatte. Jetzt jedenfalls, ist der Duft nun plötzlich nicht mehr so penetrant wie zuvor. Eigentlich ist er jetzt überhaupt nicht mehr schlimm, findet sie. So geht es mit vielen Dingen. Wir verabscheuen sie. Wir gewöhnen uns an sie. Und am Ende lieben wir sie. Nur liegt das selten an den Dingen allein, sondern auch an allem, was mit ihnen zusammenhängt. Die Orchideen in Florians Wohnung sind ja nicht dieselben wie in einem Blumengeschäft. Von ihm wurden sie ausgesucht, von ihm gehegt und gepflegt und das erst noch sehr liebevoll. Zudem stehen sie in seiner Wohnung, auf seinen Möbeln, unter seinen Bildern, und das alles macht sie zu besondern Orchideen, auch für Priska, die sich unter diesen Bildern, in diesen Möbeln und mit diesen Orchideen bereits sehr wohl fühlt. Ja, so schnell kann das gehen. Sie hat die Wohnung lieb bekommen. Und dies nicht nur, weil es so praktisch ist, die Mutter gleich gegenüber zu haben. Auch nicht, weil die Zimmer eine so vernünftige Grösse und das Badezimmer schön geräumig ist, dass sie sich darin gut bewegen kann. Da ist auch eine zunehmende Sympathie – nennen wir es einmal so – für den Mann, dem das alles gehört.

Jetzt liegt Priska noch im Bett und genießt es, das Tageslicht noch ein Weilchen auszusperren. Es ist ein ganz bewusstes und sorgfältiges Abwägen von 'Lieber noch etwas liegen bleiben' und 'Jetzt will ich aufstehen', wobei letzteres meistens verbunden ist mit dem Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme oder Entleerung. Licht hat sie noch keines gemacht, und sie weiss nicht, geht es gegen neun Uhr oder gar schon gegen zehn. Es ist egal, denn Priska hat auch heute nichts Besonderes vor. Um halb elf kommt die Folge einer Fernsehserie, die

sie auf keinen Fall verpassen will, denn das muss sie unbedingt erfahren, ob die Krankenschwester vom Chefarzt nun wirklich schwanger geworden ist, oder ob sie das nur geglaubt hat und auch, wie der Chefarzt dann reagieren wird, wenn sie ihm das sagt. Jetzt wälzt sie sich auf die Seite, streckt erst die Beine aus dem Bett und setzt sich dann mit einer rollenden Bewegung auf die Bettkante. Es ist ein kleines Hungerchen, das, wie das Zünglein an der Waage diese Entscheidung bewirkt hat. Das Hungerchen, vorerst nur wie ein kleines Schmusekätzchen, das ihr um die Beine streichend sie zielgerade zum Futternapf in der Küche lockt, wächst auf diesen wenigen Metern zu einer heiss hungrigen Tigerin heran, die sich in der Küche über die wenigen Reste hermacht – etwas Brot und Käse und eine halbe Mettwurst. Sie hat sich ihren Hausmantel aus gelbem Frottee übergezogen, und erstmals fällt ihr auf, wie zerschlissen er ist. Zentimeterlang hängen ihr vom rechten Ärmel die ausgeleierten Fäden über die Hand, und das einst leuchtende Gelb wirkt matt und grau. Sie legt das letzte verbleibende, mit Butter und Mettwurst bestrichene und einer dicken Gewürzgurke belegte Stück Brot auf die Anrichte und geht ins Schlafzimmer, während die Gewürzgurke vom Brot kullert, über die Anrichte und ihren Rand hinaus rollt und hinunter auf den Küchenboden fällt.

Vielleicht hat der Mann, der hier wohnt einen Hausmantel, könnte ja sein, aber wenn, dann wäre er sicher für Priska viel zu eng. Wie vermutet, passt ihr der Mantel, den sie im Kleiderkasten findet, überhaupt nicht, viel zu klein ist er, und Farbe wie Muster beleidigen ihren Geschmack: braun, mit orangefarbenen Streifen, wie kann man nur! Aber die Qualität, da gibt es nichts daran auszusetzen. Wie weich und doch kraftvoll sich der Bademantel anfühlt! Priska nimmt ihn aus dem Kasten, schnuppert an ihm, presst ihn in ihre Arme, schliesst die Augen und streicht mehrmals mit der Wange über das weiche Frottee. Sie setzt sich auf die Bettkante, den Mantel immer noch festhaltend, lässt sich auf das Bett zurückfallen und schläft, den Mantel in ihren Armen, nochmals ein.

Als sie wieder erwacht, ist es halb zwölf. Jetzt weiss sie nicht, wie es zwischen dem Chefarzt und der Krankenschwester weitergegangen ist. Das ärgert sie, und mit dem Ärger kommt auch der Hunger wieder. Dass sie in der Küche auf die Gewürzgurke tritt und diese mit einem knatschigen Geräusch platt gedrückt wird, hat ihr

gerade noch gefehlt. Sie setzt sich an den Küchentisch, stützt den Kopf zwischen ihre Hände und lässt die Tränen fließen.

Nach dem Mittagessen, zusammen mit ihrer Mutter, wo sie vernimmt, dass der Chefarzt um halb elf der Krankenschwester eine Abtreibung empfohlen hat, weil er selber doch verheiratet ist und schon eigene Kinder hat und keinen Balg dazu haben möchte, geht sie zu Fuss ins Letzipark-Einkaufsparadies. Die Zeit steht hier praktisch still, jedenfalls für Priska, die hier Stunden über Stunden verbringen kann, denn wie im richtigen Paradies gibt es auch hier jede Menge Dinge, um jede Menge Wünsche zu wecken. Alles darf angeschaut und sogar berührt zu werden. Auch teure Wäsche, die sich Priska niemals leisten könnte, wartet hier nur darauf, von ihr in die Hand genommen zu werden. Sie kann die weichen Textilien auf ihrer Haut spüren, sie kann in der Kabine Blusen anprobieren, sie kann vor den grossen Spiegeln Hüte aufsetzen, golden schimmernde Puderdosen öffnen und sich aus einer unendlichen Vielfalt von Parfum-Flacons mit geschlossenen Augen eines auslesen und sich damit kostbarste Essenzen hinter die Ohren und auf den Handrückenstäuben. Dann ist es für sie, als würden, für Augenblicke nur, alle diese Dinge, die sie in die Hände nimmt und anprobiert, allein Madame gehören.

Bei den Bademänteln schaut sie mehr als nur einmal vorbei. In einen pastellroséfarbenen Mantel mit Kimonokragen, mit Paspelierung eingefasst, hat sie sich verliebt und ihm zwei Stunden später ihr Ja-Wort gegeben.

Erst gegen sieben Uhr am Abend ist sie wieder zu Hause. Sie stellt die Einkaufstasche auf den Küchentisch und legt ihre Kleider ab. Wenn sie zu Hause ist, trägt sie am liebsten ihren Hausmantel. Dass sie jetzt gleich als erstes ihren neuen Haus- und Bademantel anziehen will, versteht sich. Auf der Innenseite der Schranktüre im Schlafzimmer ist ein grosser Spiegel angebracht. Elegant findet sie sich, echt elegant, nur viel zu dick. Mein Gott, wo kommen nur alle diese Fettpolster her! Sie wundert sich darüber, glaubt doch nur immer das Nötigste zu essen, was ja auch stimmt. Aus ihrer Sicht.

"Was seh' ich denn da!", tönt es unter der Türe. Ihre Mutter hat sie heimkommen gehört und sich hereingeschlichen, wie eine Spionin auf leisen Sohlen: "Hast du wieder Geld ausgegeben?" Es klingt nicht eigentlich vorwurfsvoll, aber unheimlich neugierig.

"Fast nichts", sagt Priska, "ein Schnäppchen! Blöd wäre ich gewesen, hätte ich nicht zugegriffen." Sie strahlt ihre Mutter an, dass diese ihr zustimmen muss.

"Schön siehst du aus, meine Zuckerwatte", sagt die Mutter, "nur – ich sag's halt immer wieder – ein bisschen..." Sie macht mit ihren Armen eine wallende Bewegung um ihre Taille, die ja auch nicht die einer Wespe ist, um anzudeuten, dass da etwas zu viel Speck an den Knochen sei. "Du müsstest in Amerika leben", sagt die Mutter. "Da sind alle so. Ich habe eine Sendung darüber gesehen, das ist einfach kaum zu glauben –"

"Hör auf!" schreit Priska, "ich will das nicht hören!"

"Das hat ja mir dir nichts zu tun, ich sag's ja nicht deshalb", verteidigt sich Frau Schmid und gibt vor, jetzt ein Recht zu haben, beleidigt zu sein.

Zehn Minuten lang reden die beiden kein Wort mehr miteinander und jede gibt sich mit irgendwelchen Dingen beschäftigt.

"Ich mache jetzt Nachtessen", sagt Frau Schmid schliesslich. Gekochte Kartoffeln und Käse. Gut?"

"Gut."

Etwas später sitzen die beiden in Frau Schmid's Küche am Tisch und essen gekochte Kartoffeln. Auf einem Holzbrett liegt ein Stück Emmentalerkäse. Dazu gibt es Butter, Salz, Pfeffer und Tomaten.

Nach dem Essen geht Priska in Florians Wohnung hinüber, in das kleine, das dritte Zimmer, in dem keine Pflanzen sind, weil hier die Nordseite ist. In dem Zimmer stehen ein kleiner Pult, ein Schrank, ein einfaches Bett und noch ein paar Kästchen und Stühle. Priska öffnet den Schrank und steht unschlüssig davor. Schliesslich zieht sie ein Schachtel hervor, stellt sie auf das Pult und hebt den Deckel ab. Die Schachtel ist voller Fotos. Auf einigen kann sie Florian erkennen.

Edi steht unter dem Torre del Reformador. Hier hat er gestern die junge Indígena getroffen, die kleine Sorgenpüppchen verkauft, was ihn aber nicht interessiert hat. Mehr Interesse hatte er an dem, was sie unter den Püppchen in ihrer Tasche hatte: die kleinen Säckchen mit dem getrockneten Peyote aus Mexiko. Sie wird ihm heute Peyote für

dreihundert Dollar bringen. Versprochen hat sie es jedenfalls, aber ob er den Menschen hier trauen kann? Edi hat seine Zweifel. Das Hemd klebt ihm klatschnass auf der Haut. Er hat Mühe mit Atmen. Es ist das Rauchen, es ist Alter, aber es ist auch die russige und feuchte Luft in der Stadt. Und ein bisschen ist es auch die Spannung, die seine Nerven strapaziert, denn so ganz harmlos ist dieser Handel nicht. Er hätte auch Kokain haben können, zehnmal günstiger als in der Schweiz. Aber mit Koksen ist jetzt endgültig Schluss. Nur so ab und zu, wenn er wieder zu Hause ist, ein Tässchen Peyote-Tee, das wäre ganz chic. Edi hat ein Flair für chice Dinge. Sein Laptop ist chic: ein Sony-Mini-Notebook mit 11,1-Zoll-Bildschirm und nur einundeinviertel Kilo schwer. Sein Füllhalter ist chic: ein Parker Duofold, der Klassiker aus den zwanziger Jahren, wie ihn auch George Bernard Shaw und Giacomo Puccini zum Schreiben benutzten. Sein Leinen-Anzug ist chic: ein Original von Armani.

María geht die 7. Avenida entlang. Diego kommt ihr entgegen, gibt ihr wortlos eine Plastiktasche mit Bananen und geht weiter. Auch María geht langsam weiter, bis zum Torre del Reformador, wo sie gestern einen Suizo angesprochen hatte. Es ist noch nicht drei Uhr, aber der Mann ist bereits da. María will nicht, dass sie stehen bleiben. Während sie nebeneinander weitergehen, gibt sie ihm die Plastiktasche. Edi schaut in die Tasche und vergewissert sich, dass unter den Bananen auch der getrocknete Peyote ist. Dann gibt er ihr zweihundertfünfzig Dollar. Fünf Fünzigernoten.

"Dreihundert", sagt María, "das sind nur zweihundertfünfzig."

"Ist doch genug, oder? Ich kaufe später noch mehr", sagt der Suizo.

María bleibt bei den dreihundert. Sie ist es sich gewohnt, dass am Ende viele noch versuchen zu feilschen oder sie hereinzulegen. José würde das auf keinen Fall zulassen.

"Okay", sagt Edi mit grosszügigem Ton, als gäbe er noch ein Trinkgeld darauf. Er reicht ihr nochmals fünfzig Dollar. "Bist du dir nicht zu schade für diese Arbeit?" fragt er.

María antwortet ihm nicht. Sie steckt die dreihundert Dollar in ihre Jacke.

"Wie heisst du?"

María schüttelt den Kopf. Es geht niemanden etwas an, wie sie heisst und woher sie kommt.

"Ich heisse Edi", sagt der Mann. "Gehen wir etwas trinken?"

María schüttelt wieder den Kopf. "Ich muss gehen", sagt sie.

"Schade", sagt Edi. "Du solltest in die Schweiz kommen, du siehst zu gut aus für den Job, den du hier machst."

Marías Ausdruck wird hart und abweisend. Sie kennt solche anbiedernden Sprüche, die den Anschein des Gutgemeinten haben, aus denen sie aber nichts anders hört als nur Kränkung und Verhöhnung.

"Ehrlich", bekräftigt Edi, dem ihre Gedanken nicht verborgen bleiben, und dem gerade dadurch das Gesagte etwas deutlicher wird. Für einen Augenblick könnte er sich tatsächlich vorstellen, es mit seinem Angebot ernst zu meinen, ungeachtet des Aufwandes und der Konsequenzen, die das bringen würde. Eine junge Indígena wie María in Zürich an seiner Seite zu haben – auch das wäre chic.

"Bestimmt würde ich", sagt Edi. Es klingt aber doch etwas wenig überzeugend, und noch bevor María etwas erwidern kann, sagt er: "Aber wenn du nicht willst... hasta luego!" Er packt die Tasche mit den Bananen und dem getrockneten Peyote unter den Arm und geht zum Hotel zurück.

María schaut ihm nach und ist sich sicher, dass es richtig von ihr war, am Angebot des Suizos zu zweifeln. Hätte sie ihm trauen können, sie hätte womöglich zugesagt. Immer wieder, wenn sie mit Touristen zu tun hat, taucht der Wunsch in ihr auf, Guatemala zu verlassen. Mit einem Gringo möchte sie nicht weg, in die USA will sie nicht. Aber nach Europa, das ist etwas anderes. Sie hat zwar keine Ahnung, wie das Leben in Europa ist und wie es dort aussieht. Trotzdem glaubt sie, dass dort alles besser sei als hier.

María geht unter dem Torre del Reformador durch. Sie weiss nichts von seinem Erbauer Ubico, nichts von dem vielen, das die Touristen erfahren. María kennt die Zusammenhänge nicht, sie kennt die Namen nicht, die in den Büchern stehen, sie kennt nur die Gesichter, von denen, die keine Namen haben, die sie täglich hungern und sich abquälen sieht, und die sich mit Arbeit und Drogen und Prostitution ruinieren. Sie kennt nicht die Ursachen, sie sieht nur die Folgen von dem, was alles geschah in diesem Land. Nein, sie mag die Fremden nicht, die so viel Geld ausgeben für getrockneten Kaktus und

Hotels, in denen eine Nacht mehr kostet als hier mancher in einem ganzen Monat verdient.

Diego erwartet sie hinter dem Torre del Reformador. Niemand würde mehr in dem Acht- oder Neunjährigen den Indio-Jungen aus den Gewächshäusern von San Miguel Dueñas erkennen. Er ist in die Höhe geschossen und spricht fließend Spanisch. Der Umgang mit den Touristen hat ihn selbstsicher und vorwitzig gemacht. Diego legt Wert darauf, gut auszusehen. Seine gefütterte rote Jacke ist ihm tagsüber zu warm, so dass er sie meistens um die Hüfte knüpft. Am frühen Morgen, wenn es kalt ist, zieht er seine Hände in die gefütterten Ärmel hinein. Diego und María sind ein gut eingespieltes Team. Auch Diego verkauft Sorgenpüppchen, die er in einer Tasche mit sich trägt. Wenn María viel Peyote verkauft oder sogar Kokain, dann schafft er für María den Stoff in die Stadt. José will es so haben. Er will nicht, dass María mit grösseren Mengen Peyote oder gar mit Kokain erwischt werden könnte. Vielleicht, dass es ihm bei Diego weniger ausmachen würde. Oder er ist der Meinung, Diego könne sich im Notfall besser aus dem Staub machen. Diego trägt die Ware unter seinem Hemd, in der Tasche mit den Sorgenpuppen oder in einer Plastiktasche mit Gemüse oder Obst.

"Lass dich nicht erwischen!", sagt sie zu Diego. Dann sucht sie ein Colectivo, ein Sammeltaxi. Diego nimmt den Bus. Santa Catarina Pinula liegt südöstlich der Capital. Vom Torre del Reformador sind es etwa sechs bis acht Kilometer. Wenn das Geschäft gut gelaufen ist, nimmt sie manchmal ein Colectivo, weil es schneller geht. War das Geschäft schlecht, nimmt sie den Bus. Wenn sie schon früh am Nachmittag zurückkehrt, geht sie oft zu Fuss. Aber nur bei Tageslicht. Nachts ist es zu gefährlich, allein auf der Strasse zu sein. Diego fährt nie mit ihr zusammen, José erlaubt das nicht. Diego mit den Drogen, sie mit den Dollars – das Risiko, dass beide erwischt würden, wäre für José zu gross. Er spricht nur immer vom Risiko, das es für ihn bedeute. Von den Gefahren für María oder Diegos redet er nie.

Im Colectivo stinkt es nach rohem Fleisch. Ein Mann im Fond hält auf seinen Knien eine Plastikwanne, gefüllt mit Schweinelunge. María kurbelt das Fenster herunter. Sie hat um Diego manchmal mehr Angst, als um sich selbst. Sie weiss, dass sie sich wehren könnte, und noch mehr glaubt sie, dass sie nie erwischt wird. Diego aber ist sehr leichtsinnig. Sie beruhigt sich mit dem Gedanken, dass er doch kein



Kind mehr sei. Acht oder neun – und schon kein Kind mehr? María mag sich nicht mit dieser Frage beschäftigen. Zu viel hat er erlebt, um noch Kind zu sein. Zu wenig alt ist er, um als erwachsen zu gelten. María ist überzeugt, dass sich Diego eines Tages einer der vielen Jugendbanden anschliessen wird. Das wird dann ohnehin das Ende sein. Wenn er Glück hat, wird er vierzehn oder sechzehn. Und wenn er viel Glück hat und erwachsen wird, dann wird er sein wie José und andere Machos. Bei solchen Gedanken steigen Wut und Hass in ihr hoch. Nicht nur gegen José. Auch gegen Diego.

Das Taxi hält an, eine Frau verhandelt mit dem Chauffeur. Sie hat einen grossen Sack mit Mais. Der Fahrer will den doppelten Fahrpreis. Die Frau schüttelt den Kopf. Das Taxi fährt weiter, stockend, die Strassen sind verstopft.

María war anders mit neun Jahren. Alle waren sie anders, damals in Ocos. Auch ihre Geschwister und Freunde. Sie hatten viel gelacht und gespielt, obwohl sie auf dem Boden schliefen und sich manchmal hungrig um die letzte Tortillia stritten. Vor allem war da etwas, das sie hier noch nicht gefunden hat: da war auch Wärme und Liebe zwischen den Menschen. Sie hat das, seit sie von Ocos weg ist, nirgendwo wieder gefunden. Der Fluss, der über die Ufer wogte, der ihr Haus und das halbe Dorf weggeschwemmt hatte, spülte auch die Liebe ins Meer und liess nur noch Tränen zurück. María wird traurig, wenn sie zurückdenkt, doch traurig sein will sie nicht, das ist zu schwierig für sie. Dann schon lieber wütend sein. Oder so, wie es meistens ist: nicht traurig, nicht wütend, nicht fröhlich – einfach so.

Wieder hält das Taxi. Zwei Polizisten haben es aufgehalten und schauen sich die Mitfahrenden an: Im Fond eine Frau mit zwei kleinen Kindern und der Mann mit der Schweinelunge, vorn im Auto der Fahrer, eine junge Frau mit Büchern und María.

Einer der Polizisten fragt María nach ihren Papieren. Woher soll sie Papiere haben?

"Ich habe sie nicht bei mir", sagt sie.

Sie muss aussteigen. Der Fahrer will sein Geld und weiterfahren. Sie zahlt, der Colectivo fährt weiter, stockend in der langsam sich dahinschleppenden, hupenden und lärmenden Autoschlange. 'Gegrüsst seiest du, María, voll der Gnade...' spricht sie in Gedanken vor sich hin. Einer der Polizisten wühlt in ihrer Tasche mit den Sorgenpuppen. Darin sind noch einige Säckchen mit Peyote.

'... der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Frauen...' Der Polizist findet den Peyote nicht. Er tastet und fingert an María herum, entdeckt das Kuvert mit dem Geld in ihrer Jacke und öffnet es. Es sind dreihundert Dollar in Noten zu je fünfzig Dollar.

Der Polizist will wissen, woher María das Geld hat. Sie zuckt mit den Achseln. 'bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.'

"Putá", sagt er und steckt sich das Geld ein. "Vete al diablo!"

María läuft die Strasse entlang, neben ihr noch immer die Kolonne von Autos, laut und stinkend. Sie hört es nicht, sie riecht es nicht, sie geht nur wie betäubt weiter, ohne zurück zu blicken und ohne zu denken, was zu Hause auf sie zukommen wird. José wird sie schlagen. Sie ist es sich gewohnt. Nein – nie wird sie sich daran gewöhnen. An vieles, aber nicht an Schläge!

José ist im Haus. Er sitzt vor dem Fernseher und trinkt Rum.

"Qué mala suerte! Es hat nicht geklappt!" sagt María.

"Qué mosca te ha picado?" José steht wütend auf. "Dreihundert Dollar, hast du gesagt!"

"Was sollte ich tun, wenn er nicht kommt? Ich habe vergeblich auf ihn gewartet", sagt María. Sie geht in die Küche, aber sie mag nichts essen.

José setzt sich wieder vor die TV-Kiste.

Zwei Stunden später hört sie Diego nach Hause kommen. Sie sitzt am Tisch, atmet schwer, versucht zu lauschen und kann doch kein Wort verstehen. José ist betrunken, sie hört ihn poltern und fluchen. Bald darauf steht José in der Küche und stützt sich mit beiden Händen auf die hölzerne Tischplatte: "Aquí hay un error!", sagt er mit schwerer Zunge. "Diego behauptet, du hättest alles verkauft. Ahora qué?" Seine Augen haben sich zu zwei schmalen Schlitzern verengt.

"Das ist zum Lachen!" ruft María und steht so brüsk auf, dass der Stuhl, auf dem sie sass, nach hinten kippt und auf dem Boden aufschlägt. "Er lügt", hört sie sich sagen, hört ihre laute und kräftige Stimme aber nur wie von weit her, als wären es nicht ihre eigenen Worte.

José dreht sich um, spuckt auf den Boden und wankt hinaus. María hört ihn draussen herumschreien. Seine Stimme klingt, als würde er mit unförmigen Steinbrocken um sich werfen. Auch Diego ist zu hören. Seine Stimme ist hell und laut.

"Wehre dich, Diego!" möchte María ihm zurufen, aber es kommt nur ein fast tonlos schluchzendes Flüstern über ihre Lippen.

Als Florian mit der Gruppe wieder ins Hotel zurückgekehrt ist, sieht er Edi im Foyer vor sich hindösen. Er scheint sogar eingeschlafen zu sein. Florian schaut ihn an. Alt sieht alt aus, denkt Florian. Obwohl er sich so jugendlich gibt und in mancher Hinsicht jünger wirkt, als Florian, der noch keine vierzig ist, sieht er jetzt, vor sich hindösend, sehr müde und alt aus. Sein Gesicht wirkt leicht gedunsen, die Haut welk. Am Pool heute Morgen hatte er noch den Eindruck eines Helden gemacht. Am gleichen Tag, wie die Sonne aufgeht, da geht sie auch unter. Florian stösst ihn mit seinem Fuss an:

"Ich geht jetzt dann gleich auf die Post", sagt er. "Du wolltest mir ein Paket mitgeben?"

"Ach ja, das Paket. Ich bringe es gleich herunter. Edi ächzt, als er sich erhebt. Er wirkt etwas wackelig auf den Beinen und stützt sich auf den Handlauf, als er die paar Stufen bis zu den Lifts hochgeht. Florian schreibt das nicht nur Edis Alter zu, sondern auch seinem Lebenswandel. Er scheint viel zu trinken und raucht wie ein Kamin. Es gibt Florian ein befriedigendes Gefühl, zu sehen, dass sich ein seriöses Leben am Ende halt doch bezahlt macht. Wie ein Streber, der seinen Erfolg mit dem Verzicht auf Lebensgenüsse bezahlt. Das ist zeitweise nicht einfach, aber wer zuletzt lacht..."

Auch Florian geht in sein Zimmer, um sein Paket mit den Pflanzenwurzeln zu holen.

Florian ist schon vor Edi wieder unten und wartet im Foyer auf ihn. Er verflucht seine Freundlichkeit, mit der er gestern Edi versprochen hatte, sein Paket auf die Post zu bringen. Freundlichkeit in Ehren, aber hier ist er schliesslich in den Ferien. Er könnte reisen wohin er wollte, sich wegstehlen, bei völliger Dunkelheit, lautlos nur in den Socken – sein Schatten würde ihm überallhin folgen. Dieser Schatten, der so freundlich, so hilfsbereit, so verdammt lebenswürdig ist, und den er sich manchmal wegschneiden möchte. Aber er könnte ihn noch zehnmal wegschneiden und die Fusssohlen gleich mit dazu – immer wieder steht er da, lächelnd und wahnsinnig nett.

"Wie war's in Antigua", fragt Edi und fährt in seiner gewohnten Art, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: "Ich waren über Mittag Käsefondue essen, in einem Schweizer Restaurant, stell dir vor, so richtig rustikal-heimelig. Es gibt in dem Viertel sogar ein Café Zürich. Da fühlst du dich wie zu Hause. Aber jetzt ist mir hundeeelend im Bauch. Weiss der Teufel, was für Käse, die genommen haben!" Er gibt Florian das Paket. "Falls du einen Zettel für den Zoll ausfüllen musst: es ist Kaffee drin. Grossartig von dir – danke!"

Florian schreibt seine Adresse darauf.

"Du kannst mir sagen, was es kostet, ich bezahle dir das Porto beim Abendessen."

"Ist okay, sagt Florian und nimmt ein Taxi zur Post.

Die Hauptpost besteht aus zwei prächtigen Gebäuden die Ende der 1930er Jahre gebaut wurden. Wie eine Brücke überspannt eine von Arkaden durchbrochene Überführung die Strasse und verbindet die beiden Gebäudekomplexe miteinander. Nicht weniger sehenswert ist das Innere der Post, mit ihren alten Decken aus Mahagoni. Wie aus vergangenen Zeiten wirkt auch das Prozedere, das Florian erwartet. Das Abschicken der beiden Pakete ist nicht so einfach, wie er sich das vorgestellt hatte. Der Inhalt von jedem Paket müsse geprüft werden, sagt der Mann am Schalter mit einem Gemisch aus Englisch und Spanisch.

"Es sind alles nur Pflanzen", sagt Florian. Der Mann hebt bedauernd die Schultern – Vorschrift ist Vorschrift. Er drückt mit den Händen Florians Paket und fragt, ob auch Orchideen dabei wären, denn diese zu exportieren sei verboten.

"Nein, keine Orchideen", sagt Florian. Dann will der Mann wissen, woher Florian die Pflanzen habe.

"Von einem Markt, ausserhalb der Stadt", sagt Florian und zeigt mit seiner Hand in irgendeine Richtung, in der sich der Markt befinden könnte.

Pflanzen verschicken, sei problematisch, sagt der Mann, und dann ringt er sich aber doch zu einem "Está bien!" durch. Er nimmt Edis Paket zur Hand und fragt, ob hier drin dasselbe sei. Florian nickt. Der Postmann lässt die nähere Kontrolle bleiben und verklebt das Paket zusätzlich zur Verschnürung mit Klebstreifen. Dann kommt das Ausfüllen der Deklarationspapiere. Florian wählt Flugpost, was zwar sündhaft teuer ist, aber das gibt ihm die Gewissheit, dass die Pflanzen

möglichst rasch zu Hause ankommen. Sicherheitshalber schickt er auch Edis Paket per Flugpost. Florian hatte bei seiner Wegreise in Zürich Frau Schmid gebeten, alle eintreffende Post einfach in die Wohnung zu legen. Das wird wohl gut klappen. Schliesslich klebt der Mann die Marken auf die Pakete, Florian bezahlt und die Sache ist erledigt.

Dies alles hat länger gedauert, als gedacht. Im Hotel hat man schon mit dem Nachtessen begonnen und Hilde Rothburg fragt am Tisch, wo Florian geblieben sei

"Er ist auf der Post und schickt zwei Pakete nach Hause", sagt Edi.

"Wie kann er nur!", ruft Hilde Rothburg. "Pakete verschicken ist eine unendlich komplizierte Sache hier. Die Post muss jedes Paket erst öffnen und ihr okay dazu geben.

"Jedes Paket?" fragt Edi.

"Jedes. Die sind ganz scharf auf Drogen", sagt Hilde Rothburg. "Da gibt's dreissig Jahre Knast auf hartem Betonboden. Ist auch richtig so. Guatemala ist Drehscheibe für den Handel mit USA und Europa. Neben Waffen, Erdöl und Tourismus sind Drogen hier der umsatzstärkste Sektor. Ich kann nur sagen: Finger weg!"

Edi rutscht unruhig auf seinem Stuhl hin und her. "Dieses Fondue. Ich hätte kein Fondue essen dürfen", sagt er.

"Ist ja auch nicht sehr klug, in Guatemala Fondue zu essen. Auf eine solche Idee kannst nur du kommen!", sagt Laelia.

Edi geht in sein Zimmer hinauf.

Florian trifft ein.

Ob alles geklappt habe?

"Kein Problem", antwortet Florian. "Nur gedauert hat es...", und eigentlich wollte er jetzt etwas Geringschätziges über das Bürokratische des Paketversandes sagen, doch da kommt ihm eben seine Arbeit auf der Behörde in den Sinn, und er entscheidet sich zu schweigen.

Es ist Mariás letzter Abend bei José. Noch hört sie José und Diego draussen streiten. Sie legt Jeans, Bluse und Jacke ab und zieht die Kleider an, die sie hatte, als sie von Ocos hierher kam: ihren Corte, ein dunkler Rock mit feinen hellblauen Mustern – lauter Rauten,

Dreiecke und Quadrate auf dunkelblauem Grund. Und ihren Huipil, eine Bluse mit violetten und roten Streifen und kleinen eingewobenen Mustern dazwischen. Den Corte hat Ana, ihre Grossmutter auf dem grossen Webstuhl gewoben. Den Huipil hat María selber gemacht, auf dem Boden hockend, das eine Ende der Kettenfäden um einem Balken gebunden, das andere mit einem Gürtel über den Rücken gespannt. Sie hatte oft gewoben, in Ocos. Das meiste haben sie auf dem Markt oder an Touristen verkaufen können. Viel Geld hatte es nicht gegeben, aber sie haben auch nicht viel gebraucht. Jeder Centavo war damals viel mehr wert als der Quetzal hier in der Capital.

In einer Tasche von Josés Kleidern findet sie Geld. Nicht viel, und sie würde auch nicht mehr nehmen, als nur gerade so viel wie sie braucht, um für einige Tage überleben zu können. Und auch für die Fahrt mit einer Camioneta – irgendwohin in Guatemala. Einfach nur weg von der Capital, aber auch nicht zurück nach Ocos. Am liebsten überhaupt weg von Guatemala. Weit weg, über das Meer, nach Europa. Aber anders wird es sein, davon ist sie überzeugt. Und anders – das kann doch nur besser sein!

Es ist verrückt, wegreisen zu wollen, denkt sie. Und eigentlich ist das doch völlig unmöglich. Allein schon der Gedanke, José zu verlassen, ist verrückt. Immerhin hat sie hier ein Dach über dem Kopf. Und noch nie, seit sie bei José ist, hat es an Essen gefehlt. Er liebt sie, warum sonst würde er sie bei sich behalten. Liebevoll kann er auch sein. Aber auch wie ein Viech, wenn er betrunken ist. Kann sein, dass auch María ihn liebt, sie weiss es nicht. Sie freut sich, wenn sie gute Geschäfte machen kann, wenn sie für fünfzig oder gar hundert Dólares verkaufen kann. Und nicht für sich selbst freut sie sich, sondern für José, denn selber hat sie nichts von dem Geld. Heute wären es sogar dreihundert gewesen, an einem einzigen Tag! Er hatte ihr gestern über den Arm gestrichen und ihr gesagt, wie gut sie das mache.

María kickt mit ihrem Fuss eine leere Bierflasche weg, die auf dem Boden steht und kickt damit auch gleich diese Gedanken von sich, die sie nur am Weggehen hindern. Die Flasche schlägt an der Wand auf und zerfällt in Scherben, der schwarze Hahn auf der Etikette sträubt seinen Kamm.

Ana kommt ihr in den Sinn, die Grossmutter in Ocos: "Du musst kämpfen, María, wehr dich, María!" Aber hat Ana sich je

gewehrt? Hat sie je gekämpft. Sehr oft hat sie das getan, aber nie für sich, immer nur für andere.

María verlässt ungeschrien das Haus und fährt mit dem Bus in die Stadt. In einer Tasche hat sie einen zweiten Huipil, frische Wäsche und ein paar Tortillas. Sie ruft dann schliesslich doch Cisco an. Sie wusste, dass es schwierig sein würde, ihm begreiflich zu machen, dass sie nicht nach Ocos zurückkommen werde. Schliesslich schlägt er vor, dass sie nach San Benito fahren soll. Das liegt ganz im Norden des Landes, bei Flores, Hunderte von Kilometern von der Capital entfernt. In San Benito wohnt Paca, eine Schwester ihrer Mutter.

"Du kannst vorläufig bei Paca wohnen", sagt Cisco.

María kennt Paca nicht. Einmal war sie nach Ocos gekommen und hat die Familie besucht. Aber das ist über zehn Jahre her.

"Ich werde auch kommen", sagt Cisco. Er will María auf halber Strecke treffen. "Wir sehen uns in Cobán, in einer Woche auf dem Markt", sagt er.

"Warum nur bis Cobán? Das ist noch lange nicht in San Benito", sagt María gereizt, da sie vermutet, dass Cisco sie von Cobán nach Ocos zurückholen will.

Wie hatte Ana gesagt? "Du musst dich wehren, María". Also wird sie sich in Cobán wohl schon wieder wehren müssen!

Die Nacht verbringt sie im Freien auf dem Busbahnhof. Am nächsten Morgen nimmt sie die erste Camioneta, die nach Cobán fährt.

Es regnet in Strömen. Die Strassen sind aufgeweicht. Die Fahrt geht mühsam voran, und eine Panne bringt drei Stunden Unterbruch im Nirgendwo.

Am späten Nachmittag trifft María in Cobán ein. Es regnet auch hier. Auf dem Markt würden sie sich treffen, hat Cisco gesagt, in einer Woche. María kann auf einer Kaffeeplantage mithelfen. Zu verdienen gibt es dabei fast nichts, aber sie bekommt zu essen und auch einen Platz zum Schlafen.

Die Luft ist feucht, und fast die ganze Woche durch tröpfelt es vom Himmel. Einmal mehr. Einmal weniger.

Das Paket mit den Wurzelknollen und Sämereien, das Florian in der Capital weggeschickt hat, trifft schon bald in der Schweiz ein. Etwa zehn Tage später klingelt der Postbote unten an der Haustüre.

Im zweiten Stockwerk geht eine Türe auf und Priska ruft: "Hallo, wer ist da?"

"Post", ruft der Postbote zurück.

"Komme!", tönt es von oben herab, dann schweres Auftreten auf den Treppenstufen.

"Ein Paket für Herrn Rüemli", sagt der Postbote, der skeptisch auf Priska schaut, die im Morgenmantel auf ihn zukommt, von unten nach oben sie mit prüfendem Blick mustert, von den kanarienvogelgelben Pantöffelchen über den pastellroséfarbenen Mantel bis zu dem blonden, noch ungekämmten, zerzaust sich sträubenden Haar, an dessen Ansatz sich die naturgegebene dunkle Haarfarbe zeigt.

"Geben Sie her, ich hüte die Wohnung", sagt Priska und nimmt dem Postboten das Paket aus der Hand. Dieser schaut ihr nach, wie sie wieder nach oben stampft. Unter dem Bademantel blitzt weiss der Saum des Nachthemdes hervor, darunter zwei nochmals auffallend weisse, über schmalen Fesseln sich konisch erweiternde Unterschenkel, wie zwei auf der Spitze stehende Kegel. Der Postbote schüttelt den Kopf, als wolle er sagen: "Was es doch nicht alles gibt!", oder: "Nun ja, das wird wohl schon seine Richtigkeit haben."

Priska schliesst die Wohnungstüre hinter sich zu und schaut das Paket von allen Seiten an, sucht einen Platz, wo sie es hinstellen könnte, möchte es aber nicht dauernd vor Augen haben, so dass sie es schliesslich im Schlafzimmer auf den Boden fallen lässt und mit dem Fuss unter das Bett schubst.

In der Küche macht sie sich einen Kaffee und raucht dazu eine Zigarette. Jetzt erst erwacht sie so richtig, geht ins Badezimmer und schminkt sich. Sie tupft blauen Lidschatten mit leichtem Pearlglimmer auf ihre Lider, zieht den Kajal am inneren Lidrand bis zu den Augenwinkeln und trägt dann noch etwas Wimperntusche auf. Die Lippen erhalten einen braunen Rosenholzton, am Rand etwas dunkler mit dem Konturenstift aufgetragen, dann noch Transparent Gloss darüber. Die Fingernägel sind weiss lackiert, an einzelnen Stellen bröckelt der Lack, aber für heute tut es das noch.



Einige Tage später trifft die Reisegesellschaft in Cobán ein – Zwischenstation auf dem Weg nach Flores, dem Tor zu den über tausendjährigen berühmten Tempeln und Pyramiden von Tikal. Vorher jedoch stehen noch Ausflüge in den Nebelwald bevor, die Besichtigung von Wasserfällen, Höhlen und eine Begegnung mit der wilden Flora und Fauna.

Der Zwischenhalt in Cobán kommt vor allem Sandra sehr gelegen. Sie leidet schon den ganzen Tag an einer grossen Müdigkeit. Schon kleine Anstrengungen bringen sie ausser Atem. 'Unpässlichkeit' nennt sie es, und das gehe auch gleich wieder vorüber meint sie und will auch keinerlei Aufhebens machen. Unter der gebräunten Haut schimmert es bleich hindurch. Sie nimmt sich solche Unpässlichkeiten selber sehr übel, denn Krankheit gibt es für andere, für sie nicht. Trotzdem waren einige zusätzliche Zwischenhalte notwendig.

Cobán liegt inmitten von Kaffee-, Kardamom- und Zuckerrohrplantagen. Von weitem schon macht Hilde Rothburg auf die noch weit vor ihnen liegende Stadt aufmerksam. Zu sehen ist vorerst nur die alles hoch überragende Kathedrale. Mächtig erhebt sich ihre Fassade mit dem grossen Steinkreuz in den grauen, mit schweren Wolkenballen voll bepackten Himmel. Hilde schildert das ungewöhnliche Schicksal der hölzernen Muttergottes, die es in der Kathedrale zu sehen gibt: Beim Kleiderwechsel kamen dem Schneider einst Kopf und Arm des Kindes in die Quere. Kurzerhand hieb er diese ab und verbarg die harzenden Wunden unter den farbigen Stoffen. Der Madonna legte man dann einfach eine Puppe in den Arm.

Ruth Borer-von Adelhorst findet das ungeheuerlich. Skandalös. Blasphemisch. Ein Sakrileg sei das. Historiker Xaver Brunner meint, das zeige ja bloss, wie man hier früher mit Müttern und Kindern umgesprungen sei.

"Ein Restaurator hat das Malheur inzwischen wieder behoben", beruhigt Hilde Rothburg.

"Kein Grund also für ein solches Theater", findet Ralf Borer. "Es lässt sich auf der Welt alles wieder gutmachen."

Nach der Besichtigung von Cobán wird weitergefahren, durch die Nebelwälder, diese immergrünen Laubwälder mit bis zu dreissig Metern hohen Baumriesen und undurchdringlich üppiger Vegetation, mit lianenverflochtenem Unterholz, riesigen Farnen und prachtvollen Epiphyten, die sich wie Primadonnen präsentieren. In diesem Naturschutzgebiet soll auch der guatemaltekische Nationalvogel, der Quetzal, zu finden sein – doch er ist rar geworden, dieser grüne und scharlachrote Vogel, der früher als Gottheit verehrt wurde und von dem die Währung des Landes ihren Namen hat.

Die Gruppe übernachtet in einem alten, schon ziemlich verlotterten Ressort, mitten in diesem Naturschutzparadies. Komfort ist wenig vorhanden, das Wasser im Schwimmbassin ist trübe und grün und am Rand voller Algen. Die Gäste wohnen in kleinen, aus Stein gebauten Bungalows, in denen die Farbe von den Wänden blättert und die Feuchtigkeit Türen und Fenster völlig aus der Form gebracht hat. Für Hilde Rothburg ist es ein Traumressort, so jedenfalls hatte sie es angekündigt. Trotz vieler Unannehmlichkeiten, die nicht zuletzt an dem immerfeuchten Klima liegen, ist der Charme der Anlage aussergewöhnlich und die Lage inmitten der Wildnis, die das Ressort umgibt, einzigartig. Der nur unmittelbar um die einzelnen Bungalows einigermaßen gepflegte Garten ist verwildert und geht fast nahtlos in den Laubwald über. Vielleicht hatte das Ressort in seinen guten Jahren einhellige Zustimmung gefunden, heute jedenfalls polarisiert es die Meinungen. Dass Menschen wie Ruth Borer-von Adelhorst oder Xaver Brunner ihre Bungalows nur zögernd betreten, das Mobiliar nur mit Fingerspitzen berühren und die Toilette womöglich nur mit geschlossenen Augen benützen werden, und auch Rosana Brunner für mehr Komfort gerne einen Aufpreis bezahlt hätte, ist begreiflich. Umso grösser ist die Begeisterung bei Sandra Hanselmann, Ralf Borer und auch bei Laelia Sergej. Allein Florian weiss nicht, auf welche Seite er sich schlagen soll. Er freut sich über die speziellen Sujets, die er fotografieren kann, aber wie er jetzt allein in seinem Bungalow steht, spürt er trotz der Wärme einen leichten Schauer über seinen Körper rieseln. Er hat sich für das Abendessen so richtig herausgeputzt – Wildnis hin oder her – im Gegenteil: je chaotischer, umso mehr muss man Haltung bewahren! Sogar rasiert hat er sich, und Aftershave aufgetragen. Jetzt sieht er aus und fühlt sich auch so, als würde er auf

Brautschau gehen. Und genau das hat er im Sinn. Fest entschlossen, seiner Zuneigung zu Laelia greifbare Taten folgen zu lassen, nimmt er sich vor, sie nach dem Essen zu fragen, ob sie mit ihm noch ein bisschen auf die Terrasse komme oder an die Bar oder ob er sie – ganz verwegen – gar zu einem Sekt in seinen Bungalow einladen dürfe. Der Kühlschrank in seinem Zimmer hat ihn auf diese Idee gebracht. Dass hier überhaupt ein Kühlschrank steht, ist verwunderlich. Und dass darin gar zwei kleine Flaschen Sekt stehen, kann nur als Aufforderung für ein Tête-à-tête verstanden werden.

Während des Abendessens installiert sich draussen ein Salsa-Trio und versucht, mit Akkordeon, Bongo und Violine Stimmung ins Ressort zu bringen. Ausser der Gruppe von Hilde Rothburg hat es nur wenige Gäste. Ein Paar tanzt zur Musik. Dann beginnt es zu nieseln. Das Trio rückt unters Dach.

Wie das Essen fertig ist, da ist es auch vorbei mit Florians Mut. Er zieht sich in seinen Bungalow zurück. Jetzt steht er vor dem Spiegel, klein und mikrig wie ein dahinsehbender Bonsai, so dass es kein Hinschauen ist! So geht das nicht weiter, nein, so geht das einfach nicht! Florian kratzt alles Selbstgefühl, das er in sich finden kann zusammen und bäumt sich vor dem Spiegel auf, blickt auf sein Spiegelbild wie ein römischer Feldherr, während die Türe sich leise öffnet und Laelia den Kopf hereinstreckt:

"Wow!" sagt sie, nicht unbedingt bewundernd, aber: "Wow!" Sie steht unter der Türe, so, wie sie auch zum Nachtessen erschienen war: Schwarze Leggings und knallrote Bluse. "Mir war, du wolltest mir noch etwas sagen, nach dem Essen – und dann warst du plötzlich verschwunden."

Für einige Sekunden vermag Florian das bisschen zusammengeballter Selbstsicherheit in seiner gewölbten Brust bewahren – gerade lange genug, um zu sagen: "Ich wollte dich in meinen Bungalow einladen."

Das Unsagbare ist ausgesprochen und das Unwahrscheinliche geschieht: Laelia kommt herein und setzt sich auf einen der beiden Sessel. Amüsiert und erwartungsvoll zugleich schaut sie ihn an, wie der da steht, die Daumen im Gurt, Standbein gerade, Spielbein lässig abgewinkelt.

Jetzt oder nie: "Sekt?", fragt er mit der Stimme eines Westernhelden, obwohl dazu Sekt überhaupt nicht passt, eher ein

Burbon Whisky, aber er weiss, dass im Kühlschrank Sekt steht, der genau auf diesen Augenblick gewartet hat.

Er schaut auf sie hinunter. Sie schaut zu ihm hoch. Das ist schon mal etwas Neues, wenn auch nur situationsbedingt. Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein, sie ist nur belustigt von seinem Wandel, zuckt mit den Schultern und lächelt. Sie lächelt – was für ein ungewöhnlicher Augenblick!

Florian lässt den Korken mit lautem Knall zur Zimmerdecke springen, schenkt ein und – man glaubt es nicht – löscht noch vor dem Anstossen rasch das grelle Oberlicht und lässt nur die leicht schummrigen Lämpchen neben den Betten brennen. Um ihre Mundwinkel zuckt weiterhin ein amüsiertes Lächeln. Sie schaut pfiffig drein, nicht so ernsthaft wie so oft.

"Was gibt das, bis es fertig ist?", fragt sie.

Etwas Unpassenderes hätte ihr nicht einfallen können! Florian hat für Bruchteile einer Sekunde den ketzerischen Gedanken, sie ganz einfach fortzuschicken. Zwar würde er das niemals tun, aber allein schon der Gedanke gibt ihm ein befriedigendes, ihn ganz machomässig warm durchblutendes Gefühl.

"Ich bin für Romantik", sagt er.

"Das ist etwas für Teenager", sagt sie.

Ob dies eine Anspielung ist auf ihre gemeinsame Zeit am Gymnasium. Sie lässt sich nicht anmerken, ob sie sich an Florian erinnert oder nicht. Das ist vielleicht sogar besser so, denkt Florian. Dann kann er einen Neuanfang wagen. Das Vergangene muss sterben, damit das Neue kommen kann. So etwas Ähnliches hatte Sandra gesagt.

Es klopft an der Tür.

"Ja?"

Edi streckt den Kopf herein. "Oh, Sorry. Ich wollte nur fragen, ob Ihr auch noch an die Bar kommt?" Die Bar ist im Haupttrakt.

"Wir haben Sekt hier", sagt Laelia. "Wir sind bereits am Feiern. Hol dir ein Glas, es hat genug für alle."

"Okay", sagt Edi und verschwindet.

Florians Herz krampft sich zusammen.

"Ich war eben noch bei Tantchen", sagt Laelia, und ihr Gesichtsausdruck ist wieder wie immer. "Es geht ihr nicht gut. Sie hätte die Reise nie machen dürfen."

Wir reden über Sandra, denkt Florian, und gleich wird auch Edi kommen. Was für eine Verschwendung kostbarer Liebeszeit!

Sandra verbringt den Abend in ihrem Bungalow. Sie hatte keine Lust, noch länger mit der Gruppe zusammen zu sein und hat sich gleich nach dem Abendessen zurückgezogen. Der Tag war lang und anstrengend. Sie freut sich, den Abend mit sich allein verbringen zu können. Der Bungalow scheint ihr eine gute Ambiente zu sein für Meditation, Kartenlegen und Musikhören. Mit Meditationsmusik aus ihrem Player, den sich mit sich ins Zimmer genommen hat, wird es dann allerdings nichts. Zu laut dringt die Salsa Musik vom Restaurant her durch alle Wände.

Kurz nach dem Essen hatte auch Laelia noch bei ihr hereingeschaut, und sie gefragt, ob noch an die Bar käme.

"Mir ist überhaupt nicht wohl", hatte Sandra gesagt und mit ihrem Gesichtsausdruck mehr Leiden vorgegeben, als tatsächlich vorhanden ist. So war es am einfachsten, ohne lange Diskussionen in Ruhe gelassen zu werden.

"Ich schaue dann später nochmals vorbei", sagte Laelia.

"Ich will nicht, dass du nochmals kommst, ich lege mich schon bald schlafen", hatte Sandra abgewehrt.

Sie versucht zu meditieren, aber die Musik lässt ihren Mind nicht zur Ruhe kommen. Sie versucht ein Channeling, aber den Lichtwesen ist die Musik ebenfalls zu laut, sie bleiben fern. Schliesslich verlässt sie ihren Bungalow und geht in den Regen hinaus.

Als Sandra bei Laelia vorbeikommt, schaut sie auch dort herein. Es ist niemand da, nur in einer Ecke steht die Kiste mit Laelias Echse. Das Tier hat kaum Platz in seinem engen Haus. Es schaut Sandra mit seinen grossen Kulleraugen an, dass sie vermeint, Tränen darin zu sehen. Mit einem Schuh von Laelia, der daneben liegt, schiebt sie das Drahtgeflecht, das die Kiste bedeckt, etwas zur Seite und verlässt rasch den Bungalow. Die Türe lässt sie handbreit offen.

Zurück in ihrem Bungalow zündet Sandra eine Kerze an und setzt sich auf ein Kissen auf den Boden. Vor ihr liegt eine Engelkarte: Azrael. Sie lässt ein goldenes Pendel über der Karte kreisen,

Edi bringt nebst einem Glas auch gleich eine weitere Flasche zu Florians Bungalow mit. Hinter ihm stehen Ralf Borer und Rosana Brunner mit ihren Gläsern.

"Wie, zum Teufel, kommt Edi dazu, das halbe Ressort mit einzuladen!" knurrt Florian in sich hinein. Und sie bringen vom Regen draussen eine richtige Überschwemmung in seinen Bungalow.

"Feiern wir hier", sagt Edi, "das ist gemütlicher als drüben an der Bar. Ich habe noch ein paar Gäste organisiert."

Rosana entschuldigt ihren Mann, den Berner Historiker, weil er noch an seinem Reisetagebuch schreiben wolle. "Er macht das alles so pingelig genau", sagt sie und macht dazu ein ganz angestregtes Gesicht, dass es aussieht, als würde ihr statt der Nässe des Regens Schweiss von der Stirne rinnen.

"Ich schreibe mein Tagebuch lieber mit Taten, statt mir Worten", sagt Ralf Borer und zwinkert ihr zu, als wolle er damit etwas andeuten. Er zaubert aus seiner Jacke zwei Flaschen Sekt hervor und lässt die Korken knallen.

"Ruth lässt sich entschuldigen", sagt Ralf, "sie liegt mit Migräne im Bett."

"Weiss sie, wo du bist?" fragt Laelia.

"Ich glaube nicht, dass sie das besonders interessieren würde", sagt er, füllt sich sein Glas und schenkt auch allen andern nach.

"Tantchen ist auch im Bett, sie fühlt sich nicht wohl", sagt Sandra.

So schäumt einiges an Sekt an dieser Party, und prikelnd ist nicht nur der Sekt, sondern auch der Salsa, der durch das offene Fenster in den Bungalow dringt. Edi zieht Laelia zum Tanzen aus ihrem Stuhl hoch. Sie lässt es lachend geschehen. Auch Rosana und Ralf tanzen, etwas gar eng umschlungen, würde Florian denken, wenn er noch denken könnte, aber das Denken ist ihm vergangen. Er weiss nicht, was er als fünftes Rad am Wagen hier noch verloren hat, in seinem eigenen Hotelzimmer, wo Edi soeben mit seinem Fuss Florians Reisetasche in eine Ecke schiebt.

"Hier hat's noch Chips", sagt Florian, aber seine Stimme klingt nicht anders als nur ein Kratzen aus dem Radio. Er reisst einen Sack Pommes-Chips auf, reisst aus seiner Unwilligkeit heraus so heftig, als

würde er am Auslöser einer Handgranate zerren. Die Chips verteilen sich wie aus einer Streubombe auf dem ganzen Boden.

"So kann man sie auch servieren", kreischt Rosana und kniet auf den Boden nieder, um einige Chips aufzunehmen. Ralf tut es ihr gleich, und die beiden kriechen, auf dem Tropenhol-Parkett herum, schnüffelnd wie auf Trüffel dressierte Hunde, wild balgend und nach den Chips und sich selber haschend. Indessen tanzen Edi und Laelia weiter, der Chips nicht mehr achtend, als wären es bloss grosse, gelbe Konfettis, die knirschend unter ihren Füßen zerbröseln. Bald verschwinden die beiden tanzend aus dem Bungalow.

Wo sind wir denn hier, würde Florian sich fragen, wenn er sich noch etwas fragen könnte, aber ebenso wie das Denken ist ihm auch das Fragen vergangen. Er ist nicht bereit, sein Revier zu verteidigen und ergreift die Flucht. Er wirft sich seine Jacke über die Schulter und lässt Ralf und Rosana, die noch immer miteinander und aneinander beschäftigt sind, in seinem Bungalow zurück.

Weit kann Florian nicht gehen. Alle Bungalows sind über gekieste Wege miteinander verbunden, und es gibt nur die Möglichkeit, entweder zum Hauptgebäude zu gehen oder auf die hölzerne, etwas über den Boden erhöhte Terrasse. Florian kommt an Laelias Bungalow vorbei. Die Tür ist nur angelehnt, es brennt kein Licht im Innern.

Die Salsa-Band hat sich im Restaurant aufgestellt. Durch die offenen Türen und Fenster dringt die Musik nach aussen. Florian geht zur Terrasse und stützt sich auf die noch nasse Brüstung aus massivem Tropenholz. Der Regen hat aufgehört, der Himmel ist einigermaßen klar geworden. Ein paar Sterne sind zu sehen, nur die ganz Hellen, das Licht der schwächer leuchtenden Gestirne erstickt in der dunstigen Luft. Florian, der sich in den Sternbildern der nördlichen Hemisphäre gut auskennt, findet sich an südlichen Sternenhimmel nicht zurecht. Der Sirius ist der einzige der wenigen leuchtenden Punkte, den er zu erkennen glaubt, diesen hellsten aller Fixsterne am ganzen Himmel, im Sternbild des grossen Hundes, in dem die alten Ägypter ihren schakalköpfigen Totengott Anubis zu sehen glaubten.

In die Musik mischen sich die Geräusche der nahen Wasserfälle, so dass Florian ein nahes Kratzen auf den Brettern der Terrasse nicht wahrnehmen kann. Erst, als ihn etwas unerwartet am Fuss berührt, macht er rasch einen Schritt zurück und sieht im Dunkel der Terrasse und dem schwachen Licht, das vom Restaurant herüber

dringt, erst nur leuchtende, gelb-orangene Flecken. Sie bewegen sich. Es ist ein Tier auf dem Boden, neben seinen Füßen, eine Echse. Es muss die Echse von Laelia sein, eine Liebesbotin vielleicht, aber keine sehr vertrauenswürdige. Also setzt Florian langsam und lautlos einen Fuss hinter den andern, zieht sich Schritt für Schritt rückwärts zu den Stufen, die zur Terrasse führen, zurück. Von hier muss die Echse gekommen sein. Vielleicht ist es auch nicht Laelias Echse, vielleicht wimmelt es hier nachts nur so von solchen Kriechern, die wohl auch vor den ebenerdigen Bungalows nicht Halt machen würden. Da trifft es sich gerade gut, dass in seinem Bungalow heute Abend so viel los ist, da wagt sich wenigstens keine Gruselechse über seine Schwelle. Das ist aber auch das einzig Gute daran.

Die Echse folgt ihm, als hätte sie Erbarmen mit ihm. Erbarmen ist ein unheimliches Gefühl. Es gibt Menschen, die andere aus Erbarmen umbringen. Und weiter folgt die Echse ihm die bretternen Treppenstufen hinunter, auf den Kiesweg, auf dem Florian langsam nicht zu seinem Bungalow zurückgeht, sondern in Richtung Restaurant. Sehr langsam nur geht er Schritt für Schritt weiter, um die Echse nicht zur Eile zu verlocken, vorbei an Sandras Bungalow, wo das Tier sich schliesslich im Farnestrüpp unter dem verdunkelten Fenster verkriecht. Erleichtert geht Florian weiter zum Restaurant.

An der Bar sitzt Edi, einen Whisky vor sich. Hilde Rothburg stellt ihr leeres Bierglas hin und ist am Weggehen. Einige Gäste tanzen. Auch Laelia tanzt. Salsa tanzt sie, mit einem dunkelhäutigen, schwarzhaarigen, heissblütigen Ladino. So leidenschaftlich tanzt sie, dass die andern Paare etwas zurücktreten, um dem Schauspiel beizuwohnen. Auch die Kapelle scheint immer feuriger und nur noch allein für die beiden zu spielen.

"Macht nicht allzu lange", sagt Hilde Rothburg zu Edi und Florian, "morgen müssen wir früh aus den Federn. Ich will mir dann nicht die Hände wund klopfen an euren Türen. Ich geh schon mal voraus."

"Sch... schon gut", sagt Edi mit schwerer Zunge und wendet sich Florian zu: "Setz dich, komm, setzt dich hier hin!" Er tätschelt mit der Hand den Barhocker neben sich.

Florian bleibt nicht viel anderes übrig, als zu bleiben, zumal er nicht weiss, ob Ralf und Rosana womöglich noch immer den Boden in seinem Bungalow nach Chips absuchen.



"Black and White", sagt Florian und schaut dem kontrastreichen Paar zu, der hellen Laelia und dem dunkeln Ladino.

"Ich mag keinen Black and White", sagt Edi. "Der ist mir zu konfektioniert, die zwei Schmusehunde sind mir zu geschleckt. Das hier ist chic!", er hebt sein Glas: "Lagavulin Single Malt. Aber erst ab sechzehn, vorher gilt Schutzalter."

"Zum Trinken?"

"Sicher nicht! Das Alter vom Whisky natürlich, du unbescholtenes Lamm! Zu jungen Single Malt trinken ist eine Schande. Da bleibt dir nur sein Potential im Hals stecken. Das ist wie mit uns, mein lieber Florian: Weißt du, Potential muss man richtig reifen lassen, sonst ist es absolut für die Katz. Ich habe meines verspielt, und du hockst auf deinem drauf wie auf einem Topf mit Kacke. Du hast noch nicht gelebt, Florian, ich seh dir das an, ich weiss, wovon ich rede." Edi fasst Florian am Arm und schüttelt ihn.

"Was heisst schon, richtig leben!" sagt Florian und macht seinen Arm wieder frei. "Du lebst dein Leben und ich lebe so, wie ich es richtig finde!", sagt Florian. "Ganz wie du meinst", sagt Edi und hebt sein Glas: "Trinken wir auf das Leben!"

Einen Augenblick lang zögert Florian. Dann bestellt er sich ein Bier und bleibt noch eine halbe Stunde an der Bar

Es war vereinbart, sich am Morgen bereits um 5 Uhr zu versammeln, um möglichst früh in den Nebelwald hinauszufahren, in der Hoffnung, einen Quetzal zu sehen und dem spektakulären Schauspiel beiwohnen zu können, wie er mit lautem Ruf in den Himmel steigt, um dann im Sturzflug wieder in den Baumkronen zu verschwinden. Der Quetzal, dessen armlange, grüne Schwanzfedern früher Priestern und Königen zum Schmuck gedient haben, ist selten geworden.

Hilde Rothburg geht von Bungalow zu Bungalow und trommelt ihre Mannschaft zusammen. Schliesslich stehen alle, zumeist noch schlaftrunken oder gar verkatert im Restaurant des Ressorts, trinken rasch ihren Kaffee und verdrücken allenfalls noch ein Brötchen.

"Hat jemand meine Echse gesehen?" fragt Laelia in die Runde.

"Hat sie dich sitzen lassen, deine Echse?" fragt Edi und lächelt perfide.

Laelia wirft ihm nur einen eiskalten Blick zu und lässt das weitere Fragen bleiben.

Florian ist es, als hielte er eine Trumpfkarte in der Hand. 'Ja, ich habe sie gesehen', könnte er jetzt sagen. Aber er schweigt. Und er fühlt sich mächtig stark mit seiner Schadenfreude und seinen Rachegefühlen, die ihm so plötzlich neue Empfindungen ermöglichen und ihm ein Gefühl von Stärke, Sicherheit und Unabhängigkeit geben. Er schweigt.

Mit dem kleinen Bus geht die Fahrt ein schmales, aufgeweichtes Natursträsschen entlang, in den Dschungel hinein.

Der Quetzal lässt vergeblich auf sich warten. Immerhin finden sie im weichen Boden die Fussspuren eines Jaguars, zumindest hat Hilde sie als solche identifiziert. Auch eine Horde rauhaariger Brüllaffen zeigt sich, auf Bäumen hockend und an den Ästen turnend. Ihr Gebrüll wird aus weiter Ferne von einem einzelnen Affen beantwortet, als würde die Affenfamilie ein Ferngespräch mit einem Verwandten führen.

Der Ausflug findet seinen Abschluss in einem kleinen Mayadorf mit ein paar Tempeln und einem Touristenshop. Am meisten Zuspruch findet das kleine Caféhaus, bei dem das Frühstück nachgeholt werden kann. Gegen Mittag trifft die Gruppe wieder im Ressort ein. Erst steht das Mittagessen auf dem Programm, anschliessend die Rückkehr nach Cobán.

Hilde Rothburg kündigt, ausser Programm, den Besuch einer Orchideenfarm an. Ob das für alle okay sei, will sie wissen. Ob es für alle in Ordnung ist oder nicht, spielt eigentlich keine Rolle, denn die Nachfrage erfolgt nur der Form halber. Es würde auch niemand nicht einverstanden sein, denn schon nach ein paar Tagen Gruppenreise hat sich dem Programm gegenüber ein gewisser Fatalismus ausgebreitet, ein träges sich Hingeben an das Vorgegebene, so wie man sich seinem Schicksal fügt.

Als das Stichwort Orchideenfarm fällt, steigt Florian das Blut in den Kopf, denn er glaubt alle Aufmerksamkeit auf sich gerichtet, auf

ihn, den Orchideenspezialisten. Beim Besuch der grossen Gärtnerei mit ihren Hunderten verschiedener Orchideenarten macht aber nicht Florian, sondern Laelia Sergej den Anschein einer eigentlichen Orchideen-Kennerin. Sie schiesst unzählige Fotos, schreibt Notizen, hat plötzlich von irgendwoher eine Lupe und schaut sich auch die kleinsten Exemplare von wenigen Millimetern Grösse aufs Genaueste an. Nicht die Schönheit der Pflanzen scheint sie zu interessieren, es sind vielmehr die Sorten, die Namen, die biologischen Details, die ihre Aufmerksamkeit finden. Sie widmet sich dieser Aufgabe mit einer solchen Hingabe und Akribie, dass die Reisegruppe ihr ohne Widerrede zwanzig zusätzliche Minuten für ihre Recherchen gestattet. Für Florian ist es sehr enttäuschend zu sehen, wie unbedeutend sein Wissen über Orchideen ist, wie dilettantisch sein Verständnis sich im Vergleich zu Laelia ausnimmt. Auch als Laelia noch weiter sich über die Orchideen beugt und die andern bereits draussen an der Sonne sitzen, rauchen und über dieses und jenes plaudern, bleibt Florian noch im Gewächshaus. Er schaut sich nicht mehr die Orchideen an, seine Augen verfolgen Laelia, die – ohne ihn zu beachten – weiterhin ihre Aufmerksamkeit den Pflanzen widmet, knipst, notiert und skizziert. Florians Blick klebt an ihr. Wunderschön findet er sie in ihrer emsigen Geschäftigkeit, die sie gleich noch viel unnahbarer macht, als sie ohnehin schon ist.

Und dann, ganz in seiner Nähe, spricht sie ihn an, ohne aufzublicken. "Florian", sagt sie, als wolle sie ihm eine wichtige Entdeckung zeigen, die sie eben mit der Lupe betrachtet. "Florian, wir kennen uns von früher."

"Ja."

"Warum hast du nie etwas gesagt?"

"Ich dachte, du wüsstest es nicht."

"Das ist doch kein Grund." Sie wendet sich von der Orchidee ab, über die sie gebeugt war und schaut Florian an. "Es ist lange her. Du hast mich damals einfach sitzen lassen." Ihre Stimme klingt sanft, etwas bedrückt vielleicht. Oder meint Florian das nur, weil sie so leise spricht?

Wie mager sie ist, denkt er, und er denkt nicht an das, was sie gesagt hatte. Was hatte sie überhaupt gesagt? Und wie alt sie geworden ist! Bald vierzig, wie er selber. Doch bei ihr fällt es ihm mehr auf als bei sich selbst. Aber warum erst jetzt? Vielleicht ist das Licht in diesem

Gewächshaus, oder es ist, weil er sie plötzlich so wirklich sieht und nicht nur ihr Bild, das er sich vor die Augen gehängt hatte.

"Ist ja egal", sagt Laelia. "Es ist nicht wichtig."

"Ich habe dich nicht sitzen lassen", sagt Florian. "Du wolltest nichts mehr von mir wissen."

"Du verdrehst es ins Gegenteil", sagt sie. "Ich hatte dir sogar meinen Gimpel geschenkt."

Sie stehen sich gegenüber, schweigend, beide bald vierzig, und doch nicht viel anders als früher, unter der Türe von Laelias Haus. Sie könnten sich jetzt nochmals küssen, ausprobieren, ob die Zeit dann tatsächlich zurückgedreht würde und alles dort weiterginge, wo es aufgehört hatte. Aber sie tun es nicht.

"Du warst verheiratet?", fragt Florian, da ihm nichts anderes einfällt.

Sie nickt. "Und du?"

Er schüttelt den Kopf.

"Du siehst gut aus", sagt er.

"Lass den Quatsch! Erstens stimmt es nicht und zweitens kommt's darauf nicht an. Die Leute lieben Orchideen auch nur, weil sie schön sind. Das ist total lächerlich. In Orchideen steckt viel mehr drin, aber wen interessiert das schon!" Und nach einer Weile: "Wenn du es ernst meinst, kannst du es ja nochmals sagen."

"Dass du gut aussiehst?" fragt Florian und lächelt und glaubt, damit sei es getan.

"Also doch kein zweites Mal." Sie beugt sich wieder über die Pflanzen. "Und du bist wie immer", sagt sie. "Du hast dich nicht verändert."

Florian überlegt sich, was sie wohl gemeint haben könnte mit dem zweiten Mal. Er kommt nicht drauf.

Laelia riecht an einer Orchideenblüte. "Hast du gewusst", fragt sie, wieder ohne aufzuschauen, "dass es australische Orchideen gibt, die den Duftstoff von Insektenweibchen so stark imitieren können, dass die Männchen die Orchideen ihren Weibchen vorziehen?"

"Du kommst gut draus mit Orchideen", sagt Florian.

"Da haben wir beide doch etwas Gemeinsames", sagt Laelia und schaut wieder auf Florian. "Das ist das einzige, wahrscheinlich." Sie kommt auf Florian zu und legt ihm ihre schmale, knochige Hand auf den Arm. "Ob du es glaubst oder nicht: ich habe dich sehr

gemocht, damals. Mehr als jemals wieder einen andern. Das klingt verrückt, oder etwa nicht? Ich war wirklich mal verrückt, ich war schon in der Klappsmühle. Du sicher nicht!" Und dann lacht sie: "Da siehst du, was die Liebe aus einem Menschen machen kann!"

Florian meint, seine Arme um sie legen zu müssen, aber sie zischt wie eine Schlange und stösst ihn zurück.

Draussen wird diskutiert, ob der Frauenschuh eine Orchidee sei oder nicht.

"Fragen wir diese beiden, die kommen draus", sagt Ralf Borer.

"Natürlich ist der Frauenschuh eine Orchidee", sagt Florian und fügt bei, indem er auf Laelia deutet: "Sie ist die Spezialistin."

Der Bus biegt, noch ausserhalb von Cobán, in eine schmale Strasse ein und hält vor einem eingezäunten Areal. Hilde hatte einen kurzen Zwischenhalt in einem Kinderheim angekündigt. Ein paar Kinder kommen winkend herbei und öffnen das Tor. Der Bus fährt auf den grossen Vorplatz, um den einige einfache Wohnbungalows und zwei bis drei weitere, grössere Gebäude stehen. Die Wände sind leuchtend blau und rosa bemalt, und lebhaftes Treiben kommt mit der Ankunft des Busses auf. Hilde wird von einer Traube übermütiger Kinder umringt. Sie begrüsst die Kinder, spricht sie zum Teil mit Namen an, hebt die Kleinsten hoch und kneift die grösseren in die Wange oder streicht ihnen übers Haar. Aus einem der Gebäude kommt ein Mann und grüsst Hilde mit einer Umarmung

"Das ist Paul", sagt Hilde. Paul ist mein Partner."

Paul spricht Schweizerdeutsch. Er ist Sozialarbeiter. Er lacht über das ganze Gesicht und grüsst die Gruppe mit einem Gruss, der für alle gelten soll. Wenn sie keine Gruppen hat, ist Hilde oft eine oder zwei Wochen hier, lebt mit Paul zusammen und hilft im Heim mit. Hier ist ihr eigentliches Zuhause, und ginge es nicht ums Verdienen, sie würde sich wohl ganz hier niederlassen.

"Und das ist meine Familie", sagt Hilde und weist auf die Kinder, die neugierig die Ankömmlinge betrachten. "Dreissig Kinder haben wir."

"Zweiunddreissig", sagt Paul. Er trägt Plastik-Sandalen, abgenutzte Jeans und ein vom vielen Waschen ganz dünn gewordenes

T-Shirt. Dies passt völlig an diesen Ort und würde nicht weiter auffallen, hätte Hilde sich nicht neben ihn gestellt und ihn als ihren Partner vorgestellt. Paul wirkt in seiner eher ruhigen und bescheidenen Art fast nur wie ein Schatten neben der dominanten und trotz Unbequemlichkeiten der Reise sehr eleganten Erscheinung von Frau Dr. Hilde Rothburg. Hier wird eine ganz andere, bis anhin unbekannte Seite ihres Wesens sichtbar. Auch in ihrem Umgang mit den Kindern ist eine Herzlichkeit spürbar, die bisher verborgen geblieben war.

Vor dem Essen besichtigen sie die Anlage. Es sind Holz- und Lehmhäuser mit Schlafsälen, Bungalows für die Betreuer und Betreuerinnen, in einem grösseren Gebäude ist das Schulzimmer eingerichtet. Der Speisesaal dient auch als Aufenthaltsraum. Zum Heim gehört auch eine halbe Hektare Land mit Fruchtbäumen, Gemüsegarten und Spielplatz, auf dem zwei einfache Tore ein kleines Fussballfeld markieren.

Gegessen wird an einem langen, bereits gedeckten und mit Blumen geschmückten Tisch im grossen Speisesaal. Am Tisch sitzen auch drei weitere Helfer des Kinderdorfes. Es sind Indigenas, ein Mann und zwei Frauen.

Zum Essen gibt es Tamales, Maisklösse mit Fleisch, in Bananenblätter gewickelt. Dazu Bohnen und Tortillas.

"Ein richtiges Festessen", sagt Edi. Seine Worte klingen etwas gar betont, es ist nicht klar, ob er es ernst meint oder ironisch.

"Das kann man sagen", antwortet ihm Paul. An manchen Tagen gibt's nur Tortillas."

Der Mann und die beiden Frauen, die kein Wort Schweizerdeutsch verstehen, lachen. Von draussen dringt aus einem Radio laute Musik.

"Und dieses Leben, ist das überhaupt auszuhalten? Ich meine für dich, als Schweizer?" fragt Edi.

"Ich habe es bisher immer überlebt, wie du siehst." Es ist seine Standardantwort, denn diese Frage wird ihm immer und immer wieder gestellt.

Laelia steht vom Tisch auf, geht erst im Raum umher und dann hinaus.

"Wie bist du überhaupt hierher gekommen?" fragt Sandra.

"Eine kurze Geschichte", antwortet Paul. "Mit einem Einfach-Ticket. Erst nach Mexiko, von dort nach Guatemala. Und hier bin ich hängen geblieben."

"Und du hast alles zurückgelassen", ergänzt Sandra. "Hat dir niemand nachgetrauert?"

"Wohl kaum", sagt Paul. "Buddha hatte ja auch eines Tages Frau und Kind verlassen", sagt er.

"Und Odysseus auch", sagt Florian und wechselt einen Blick mit Sandra. Wie hatte sie gesagt? Eine ganz fiese Nummer! Aber bei Paul würde sie das sicher nicht sagen. Wenn man sieht, was er hier für eine wichtige Arbeit leistet, ist kein Preis zu hoch. Er selbst könnte das wohl kaum, denkt Florian. Doch das denkt er bei fast allem.

"Ja, der Odysseus war auch so ein Glücksritter", sagt Paul. "In der Schweiz ist doch alles viel zu eng. Ihr müsstet mal in einem Flarzhaus wohnen, wenn ihr wisst, was das ist. Da hast du das Dach nicht über, sondern auf dem Kopf."

"Hier lebst du ja auch nicht gerade in einem Palast", sagt Edi und schaut sich in dem einfachen Raum um. Der Kalk, längst nicht mehr weiss, bröckelt von den Wänden. Darunter wird das blosse Mauerwerk sichtbar. Der Dachstock ist offen, dünne Balken halten die grossen Platten aus Faserzement.

Glücksritter. Das Wort klingt in Florian noch nach. Er fragt sich, warum er nie von Zürich weggekommen ist, warum er ein so unspektakuläres Dasein führt, nur wie ein Schatten seiner selbst, geduckt und berechenbar, ein Leben ohne Spuren, ein Leben auf Zehenspitzen. Glücksritter sind anders. Nur schon Paul und Edi, die ihm gegenüber sitzen: beide sicher schon über fünfzig, aber beide so richtige Männer, die laut reden und lachen und auf den Tisch hauen können. Da kommt sich Florian vergleichsweise steinalt vor, nur gerade eine halbe Portion, kein Baum – ein Bäumchen allenfalls. Florian versucht es ihnen gleichzutun, wirft hie und da ein Wort ein, schlägt wie sie mit der Hand auf Tisch und Schenkel, aber es will nicht wirken. Da wird er wieder still, denkt an den Singkreis Aussersihl, wo es gut ist, sich zurückzustellen, nicht aus der Reihe zu tanzen, ganz auf die Noten, ganz auf den Dirigenten und ganz auf die andern Sänger zu achten. Florian verliert sich ganz in seinem Grübeln, sitzt steif am Tisch, und lässt in seinem Kopf laut eine Bach-Kantate ertönen: "Es ist ein trotzig und verzagt Ding um aller Menschen Herze..." So sitzt er

still am Tisch, bis Sandra ihn mit ihrer weichen, jetzt etwas zittrigen Hand anstösst und fragt, wo er mit seinen Gedanken stecke.

"Ach, nirgendwo", sagt Florian und schaut etwas verloren drein.

"Du solltest eher zu dir selber schauen", sagt Rosana Brunner zu Sandra, "du siehst aus, als würdest du gleich vom Tisch kippen."

Sandra winkt mit der Hand ab.

"Es kann mit dem Kreislauf zu tun haben, wir sind hier immerhin auf über 1300 Meter", sagt Hilde Rothburg überaus besorgt, "wir sollten einen Arzt kommen lassen."

"Das muss ja nicht gleich so gefährlich sein", sagt Edi, "das wird sicher wieder gut."

Sandra ist inzwischen nach draussen gegangen, in der Hoffnung, dass draussen die Luft etwas frischer sei. Doch hier ist es noch fast schwüler als im Haus. Sie sieht Laelia aus dem Schulgebäude kommen. Sie will ihr jetzt nicht begegnen und geht in eine andere Richtung, zum Reisebus, wo Pablo eben am Wegfahren ist. Sandra winkt ihm und will einsteigen, sie mag jetzt nicht hier bleiben. Sie fühlt sich erschöpft und doch ruhelos, möchte sich ausruhen und sucht doch gleichzeitig nach Abwechslung. Pablo fährt ins Zentrum, um einzukaufen. Die Weiterfahrt ins Hotel ist erst in einer Stunde.

Pablo parkiert den Bus beim Marktplatz. Sandra bleibt sitzen, döst vor sich hin und schaut hin und wieder auf das bunte und laute Treiben auf dem Markt. Aus einer soeben angekommenen Camioneta steigen Menschen – mehr als man glaubt, dass in Innern Platz finden würden. Das Gepäck wird heruntergereicht. Die Menschen rufen, lachen und gestikulieren. Selbst wenn Sandra gut Spanisch könnte, sie würde aus diesen vielen Stimmen heraus kein Wort verstehen. Nahe beim Bus scheint ein Wiedersehen stattzufinden: eine alte und eine junge Indígena begrüßen sich, als hätten sie sich lange nicht mehr gesehen. Immer wieder fasst die Alte die junge Frau an, als könne sie kaum an das Wiedersehen glauben.

Marías Freude, Ana und Cisco wieder zu sehen, ist gross, wäre da nur nicht immer wieder die Aufforderung der beiden, María soll mit



ihnen nach Ocos zurückkehren. Es ist, wie María geahnt hatte. Doch ein Zurück gibt es für sie nicht. Ein Zurück nach Ocos, das wäre auch ein Zurück zu José.

"José würde mich in Ocos suchen", sagt María.

"Er war schon da", sagt Cisco.

"Er ist nicht anders als alle", sagt Ana.

"Ihr habt keine Ahnung von ihm."

"Er hat Geld gegeben", sagt Cisco.

"Wofür?"

"Für das Haus. Der Junge war auch mit ihm."

Sandra sieht aus dem Bus, wie die junge Frau sich von den beiden abwendet und sich einige Schritte entfernt. Die Gründe kennt sie nicht, sie weiss nicht, wovon die drei reden, sie ahnt nicht, wie schwer María das Atmen fällt, wie ihr die Erde, auf der sie steht, keinen sicheren Halt mehr gibt, wie ihr der Boden zu schwanken scheint und wie ihr nur langsames Weiterschreiten hilft, das Gleichgewicht zu behalten.

María kennt dieses Verstummen, diese Ohnmacht, die immer darauf hinausläuft, sich am Ende fügen zu müssen.

"María, komm zurück!" Anas Stimme klingt laut und bestimmt. "Fahr du mit Cisco zu Paca. Nach ein paar Wochen kommst du heim."

Sandra sieht, wie die Alte eine Kette mit einem kleinen Medaillon von ihrem Hals löst und sie um den Hals der jungen Frau legt.

Pablo ist zurück, mit Säcken voller Früchte. Er fährt mit Sandra zum Kinderheim zurück. Die andern steigen ein, und die Fahrt geht weiter.

Das warme und feuchte Klima mit dem häufigen nebligen Nieseln und den ergiebigen Regenfällen lässt die Vegetation zu üppigem, immergrünem Laubwald gedeihen mit gigantischen Urwaldriesen, mit Eichen und wilden Avocadobäumen, überwuchert von Lianen, Orchideen und Bromeliengewächsen, dazwischen riesige Farne und Moose, dichter und weicher als ein Teppich.

"Man könnte glauben, wir seien im Urwald", sagt jemand im Bus.

Florians Wohnung in Zürich hat sich verändert. Aber nicht so, wie das anfänglich, als Priska einzog, zu befürchten war. Die Wohnung wirkt sauber und aufgeräumt. Die Orchideen stehen alle wieder an ihrem Platz. Auch jene, die Priska auf den Balkon ausgesperrt hatte, durften wieder ins Wohnzimmer zurückkehren. Einige sind gestutzt, andere haben aus Unachtsamkeit Schaden genommen, aber im Grossen und Ganzen sehen alle wieder ziemlich passabel aus. Die Vermutung, dass Frau Schmid mit einem Machtwort Ordnung geschaffen und Priskas zerstörerischem Treiben ein Ende gesetzt hätte, trifft nicht zu. Die Wohnung spiegelt den Wandel, der in Priska vorgegangen ist.

Heute Vormittag, zum Beispiel:

Priska trödeln einmal mehr im Letzipark herum. Nicht eigentlich zum Einkaufen ist sie hingegangen, sondern zum Zeitvertreib, wie sie dies fast täglich tut. Und schon wenige Minuten nach dem Betreten des Einkaufszentrums zieht es sie, wie andere Male auch, zu den Vitrinen mit den Süßigkeiten. Sie nimmt, ohne überlegen zu müssen, denn das ist für sie reine Routinesache, eine Fünfer-Schachtel Cremeschnitten in die Hand, trägt sie bis zur Kasse, kehrt dort um und legt sie dann – und das ist nicht Routine, sondern ein aussergewöhnlicher Einzelfall – wieder ins Kühlregal zurück. Geradewegs, als befürchte sie, ihr Vorsatz könnte ihr abhanden kommen, steuert sie dann in den Manor, in die Herrenabteilung, wo sie schon gestern war und wo sie schon gestern den Pyjama sah, von dem sie jetzt die Medium-Grösse hervorsucht und auseinanderfaltet. Ein königsblauer Pyjama, mit einem feinen, mit Goldfäden gestickten Yin-Yang Emblem auf der Brust. Sie schaut sich den Pyjama genau an, prüft die Nähte, liest die Etikette am Hals, hundert Prozent Baumwolle, das eingenähte weisse Stoffzettelchen an der Innennaht mit der Waschanleitung, sechzig Grad in der Maschine, und legt den Pyjama wieder sorgfältig zusammen. Sie lässt ihn an der Kasse als Geschenk einpacken, in elegantes farbig gestreiftes und glänzendes Papier. Und wieder hat Priska, wie sie der Frau an der Kasse beim

Einpacken zuschaut. so ein strahlendes Kindergesicht, das so verloren wirkt, so ganz zuoberst auf diesem kolossalen, um die hundert Kilogramm schweren Körper.

Wieder zu Hause, legt sie den Pyjama in seinem Geschenkpapier in Florians Kleiderkasten, auf das schon ziemlich verblichene Hellblaue. Darunter ist noch das Lindengrüne, und das ist auch nicht mehr das Neuste. Sie bleibt dann noch ein Weilchen vor dem offenen Kasten, nimmt ein Unterleibchen heraus und legt es sorgfältig wieder hin, dann ein Hemd, das auch gleich wieder an seinen Platz zurückkommt.

Ein Mann klingelt an der Wohnungstüre. Priska sieht ihn durch das kleine Guckloch im Hausflur stehen. Er wirkt ziemlich verzerrt durch die Optik, und die Wohnungstüre von Frau Schmid scheint durch die Froschaugenperspektive weit weg zu sein. Priska rührt sich nicht. Der Mann drückt die Türklinke nieder und versucht die Türe zu öffnen. Priska hat die Türe abgeschlossen. Der Mann klingelt nochmals. Diesmal sehr lange. Priska sieht, wie sich gegenüber die Wohnungstüre öffnet und ihre Mutter, die das Klingeln gehört hat, in den Hausflur tritt.

"Was soll denn das!" hört Priska sie durch die Türe hindurch. Die Stimme des Mannes ist leise, Priska versteht nicht, was er sagt. Dann kommt die Mutter zur Tür klopft und scheint durch das Guckloch in die Wohnung schauen zu wollen, wo sie doch selber weiss, dass sie nichts sehen kann.

Priska öffnet.

"Kindchen, was versteckst du dich so?" sagt Frau Schmid, stösst die Türe weit auf, dass Priska zurücktreten muss und bittet den Mann, ihr voraus in die Wohnung zu gehen.

"Guten Tag", sagt der Mann.

Frau Schmid führt ihn in die Stube und bittet ihn, am Tisch Platz zu nehmen, am Tisch, auf dem Laelias Brief liegt. Hätte ihr denn kein besserer Platz einfallen können?

"Wo hast du den Zettel mit den Flugdaten", fragt sie ihre Tochter. Diese schüttelt den Kopf, brummelt etwas Unverständliches

und schiebt den Brief beiseite, bis über die Kante des Tisches, dass er, tanzend wie ein Herbstblatt, auf den Boden gleitet.

"Lassen Sie sich nicht stören", sagt der Mann, steht nochmals auf und streckt Priska seine Hand hin. "Traber ist mein Name", sagt er. "Herr Rüemli ist nicht hier?" Priska schaut ihn abweisend an.

"Habe ich Ihnen doch eben gesagt", antwortet Frau Schmid an Priskas Stelle. "Er ist in den Ferien in – ach ich weiss nicht mehr wie das heisst. Wo ist bloss dieser Zettel?"

"In Guatemala?" fragt Herr Traber.

"Sie wissen es ja besser als ich. Da ist er ja!" Sie kommt mit einem Zettel, auf dem die Flugdaten aufgeschrieben sind. Nächste Woche ist er wieder hier zurück."

Herr Traber studiert den Zettel und schreibt sich Datum und Ankunftszeit in sein Notizheft.

"Das ist etwas gar lange, um hier auf ihn zu warten", sagt er und lächelt. Er gibt sich Mühe, die beiden Damen etwas freundlicher zu stimmen. Vor allem die jüngere scheint über seinen Besuch überhaupt nicht erfreut zu sein. Da er Kriminalkommissar ist, hat er ein Auge für solche Dinge. "Und Sie hüten seine vielen Blumen?", fragt er Priska und schaut sich um.

"Ja", antwortet Priska.

"...und sortieren seine Sachen", sagt Traber mit Blick auf die Schachtel mit Florians Fotos. Er hebt den Brief vom Boden auf.

"Was machst du mit diesen Fotos?" fragt Frau Schmid entsetzt und völlig undiplomatisch. Würde sie geschwiegen haben, sie hätte ihr diese Peinlichkeit ersparen können. Aber jetzt ist es raus und nichts kann mehr verhindern, dass Priskas Kopf sich rot wie eine Tomate färbt.

Traber überfliegt den Brief: "Ein Märchen", sagt er, "da hat mancher Erwachsene noch seine Freude daran." Er legt den Brief auf den Tisch.

"Herr Traber ist von der Polizei", flüstert Frau Schmid ihrer Tochter zu. Sie flüstert nicht, weil Herr Traber das nicht hören sollte, sondern aus sprachloser Ehrfurcht.

Priska schaut sie verzweifelt an.

"Es geht nur um ein paar Abklärungen. Überhaupt nichts anderes, es ist alles in Ordnung", versucht Frau Schmid ihre Tochter zu beruhigen. So hatte es ihr im Treppenhaus auch Herr Traber erklärt.

Doch das Beruhigen gelingt überhaupt nicht. Priska lässt sich auf das Sofa fallen, dass es nur so kracht. Wie ein grosser Sack Elend sitzt sie auf dem Sofa, die Hände im Schoss, den Mund halb offen und starrt stumm vor sich hin. Frau Schmid kann sich nicht erklären, was mit Priska los ist. In den letzten Tagen bereits war sie anders als sonst.

"Ist sie seine Freundin?" fragt Traber, an Frau Schmid gewendet.

"Nein, sie ist meine Tochter", antwortet Frau Schmid, als wäre beides nicht vereinbar miteinander.

"Und sie wohnt hier?"

"Sie hütet die Wohnung." Und dann fügt sie, was zwar nicht der Wahrheit entspricht, im Augenblick aber wohl am sinnvollsten ist, bei: "Das ist mit Herrn Rüemli so abgesprochen."

"Ja da zweifle ich ja auch nicht daran", sagt der Kommissar. "Kein Grund zur Aufregung." Seine Stimme klingt sehr beruhigend. Dann fragt er leise, für Priska unvernnehmbar: "Liebt sie ihn – den Herrn Rüemli?"

"Aber nein, wie kommen Sie nur auf so was?" Frau Schmid lacht kurz und laut. Es ist kein herzliches, eher ein schmerzliches Lachen.

"Was gibt es da zu lachen?" will der Kommissar wissen, aber Frau Schmid antwortet nicht. Sie schnäuzt sich die Nase.

"Sie erlauben, dass ich mich etwas umsehe?" fragt Traber.

"Ja bitte", sagt Frau Schmid, "machen Sie nur." Und dann: "Möchten Sie einen Kaffee?"

Dieses Strahlen im Gesicht des Kommissars! Und dann seine Frage: "Haben Sie auch Tee?"

"Ja."

"Auch Grüntee?"

"Aber sicher."

"Perfekt! Das macht Ihnen wirklich nichts aus?"

"Mach' ich doch gern."

Während Frau Schmid in der Küche Teewasser aufsetzt und Priska weiterhin unbeweglich auf dem Sofa sitzt, schaut sich Kommissar Traber in der Wohnung um. Erst kurz in der Stube, dann im dritten Zimmer. Das sieht nirgendwo nach Drogendealer aus, denkt er. Und nach User? Das ist schwieriger zu sagen. Von Crackpfeifen und anderem Zubehör ist jedenfalls nichts zu finden. Seltsam findet

Traber die vielen Orchideen, das scheint so ein Spleen von Herrn Rühmlein zu sein.

Traber geht ins Schlafzimmer. Hier stehen keine Orchideen, aber trotzdem riecht es seltsam. Beim Verbrennen von Crack stinkt es nach verbranntem Polystyrol. Aber das hier riecht nach ganz anderem. Es stinkt nach Fäulnis und Verwesung in diesem Zimmer.

Traber öffnet den Kleiderkasten, greift mit den Händen stichprobenweise hinter Wäsche und Hemden. Hier duftet es nach frischer Wäsche. Ein Päckchen, eingewickelt in Geschenkpapier, liegt auf den Pyjamas. Traber drückt es mit den Händen, versucht herauszufinden, was darin sein könnte. Er öffnet an einem Ende die Klebstreifen: ein blauer Pyjama. Er legt das Päckchen wieder zurück, wundert sich, dass es noch verschlossen ist.

Woher aber kommt bloss dieser widerliche Geruch? Traber bückt sich, schaut unter die Möbel und findet unter dem Bett eine Ansammlung faulender Abfälle. Er schiebt das Bett beiseite. Auf das Geräusch hin kommen auch Frau Schmid und Priska herbei.

"Der Tee ist fertig", sagt Frau Schmid.

"Sie hat ihn zu lange ziehen lassen, denkt Traber. Er hätte es ihr sagen sollen: nur genau zwei Minuten, damit er seine anregende Wirkung nicht verliert. Und das Wasser nicht gleich kochend aufgiessen. Auch das hätte er ihr sagen müssen: 5 Minuten abkühlen lassen, damit das Wasser die notwendigen achtzig Grad bekommt. Aber der Tee ist jetzt völlig egal, denn jetzt gibt es hier viel Wichtigeres. Er bückt sich, um die Abfälle genauer zu untersuchen. Es sieht aus wie Fetzen von Packpapier. Aus ihnen hervor quellen kleine Aeste und Schalen von Früchten, daneben verstreut Baumwolle oder Kapok, aus der Matratze herausgezerrt. Ganze Ballen hängen zwischen den Holzlatten des Bettrostes herunter. Und überall Kothäufchen und verfaulter Kompost.

Frau Schmid schaut fragend ihre Tochter an. Diese aber ist selber ratlos. Traber hebt mit spitzen Fingern das Packpapier an einer Ecke hoch. Es steht etwas darauf geschrieben, und halb abgefressene Briefmarken lassen sich auch erkennen.

"Da sind Mäuse am Werk", sagt er und nimmt das Päckchen in die Hand, um die Adresse zu lesen. Dann lässt er es mit einem unartikulierten Ausruf fallen und presst seine Lippen zusammen. Das Päckchen fällt zu Boden, aber an seiner Hand hängt eine kleine Echse.

Sie hat sich in seinen Handballen verbissen und lässt nicht los, auch als Traber seine Hand schüttelt und am Bett abzustreifen versucht. Als hätte es diesen Zwischenfall gebraucht, steigt Priska aus ihrer Lethargie aus und packt Traber mit der einen Hand ums Handgelenk, mit der andern erfasst sie die Echse um ihren Körper und drückt sie langsam zusammen, bis sie ihr Maul öffnet und loslässt. Jetzt nimmt auch Priska den Druck zurück, ohne dabei das Tier loszulassen. Wie sie zum Zimmer hinausgeht mit der Echse in der Hand, weicht ihre Mutter wimmernd zurück und lässt sich im Wohnzimmer auf einen Stuhl fallen. In der Küche holt Priska eine durchsichtige Vorratsdose mit Deckel aus dem Vorratsschrank, schüttet die Haferflocken darin auf den Tisch, lässt die Echse in die Dose fallen und schliesst mit dem Deckel zu.

Es dauert ein Weilchen, bis sich Traber, der sich auf die Bettkante gesetzt hat und sehr bleich geworden ist, aufraffen kann, ins Badezimmer geht, gefolgt von Frau Schmid, die sich auch wieder etwas gefasst hat. Er hält seine Wunde unter das fließende Wasser.

Dann setzten sie sich und trinken Tee. Viel mehr als jetzt hier sitzen und Tee trinken liegt für Traber heute nicht mehr drin.

Priska bleibt in der Küche. Sie findet im Kühlschrank Salatblätter und Wurst. Sie gibt davon in die Vorratsdose. Der Echse scheint das zu schmecken.

"Sie sollten zum Doktor", sagt Frau Schmid. Sie schaut sich seine Hand an. Es ist eine eher kleine, weiche Hand, mit weichen Handballen und feinen, sehr gepflegten Fingern, die Fingernägel hell und ganz glatt – ach ja, sie wollte doch nach der Wunde schauen, wo ist sie bloss? Sie dreht und wendet Trabers Hand in ihren Händen, während er, zurückgelehnt und die Augen geschlossen, ihr breitwillig seine Hand überlässt.

Sie findet eine kurze Reihe kleiner, roter Pünktchen. Die Wunde blutet nicht und sieht sehr unscheinbar aus. Es muss der Schreck gewesen sein, denkt sie. Und es scheint sehr hilfreich zu sein, wenn sie die Hand weiter streicht und massiert, denkt sie, und einen Moment lang schliesst auch sie die Augen, während Trabers Hand in der ihren liegt.

"Danke, vielen Dank", sagt Traber nach einer Weile, "das hat Wunder gewirkt." Er zieht seine Hand zurück. Dann nimmt er ein kleines, blaues Flakon aus der Tasche, gibt daraus ein paar Tröpfchen

Flüssigkeit auf seine Handfläche und reibt sich damit Hals und Nacken ein. Ein schwerer Duft von Lavendel mischt sich unter den exotischen Duft der Orchideen. Traber lehnt sich in seinem Sessel zurück, nimmt einen tiefen Atemzug, indem er intensiv und rasch einatmet, was seinen Brustkasten mächtig hebt, um dann, mit geschlossenen Augen, die Luft langsam, sehr langsam von selbst ausströmen zu lassen. Dies wiederholt er einige Male, so dass Frau Schmid sich bereits um ihn zu ängstigen beginnt und schon fast wieder seine Hand ergreifen will.

"Es geh ja schon wieder prima", sagt er und steht auf. "Es war nur der Schrecken. Ich melde mich wieder." Er verlässt die Wohnung, das Haus, tritt auf die Strasse und versucht sich angestrengt zu erinnern, warum er überhaupt hierher gekommen war.

Als Schwäche und Schwindel am Nachmittag nur wenig nachgelassen haben, ruft Traber ins Uni-Spital an und fragt, ob Frau Dr. Ingrid Wessel Dienst habe. Sie hat. Er fährt mit der Vierzehn, das Auto lässt er auf dem Posten. In der Notfallabteilung gibt's für ihn keine Formalitäten. Er ist hier gewissermaßen "very important person". Man kennt ihn von den Befragungen der eingelieferten Notfall-Patienten, die in irgendwelche Dispute mit Schüssen, Schlägen oder Messerstichen verwickelt waren.

"Heute in eigener Sache", sagt Traber, als Ingrid auf ihn zukommt.

Sie zapft ihm Blut ab und gibt es ins Labor. Sie zählt den Puls, misst den Blutdruck, macht auch ein Elektrokardiogramm und einiges mehr.

"Ich finde die Ursache nicht heraus", sagt sie. "Du hast eine arge Unterzuckerung. Aber warum? Keine Ahnung!"

"Eine Echse hat mich gebissen", sagt Traber. "Aber das kann es ja wohl nicht sein."

"Und das sagst du erst jetzt!"

Ingrid bereitet eine Spritze für eine intravenöse Glukosegabe vor.

"Mir sagt jeweils auch niemand, wer der Täter ist", sagt Traber spitzbübisch. Er hat ein Auge auf Ingrid, und sie weiss das, und wenn man's genau nimmt, hat sie auch eines auf ihn. Aber sie lassen es beide lieber so. Es macht ihnen Spass, unverbindlich ein bisschen zu flirten, und es kann nichts schief gehen dabei.

"Deine Spritze schmerzt mehr als der Biss", jammert Traber.



"Wie hat sie den ausgesehen, die Eidechse?"

"Schwarz mit gelben Flecken, Typ Salamander."

Ingrid holt einige medizinische Fachzeitschriften hervor und blättert sie durch. Sie weiss genau was sie sucht und wird bald fündig: "Da! Ein Artikel über das Gift der Krustenechsen. Wenn du nicht gewusst hättest, dass dich eine Echse gebissen hat", sagt Ingrid, "hätten wir die Ursache nie erfahren."

"Ich kann ja nicht wissen, dass Echsen giftig sind", sagt Traber.

"Krustenechsen sind die einzigen giftigen Echsen, die es gibt. Man kennt zwei Arten: die Gila-Krustenechse mit dem lateinischen Namen *Heloderma suspectum*."

"Der Name allein ist schon sehr suspekt", sagt Traber.

"In Amerika nennt man sie auch Gila Monster. Sie lebt in der Sonora Wüste, im Südwesten der USA und im Nordwesten Mexikos. Die andere Art lebt in Mexiko und in Guatemala und heisst Skorpion Krustenechse, *Heloderma horridum*..."

"Das klingt ja noch schrecklicher!"

"Die *Heloderma horridum* wird bis über siebzig Zentimeter lang. Typisch ist ihre schwarze, schuppige Haut mit den hellen, gelblichen Flecken." Ingrid Wessel liest weiter vor: "Das Gift im Speichel der Echsen ähnelt einem Hormon, das beim Menschen im Dünndarm nach dem Einnehmen einer Mahlzeit ausgeschieden wird. Es stimuliert in der Bauchspeicheldrüse die Ausschüttung des Blutzucker senkenden Hormons Insulin. Es wird heute auch zur Therapie der Zuckerkrankheit biotechnologisch hergestellt. Da es einem körpereigenen Stoff nah verwandt ist, lässt sich eine Vergiftung nicht nachweisen. Höchstens auf Grund der Symptome könnte man entsprechende Rückschlüsse ziehen."

"Das klingt mir alles etwas zu wissenschaftlich."

"Es ist ja auch ein wissenschaftlicher Artikel. Thema ist die Nachweisbarkeit bei Vergiftungen durch Pflanzen, Reptilien und Spinnen. Da wird so eine Art Rangfolge der Nachweisbarkeit aufgestellt, das ist recht interessant."

"Grundlagenforschung für den perfekten Mord", bemerkt Traber.

"Ich geb' dir eine Kopie mit."

"Ich bitte dich: verschone mich mit solchen Sachen!"

Eigentlich würde Traber jetzt am liebsten nach Hause fahren, aber er macht sich Gedanken über Priska Schmid, die das Echsenmonster noch in ihrer Küche hat. Also geht er jetzt weder nach Hause noch ins Büro, sondern nimmt Tram und Bus bis zum Hardplatz und eilt dann bis vor die Wohnungstüre von Frau Schmid, so dass er ausser Atem ist, als er bei ihr klingelt. Er klingelt bei Frau Schmid und nicht bei Florian Rühmleins Türe. Er hat keine Lust, sich mit der Tochter herumzuschlagen. Frau Schmid wird ihm Schützenhilfe geben.

Erst will sie wissen, ob es ihm besser geht. Sie ergreift auch gleich seine Hand und begutachtet sie.

"Sie sehen: nichts mehr zu sehen!", sagt Traber.

Dann gehen sie gemeinsam hinüber.

"Sie ist nicht die Einfachste", sagt Frau Schmid leise, als sie bei Priska läutet, an die Türe klopf und "Priska!" ruft.

Vielleicht hätte Traber allein vergeblich Sturm geläutet. Mit diesem dreiteiligen Ritual dauert es nicht lange, und die Türe öffnet sich. Läuten, Klopfen, Rufen. Das ist wie ein Dietrich. Der Kommissar atmet tief ein, wölbt die Brust, zieht den Bauch ein und macht sich auf allerlei gefasst. Es wäre nicht nötig gewesen, denn Priska widerspricht ihrem ersten Eindruck und begrüßt ihn freundlich, streckt ihm sogar ihre Hand hin, die Traber zu drücken nicht vermeiden kann. Noch sieht er in Gedanken die zappelnde Echse in genau dieser rechten Hand, und ein Schauer durchfährt den sonst so furchtlosen Mann. Lieber alle vier Daltons oder die ganze Panzerknackerbande von Entenhausen als ein einziges Exemplar garstiger Kröten, Molche oder Spinnen. Jeder hat so seine schwachen Seiten.

Traber streift seine Hand an der Hose ab und tritt ein.

"Ich wollte mich noch bedanken", sagt er, und das kommt ihm jetzt ganz spontan in den Sinn, "wegen heute Morgen, das war je eine tolle Reaktion, die Sie da gezeigt haben."

"Och, das war doch nichts", sagt Priska. "Ich hab's für das Tier getan, und nicht für Sie – um ehrlich zu sein."

"Und wo ist es jetzt, das Monster? Es ist gefährlich. Es beißt und ist mordsgiftig."

"Ach, das tut keiner Fliege etwas" sagt Priska, was natürlich nicht stimmt, denn Fliegen sind sicher eine Leibspeise der jungen Echse. "Und sie ist noch so klein." Das klingt ganz liebevoll. Priska

geht zur Küche und stößt die Tür auf. Die Echse hockt in einem großen Einmachglas und scheint sich wohl zu fühlen, jedenfalls verharret sie still und guckt mit ihren Glubschaugen auf den Kommissar.

"Saubiest", denkt der Kommissar und sagt: "Wie niedlich! Aber passen Sie auf, der Biss ist giftig!"

Er überlegt noch kurz, ob er die Killerechse nicht konfiszieren müsste, aber das würde er nun doch nicht übers Herz bringen, denn Priska scheint eine Affenfreude an dem Tier zu haben, und die ist ihr zu gönnen. Das Kind hat ja sonst nichts im Leben, soviel hat Traber inzwischen auch schon gemerkt.

Nochmals ein Tee? Ja, warum eigentlich nicht! Am Morgen hat er ihn nicht geniessen können. Diesmal trinkt er ihn drüben, bei Frau Schmid. Priska bleibt bei ihrem bissigen Freund.

Hätte Traber vorher gewusst, dass Frau Schmid den Grüntee vom Vormittag jetzt in der Mikrowelle aufwärmt, er hätte nicht zugesagt. Der Tee ist ganz dunkel geworden. Trabers Gesicht spricht Bände. "Lassen Sie, ich mache frischen", sagt Frau Schmid und trägt beide Tassen wieder in die Küche."

Etwas später, gemütlich beim Tee sitzend, zu dessen Zubereitung Traber in der Küche – zum grossen Amusement von Frau Schmid – die für ihn so wichtigen Anleitungen gegeben hat, kommt Traber zur Sache. Ob Frau Schmid denke, dass Herr Rühmlein etwas mit Drogen zu tun haben könnte, fragt er.

"Niemals!", sagt sie mit Bestimmtheit und möchte natürlich gerne wissen, warum er das fragt.

"Das frage ich immer", sagt Traber. "Das kommt heute so oft vor, und man sieht's den Leuten nicht an."

"Also wenn man es den Leuten nicht ansieht...", sagt Frau Schmid, wackelt mit dem Kopf und schenkt noch etwas Tee nach. "So gesehen, weiss ich natürlich nicht, wegen Herrn Rüemli. Ein bisschen seltsam ist er natürlich schon, so still und unauffällig."

"Aha. Sie meinen, dass man nicht weiss, was er tut und was er denkt?"

"Aber ob er dann gleich... nun, möglich ist ja alles. Jetzt haben Sie mich aber sehr verunsichert, Herr Traber!" Sie lacht und hält dabei die Hand vor den Mund. Das ist Traber aufgefallen, dass sie gern viel lacht, dabei aber immer die Hand vor den Mund hält. Es fehlt ihr ein

Zahn, das war ihm schon heute Morgen aufgefallen. Sie wird kein Geld für den Zahnarzt haben, denk er.

Paca ist eine Cousine von Mariás und Ciscos Vater. Sie wohnt mit ihrem Mann Lucas und dem Pflegesohn Ramon in San Benito nur wenige Kilometer von Flores selbst, sondern einige Kilometer entfernt. Ramon ist etwa gleich alt wie Cisco und kommt ebenfalls aus Ocos. Es ist eine traurige Geschichte, eine der unzähligen aus dem dreissig Jahre dauernden Bürgerkrieg, die ihn nach San Benito geführt hat. Seine Eltern arbeiteten zeitweise in einer Kaffee-Finca in der Gegend von San Marcos, und manchmal nahmen sie auch Ramon mit. Bei einem Aufstand auf der Finca wurde auf die Arbeiter geschossen. Ramons Eltern starben und Ramon selbst wurde am Knie verletzt. Mariás Vater brachte ihn zu Lucas und Paca, die selber keine Kinder haben. Sie haben ihn als Pflegekind aufgenommen. Was früher war, ist beinahe vergessen. Nicht nur die Zeit, sondern das liebevolle Zusammenleben mit Paca und Lucas hat die Wunden geheilt.

Erst in der Camioneta hat María erfahren, dass sie Ramon in San Benito wieder sehen werde. Da wusste sie nicht, ob sie sich freuen sollte oder nicht. Sie wurde ganz still und achtete darauf, möglichst keine Gedanken zu haben. Sie wollte nicht Erinnerungen aufwärmen, nicht alte Freundschaft zu neuen Fesseln machen, die es ihr erschweren, ihrer Entscheidung zu folgen. Lang ist die Zeitspanne, die zwischen ihnen liegt – ein Meer, auf dem die Bilder wie Schiffe hinausgefahren sind, so weit, bis sie in der See versanken. Anfangs hatte sie ihm noch Tränen nachgeschickt. Dann schloss sich das Wasser über ihm.

Und jetzt taucht er wieder auf: gross und schrecklich erwachsen. Beim Gehen zieht er sein linkes Bein nach. Rasch wendet sie sich ab, denn was soll sie reden mit ihm? Er ist nicht mehr der, mit dem sie in Ocos am Strand um die Wette rannte, den sie mit dem schwarzen Sand bewarf, und auf den sie manchmal mit allen Kräften einschlug, dass er sich kaum wehren konnte. Ein Fremder ist er geworden. Einer, wie man ihnen ihn jedem Ort, an jeder Strassenecke, in jeder Camioneta begegnen kann, und der nur noch zufällig den gleichen Namen trägt wie ihr Ramon, der doch ein ganz anderer war.

Nicht viel anders geht es Ramon, wiewohl er in María die kleine Wildkatze von früher zu erkennen glaubt. Und doch hat sie sich mehr verändert, als dies nur die Jahre vermocht hätten. Ihr Gesicht wirkt hart, ihre Augen gleichzeitig scheu und angriffig, wie die Augen streunender Hunde.

Das Haus in San Benito ist sehr einfach gebaut, aus Lehm und Brettern, das Dach mit Wellblech und Palmblättern gedeckt. Einer der Ausgänge führt direkt auf die Strasse, der andere in einen Garten hinter dem Haus, mit Schatten spendenden Bäumen, Bananenstauden, einem kleinen Maisfeld, Gemüsebeeten und einem Stall für die Hühner. In dem grossen Raum, in den nur wenig Licht einfallen kann, muss sich das Auge, wenn man tagsüber eintritt, erst an das Dunkel gewöhnen. Niemand findet das hier lästig, denn Zeit spielt keine Rolle. Man hat von ihr im Überfluss. Gekocht wird an einer offenen Feuerstelle. Der Rauch zieht durch ein Loch im Dach ab. Zwei kleine weitere Räume sind mit Vorhängen abgetrennt. Einer ist der Schlafraum von Paca und Lucas, der andere ist Ramons Raum, wo auch eine Holzliege für Cisco bereitgestellt wird. Für María wird ein Schlafplatz im grossen Wohnraum eingerichtet.

María und Cisco sind mit Ramon im Garten. Ramon züchtet für einen Händler in Flores Orchideen, 'Weisse Nonnen'. Es ist Guatemalas Nationalblume. Als 'Lycaste skinneri alba' würden sie nur wenige kaufen. Aber als 'Weisse Nonne' sind sie bei den Touristen geschätzt. Und Touristen hat es hier viele. Die Stadt im Petén-Itza-See ist über einen Damm mit San Benito verbunden. Jenseits des Sees, schon nach wenigen Kilometern, beginnt dichter Dschungel. Nur ein Katzensprung ist es von hier zur Tempelstadt Tikal, mitten im Regenwald.

"Ich werde nach Europa reisen", sagt María, noch bevor jemand einen Vorschlag über ihre Zukunft machen konnte. Sie hatte das schon früher öfters gesagt, aber Cisco liess allein schon den Gedanken nicht zu. Doch jetzt befürchtet Cisco, dass María nicht mehr nachgeben wird.

"Unter zehntausend Quetzales wirst du nie hinkommen", sagt Cisco.

"Ich werde heiraten. Einen Europeo."

"Was für tolle Pläne!", sagt Cisco und schüttelt den Kopf. Er lächelt herablassend. María kennt das an ihm. Spöttische Blicke und

herablassendes Lächeln – so macht er sich ihr gegenüber stark und unverletzlich. Sie kann dann sagen, was sie will – sie kommt bei ihm nicht durch.

Ramon macht sich an seinen Orchideen zu schaffen. Zwischendurch wirft er immer wieder einen Blick auf María. Sie redet vom Heiraten und weiss nicht einmal wen. Ein Europeo soll es sein, sagt sie. Das klingt berechnend, als käme es ihr mehr auf die Nationalität als auf den Menschen an. Ein bitterer Geschmack zieht sich in seinem Mund zusammen, bis weit in den Hals hinab und schnürt ihm die Luftröhre ein, dass er immer wieder tief und gewaltsam Atem holen muss.

Ein lautes Geschrei aus dem Hühnerverschlag unterbricht das Schweigen. Dann ist es wieder ruhig. Paca kommt mit einem Huhn daher, zeigt ihre Trophäe und setzt sich auf den steinernen Vorplatz, wo sie das Huhn zu rupfen beginnt. Es gibt ein Festessen, heute Abend.

"Schön genug bin ich jedenfalls", sagt María schliesslich. Herausfordernd schaut sie auf Cisco: "Oder etwa nicht?"

"Es gibt Schönerer!"

Ramon lacht. "Natürlich hat sie Recht." Er sagt das nicht zu María, sondern zu Cisco.

"Siehst du, ich gefalle ihm. Stimmt's?"

Ramon bleibt ihr die Antwort schuldig. Er wendet sich wieder an Cisco: "Wenn du einen Mann für sie suchst, dann kann kannst du mich ja mal fragen." Und wie er es sagt, bückt er sich auch gleich, und die Melonenschale, die María nach ihm wirft, fliegt über seinen Kopf hinweg. Dann lacht er María an, herzlich und ganz ohne Schadenfreude. Aber María ist es nicht ums Lachen zumute.

"Du wärest jedenfalls besser als ein Fremder", sagt Cisco.

Ramon bedauert, dass María seinen Scherz so missverstanden hat. Er bückt sich weiterhin über seine Orchideen. Und wie er so über das, was er gesagt hatte und auch über Ciscos Worte nachdenkt, spürt er sein Herz bis zum Halse hämmern.

In der Nacht erwacht María mehrmals. Das Haus steht unmittelbar an der Hauptstrasse, und übermässig laut ist der Lärm,

wenn in der Stille der Nacht ein Auto vorbeidonnert. Es ist noch dunkel, vielleicht erst etwa fünf Uhr morgens, als Lucas im Raum Licht macht und sich in der Küche Tortillas und Sauce einpackt. Er schiebt sein Moped, das er über Nacht in den Wohnraum gestellt hatte, auf die Strasse und fährt zur Arbeit auf eine Kaffeefinka.

Noch am frühen Morgen gehen Cisco und Ramon fischen. María lässt sich von Paca den Weg nach Flores beschreiben. Es ist etwa eine Stunde zu Fuss. Sie geht über den Damm, der die Insel im Petén-Itzá-See mit dem Festland verbindet. 'BIENVENIDOS A ISLA DE FLORES' steht auf dem grossen Torbogen bei Eingang des Städtchens. Die Gassen sind verwinkelt, eng drücken sich die Häuser aneinander. Jene am Ufer müssen besonders auf der Hut sein, denn immer mal wieder – ganz ohne ersichtlichen Grund – neckt sie der See mit steigendem Pegel, und setzt sie unter Wasser.

María geht ziellos in den Gassen umher, am kleinen Hafen vorbei, wo ein Ausflugsboot auf Touristen wartet, vorbei an der Post und hinauf bis zum Centralpark. Weiss und hoch erhebt sich hier die Fassade der Kirche. María steigt die Treppe zum Eingang hoch. Im Innern der Kirche ist es kühl, und es riecht nach Blumen und verbranntem Paraffin. María schliesst die Augen, um sich schneller an das schwache Licht zu gewöhnen. Beim Bildnis der Madonna zündet sie eine Kerze an und kniet nieder.

"Gegrüßt seiest Du, María, voll der Gnade." Erst spricht sie mit gewohnter Ehrfurcht ein Ave María, dann flüstert sie mit der Heiligen Jungfrau wie mit einer guten Freundin.

"Diesmal habe ich etwas ganz Wichtiges", sagt sie, "du wirst staunen!" Dabei blickt sie erwartungsvoll zur Madonna hoch, um deren Überraschung zu sehen: "Ich reise weg. Ob du es glaubst oder nicht, ich reise nach Europa. Und ich werde heiraten."

Die Madonna schaut gleichmütig zu ihr hinunter.

"Doch! Du musst es mir glauben!", bittet María in forderndem Ton.

Die Madonna blickt bereits etwas aufmerksamer, ja fast neugierig.

"Und du musst mir helfen", sagt María, "du musst...!"

Jetzt scheint die Madonna zustimmend zu lächeln. María hat sie sogar nicken gesehen. Oder gefühlt hat sie es jedenfalls. "Gracias!" ruft sie und lacht und merkt gar nicht, wie laut das in dem grossen

Kirchenraum hallt. Dann spricht sie nochmals mit geschlossenen Augen und sehr schnell ein Ave María: "...jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen." Kaum ist das letzte Wort gesprochen, springt sie auf und eilt mit einem fröhlichen Lachen im Gesicht aus der Kirche. Das blendende Tageslicht lässt sie innehalten. Sie hält sich die linke Hand vor die Augen, mit der rechten Hand tastet sie nach dem Anhänger der Grossmutter. Sie nimmt die kleine Echse in die Hand. Ganz kühl ist die Echse in der Kirche geworden.

Als María die Hand wieder von den Augen nimmt, ist ihr Lachen immer noch auf ihrem Gesicht. Und es wird eingefangen von einem Touristen, der mit seiner Fotokamera ebenfalls auf der eingezäunten Terrasse vor dem Kircheneingang steht und das Portal fotografiert hat. Er schaut etwas verdutzt drein, denn er weiss, dass es nicht alle Leute schätzen, mit der Kamera eingefangen zu werden, und so ist ihm manchmal selber das Fotografieren etwas peinlich, was ihn zwingt, auf manches Sujet zu verzichten, oder aber einen diskreten Schnappschuss zu wagen. Er lächelt María entschuldigend zu und schaut ihr nach, wie sie zum Park hinüber geht, der sich vor der Kirche ausbreitet. Noch bevor sie hinter den Bäumen verschwindet, bleibt sie stehen und schaut nochmals zurück. Ob sie die Kirche aus Distanz betrachten wollte, ob sie dem Fremden nochmals ihr Lachen zeigen wollte – es bleibt ihr Geheimnis!

Florian merkt nicht, dass er der Frau schon in der Capital begegnet war. Sie hatte ihn auf dem Rückweg von der Post ins Hotel angesprochen. Es ist schwierig für ihn, die dunkeln Gesichter der Indígenas unterscheiden zu können. Sie sehen für Florians ungeübtes Auge alle sehr ähnlich aus, um die feinen Unterscheidungen feststellen zu können, müsste er länger hier sein. María jedoch kann sich an die Begegnung erinnern. Sie ist es sich gewohnt, ausländische Gesichter zu sehen, und vor allem hat sie sich darin geübt, Gesichter unterscheiden zu lernen und in Gesichtern lesen zu können, und zu sehen, ob sie jemandem vertrauen könne oder nicht. Das Gesicht dieses Touristen hatte sie, als sie es in der Capital sah, richtig eingeschätzt. Sie war sich ziemlich sicher, dass er keinen Peyote kaufen würde.

Florian geht zurück in das malerische Hotel auf der Insel, wo er sich eine Jacke holt und den Akku seiner Kamera wechselt. Im Hotelgarten ist Besammlung für den Ausflug nach Tikal, der antiken Ruinenstadt der Maya in den Regenwäldern des Petén. Hilde Rothburg



führt die Gruppe zwischen den Tempeln, Palästen, Terrassen und Plätzen von Tikal herum. Über tausend Jahre alt sind die Bauten. Zwischen ihnen stehen mit Götterbildern und Schriftzeichen verzierte unvergängliche Stelen, von Strohdächern überdeckt. Es ist ein grossartiges Gefühl für Florian, inmitten dieses grossen Platzes von Tikal zu stehen, auf dieser Akropolis, die mit der Anordnung ihrer Bauten das Weltbild der Maya verkörpert – im Norden der Himmel und im Süden die Unterwelt.

Nicht weniger aber fasziniert Florian die Bäume und Sträucher, die zwischen den antiken Bauten wachsen. Er kann sich kaum losreissen vom Anblick eines Kapokbaums, der sicher fünfzig Meter in die Höhe ragt. Hohe Brettwurzeln stützen seinen rundum stacheligen Stamm und geben ihm eine Stabilität, die Jahrhunderte überdauert. Zu gerne hätte Florian eine der Früchte gehabt, die in schwindelnder Höhe hängen. Er findet ein paar Früchte auf dem Boden, prüft sie und wirft sie wieder weg. Sie sind aufgebrochen, faserig und angefault. Auf der steilen Treppe mit ihren, zum Hinaufsteigen so ungewohnt hohen Stufen, hocken ein paar Maya-Kinder. Sie springen herbei und kugeln sich vor Lachen, als sie Florian sehen, wie er sich für die faulen Früchte interessiert. Er lässt es bleiben und schaut sich nach seinen Mitreisenden um. Seine Gruppe sitzt, hundert Meter weiter, auf den Stufen einer Pyramide. Davor steht Hilde Rothburg und zeigt mit ihren Händen in alle Himmelsrichtungen, deren Bedeutungen sie erklärt. Dem Norden war von den Maya die Farbe weiss zugeordnet, dem Osten rot, dem Süden gelb und dem Westen, wo die Sonne untergeht und die Tage sich zum Sterben niederlassen, die Farbe schwarz.

Etwas abseits steht Edi, der aufmerksam eine steinerne Stele betrachtet.

"Hast du deine Astronauten gefunden?" fragt Florian.

"Vergiss es! Ich hab's mal in einem Buch gelesen, aber glaubst du, ich wisse noch, wie das genau war?" Er wischt sich den Schweiß von der Stirne. "Die Götterbilder sollen Astronauten darstellen oder so ähnlich. Schau hier..." Er zieht Florian am Arm näher zur Stele hin, "Also hier sieht es aus, als habe diese Figur - das sieht doch wie Sauerstoffschläuche aus, da, um den Kopf herum?"

"Aber Sauerstoff hatte es hier schon immer genug."

"Da hast du auch wieder Recht. Also vielleicht doch keine Astronauten." Edi lacht und macht mit der Hand eine Bewegung, die

ausdrückt, dass ihm das gleichgültig ist. "Ich finde halt", sagt er, und sieht dabei aus wie ein kleiner Junge, "so verrückte Ideen spannender als all diese öden Steinbrocken."

"Also doch kein Handel mit Altertümern?"

"Zu viel Risiko und zu viel Papierkrieg, das passt mir beides nicht. Ich hab's hier!" Er fährt mit der flachen Hand vor seiner Nase durch. "Bis hier habe ich es!"

Edi hat heute seinen schlechten Tag. Er wollte im Hotel zurückbleiben, aber die Gruppe drängte ihn, doch unbedingt auch mitzukommen. Er wirkt matt und frustriert. Er, der anfänglich so lebensfreudig und kommunikativ in der Gruppe präsent war, verliert mehr und mehr an Feuer und Farbe und kränkelt vor sich hin. Er ist wie ein Schiff mit einem Steuermann der noch an Schatzinseln glaubt, aber eine Mannschaft hat, die nur saufen und johlen, aber nicht sich in den Hintern klemmen kann. Jetzt sind die Segel zerrissen, der Kompass liegt in Scherben.

"Du hast es gut", sagt er zu Florian. "Du gehst am morgen zur Arbeit und weißt, wann du Feierabend hast. Und am Monatsende hast du deinen Lohn, du hast bezahlte Ferien und mit fünfundsechzig eine dicke Pension. So möchte ich es auch haben."

Florian weiss nicht, was er dazu sagen soll. Es stimmt ja alles. Mit seiner Arbeit auf der Behörde darf er sich ruhig etwas privilegiert vorkommen. Er braucht sich nicht zu verteidigen, er tut ja auch etwas dafür. Er ist pünktlich, korrekt, zuverlässig.

Und wieder sind da plötzlich die Kinder in ihren farbigen T-Shirts oder Jacken, mit Turnschuhen oder barfuss und alle mit glänzend schwarzem Haar. Triumphierend lachend, wie Trophäen schleppen sie drei frische, grosse Kapok-Früchte herbei und strecken sie Florian hin. Er weiss kaum, wie er sie halten soll.

"Ich mach das schon", sagt Edi und gibt den Kindern ein paar Centavos. Dann verscheucht er sie, wie Tauben auf dem Markusplatz.

Gegen Abend ist die Reisegruppe wieder in Flores zurück. Vor dem Abendessen flanieren Edi und Florian noch in der Stadt herum. Sie schlendern auf einer schmalen Strasse das Ufer entlang. Rechts das Wasser, links einfache Häuser, höchstens zwei bis drei Stockwerke

hoch. "Ein langweiliges Kaff", sagt Edi. "Da kann man nichts als nur herumhängen." Dann fügt er resigniert lächelnd bei: "Zu etwas anderem wäre ich jetzt auch gar nicht fähig. Ich bin froh, wenn wir wieder zu Hause sind." Sie setzten sich auf die Steinmauer ans Wasser. Es reicht ihnen fast bis zu den Schuhen. Die Luft ist feucht und sehr warm, sie hält den Regen zurück. Nur vereinzelte kleine Tropfen fallen aus dem trüben Himmel und werfen ihre Kreise auf das Wasser.

"Manchmal", sagt er, "manchmal denke ich, die Frau macht mich krank. Ich kann dir nicht sagen warum, aber irgendwie hat die etwas von einem Todesengel." Edi wirft einen Stein ins Wasser. Er bilden sich kräftige Ringe, die weit ausholend all die kleinen Kreise der Regentropfen verwischen.

"Von wem sprichst du?"

"Du weißt schon!"

"Du meinst Laelia? Nur weil sie in der Gerichtsmedizin arbeitet ist sie ein Todesengel?" Florian lässt das Wort auf sich wirken. Irgendwie passt es zu ihr.

"Ist ja auch sehr morbid, dieser Job.", sagt Edi. "Du kommst zur Arbeit...", Edi lacht, "sagst guten Tag..." Edi lacht noch mehr und muss husten darob, wobei er fast seine Stimme verliert: "...und keiner von denen, die da sind, grüsst zurück!" Wieder wirft er einen Stein ins Wasser.

Florian lacht mit.

"Habe ich nicht Recht – mit dem Todesengel? Darum frage ich dich ja. Wenn ich mich so mies fühle, meine ich, das habe mit ihr zu tun. Ist das gesponnen oder nicht?"

"Gesponnen", sagt Florian.

"Dann bin ich ja beruhigt", sagt Edi.

Florian würde das Thema gern auf etwas anderes lenken, aber es fällt ihm nichts ein. Der Todesengel spukt in seinen Gedanken herum.

"Mit dem Frauenschuh hat sie übrigens Recht gehabt", sagt Edi. "Ich habe im Internet nachgeschaut: der Frauenschuh ist tatsächlich eine Orchidee. Sehr spannend übrigens: Er hat ein riesiges luftgefülltes Blütenblatt, für die Bienen etwa so attraktiv wie für uns silikongetunte Megamöpfe. Die Biene hofft auf ein Nektarstündchen und trampft voll in die Falle: sie schliddert auf der arschglatten Innenfläche bis ganz unten und muss dann an den Geschlechtsteilen

wieder hoch kraxeln. Von Nektar für die Biene keine Spur, aber die Blüte hat gehabt, was sie wollte. Manchmal kommt es mir vor, bei den Menschen ist das nicht viel anders."

Eine Indígena kommt ihnen entgegen.

"Die kenn' ich doch", sagt Edi und geht auf die Frau zu. "Hallo! You are the girl without name, yes?" sagt er.

Sie lächelt und nickt. "My name is María."

"Die hat mir in der Hauptstadt irgendwelches Zeugs verkaufen wollen", sagt Edi zu Florian, der glaubt, María ebenfalls zu kennen. Jedenfalls erkennt er in ihr die Frau, die er heute früh vor der Kirche sah und erinnert sich dann auch an die Schönheit in der Capital, von der er die Sorgenpüppchen gekauft hatte.

"The world is so small", sagt Edi. Er hat nicht im Sinn, María gleich wieder gehen zu lassen. In ein Café oder Restaurant will sie jedoch keinesfalls mitkommen. "I must go home", sagt María.

"Later", sagt Edi und fasst María am Arm. Ihre Gegenwart lässt Edis Lebensgeister ans Tageslicht wie Wölfe, die aus einem Kellerloch nach langem wieder ins Freie gelangen.

So macht man das, denkt Florian, aber er betrachtet Edis Art nicht gerade als nachahmenswerte Anleitung. Immerhin macht ihm Edis Vorbild ausreichend Mut, María ebenfalls zum Verweilen zu drängen und sie am Arm zu berühren wenn auch nur ganz flüchtig, fast nur zufällig.

"Ich habe ihr in Guatamala City gesagt, dass sie in die Schweiz kommen soll", sagt Edi zu Florian. Und zu María wiederholt er, was er ihr bereits in der Capital gesagt hatte: "You must come to Switzerland, I told you before."

"Surely I come", sagt María. "But how can I? Without money?"

"Für schöne Frauen ist Geld kein Problem", sagt Edi zu Florian und zwinkert ihm zu. Dann sagt er es auch noch zu María. Auf Englisch.

María setzt sich mit den beiden ans Wasser.

Da sitzen sie zu dritt und werfen Steine in den See, und Edi erzählt, wie einfach das Leben in Europa sei. María will wissen, wie die beiden wohnen, ob sie verheiratet seien, und ob ihre Eltern noch leben, ob sie Geschwister haben. Und sie will auch wissen, ob sie in Europa wohl Arbeit finden könnte.

"Aber sicher", sagt Edi, und er verspricht ihr das Blaue vom Himmel und sagt, mit dem Geld für das Ticket sei es überhaupt kein Problem. Nur auf den Flughafen müsse sie kommen, da lasse es sich die Sache mit dem Geld schon regeln. María lacht nur und nimmt ihn nicht ernst. Schließlich steht sie auf und sagt, dass sie jetzt gehen müsse.

"Okay", sagt Edi, "I will see you at the airport."

"Hör doch auf!", sagt Florian. Er findet Edis Spass völlig unangebracht.

"We will fly in five days, on Saturday, at ten o'clock", sagt Edi.

"Edi, lass das!", protestiert Florian, "das kannst du doch nicht machen!".

"Glaub nur nicht, dass die kommen wird!" rechtfertigt sich Edi lachend.

Du siehst doch, dass sie den Spaß versteht!"

Sie schauen María nach, wie sie den Weg, den sie gekommen ist, wieder zurückgeht

"Keine Angst, die werden wir nicht wieder sehen", sagt Edi.

"Ein bisschen Spaß darf sein!"

Die Reisegruppe ist wieder zurück in der Capital. Diesmal in einem anderen Hotel, aber im gleichen Viertel. Die Zimmer sind im siebten Stockwerk, mit Blick über die ganze Stadt. Es ist alles so ordentlich aufgeräumt und angeordnet, so sauber und makellos, dass Florian darauf achtet, möglichst wenig Spuren zu hinterlassen. Auch im Badezimmer, wo kleine hübsch eingepackte Seifen und Shampoos einladend zur Verfügung stehen, benützt er die noch brauchbaren Reste aus seinem Gepäck.

Florian schlägt den Überzug des Doppelbettes vorsichtig von der einen Bettseite auf die andere. Als erstes legt er sich für einige Minuten hin. Jetzt, wo es nach diesen drei Wochen wieder nach Hause geht, merkt er, wie diese Reise ihn ermüdet hat, dieses stundenlange halsbrecherische Herumfahren in dem kleinen Bus auf den holperigen Strassen, die Höhenunterschiede, der Staub, die Hitze, der Lärm und immer wieder Herumstehen, Besichtigen, Zuhören... Es ist eine andere Müdigkeit, als wie er sie manchmal nach der Arbeit spürt. So

richtig erschöpft und ausgepumpt ist er jetzt und freut sich auf den Moment, in dem er wieder zu Hause sein wird, bei seinen Orchideen, wieder in seinem Büro im Amtshaus sitzen wird, auf der Nordseite des Gebäudes, auf der Schattenseite, aber das ist gut so. Da lässt sich das Leben so leicht überschauen, und alles ist so beruhigend berechenbar. Wie eine Pflanze, verwurzelt und festgekrallt in ihrer Erde, so mag er es: zu wissen, da gehört er hin, da wurde er geboren, da hat er gelebt, geliebt, gelitten, und da wird einst sein Grabstein seinen kurzen Schatten werfen.

Florian hasst es, sich dankbar zu fühlen, es lähmt ihn. Aber hier und jetzt fühlt er doch eine grosse, von heimatlichen Gefühlen getragene Dankbarkeit, wenn er daran denkt, wie gut er es hat in seinem Leben, verglichen mit den Frauen, den Männern, den Kindern, die er hier so hoffnungslos in ihrer Armut versinken sieht. So sehr ihm diese Reise gefallen hat, ist er doch überzeugter als je zuvor, dass es ihm nirgendwo besser gehen könnte als bei sich zu Hause. Und so freut er sich jetzt auf seine Rückkehr und darauf, die Pflanzen auspacken zu können, die er sich geschickt hat, die Fotos auf dem Computer zu ordnen und ausdrucken zu können und sich an seinen ruhigen Feierabenden ein Erinnerungsalbum zusammenstellen zu können, mit Bildern, Bus-Tickets, Postkarten und einem ausführlichen Text. Er kennt wenige Menschen, denen er es dann zeigen könnte, aber er wird es ja hauptsächlich für sich selber machen.

Morgen ist der Flugtermin zurück nach Zürich. Florian wird noch vor der Postkarte in der Schweiz ankommen. Er hat sie heute bei der Hauptpost in den Briefkasten gesteckt: das Bild der beiden Vulkane bei Antigua, und eine Gruss an den Singkreis Aussersihl. Das ist alles so weit weggerückt in diesen drei Wochen.

Florian öffnet das Fenster. Er legt seinen Koffer auf den Boden und versucht, ihn mit seinem Gewicht zuzudrücken. Es hat sich einiges an Souvenirs zusammengefunden: ein paar bunte Stoffe, eine Keramikflöte und noch weitere Pflanzenstecklinge und Sämereien. Auch die drei grossen und schweren Früchte vom Kapok-Baum, die er in Tikal bekommen hat, sind hier drin verstaut. Florian lächelt beim Gedanken daran, wie sich seine Dreizimmerwohnung und der Balkon an der Eichbühlstrasse in guatemalteckischen Urwald verwandeln werden. Er nimmt die Geldtasche, die er unter der Hose um den Bauch gebunden hat hervor und macht Kassensturz. Er hat wenig

Geld gebraucht. Noch immer bleiben ihm fast zweitausend Dollar in Hundert-Dollar-Noten vom Taschengeld des Wettbewerbes. Keinen Rappen hat er aus eigenem Geld ausgeben müssen. Er hätte sich einiges mehr leisten können, aber wofür auch. Florian ist ein bescheidener Mensch. Er weiss das und freut sich darüber. Die Luft hängt schwer im Zimmer. Florian öffnet Fenster und Zimmertür, um ein bisschen Zug ins Zimmer zu bringen. Er kniet auf dem Deckel des Koffers, und drückt ihn hinunter, bis er in die Schlösser einschnappt. Dann bindet er einen Ledergurt darum und sichert den Koffer mit einem Vorhängeschloss. In den andern Koffer kommen morgen früh noch ein paar Kleider und dann kann es losgehen.

Der Lärm, der stark befahrenen Strasse dringt nur sehr abgeschwächt bis zu seinem Fenster. Das Zimmer ist gross und luxuriös, viel zu schön, denkt Florian, nur für die wenigen Stunden, die er hier schläft. Er ist oft der Meinung, für ihn tue es auch etwas Einfacheres. Aber schön findet er es trotzdem, sonst hätte er von dem Zimmer nicht gleich mehrere Fotos gemacht.

Florian verlässt sein Zimmer, um bei Sandra anzuklopfen. Er hat das Bedürfnis, sie zu sehen, sie noch ein letztes Mal auf dieser Reise unter vier Augen zu sehen. Der Gedanke an sie erfüllt ihn mit Wärme. Diese Mütterlichkeit von Sandra, die ihm oft lästig war, hat auch etwas sehr Schönes und Sinnliches. Er stellt sich vor, wie sie ihn in ihre Arme nehmen wird, er braucht nur anzudeuten, dass er das wünscht. Mehr als nur einmal hatte sie gesagt, dass er am Abend ruhig noch auf ihr Zimmer kommen könne, zum Plaudern oder Meditieren, einfach ungeniert. Er wird mit ihr diese Nacht verbringen, und es wird ein unvergesslicher Abschluss dieser Reise sein.

Die Türe zu Sandras Zimmer ist nicht ins Schloss eingeklinkt, nur angelehnt ist sie. Schwaches Licht dringt nach aussen, eine Nachttischlampe scheint zu brennen. Da Sandra auf sein Klopfen nicht antwortet, drückt Florian die Türe weiter auf, aber es geht nur mit grosser Kraftanstrengung und nur gerade so weit, dass er sich ins Zimmer zwängen kann. Sandra liegt auf dem Boden, in ihren farbigen, wehenden Kleidern, die sie selbst jetzt wie in eine Wolke einhüllen. Sie antwortet nicht und reagiert auch nicht, als Florian ihre Hand berührt. Die sonst so warme Hand fühlt sich kühl an. Florian spürt heiss seine eigenen Hände, überhaupt ist es heiss und stickig in dem Zimmer. Er zieht Sandra von der Türe weg. Sie ist sehr schwer. Glieder und Kopf

gehörchen der Schwerkraft widerstandslos wie bei einer Puppe. Neben dem Bett auf dem Boden liegen ihre Wahrsagekarten, eine von ihnen liegt aufgedeckt in ihrem Schoss. Florian nimmt sie zur Hand: Es ist Azrael. Dieselbe Karte wie im Flugzeug. 'Diese Karte lassen Sie besser nicht so offen liegen', hatte die pausbackige Flight Attendant gesagt.

Florian kniet neben Sandra nieder, streichelt mit seinen heissen Händen über ihre kühlen Arme über ihre Schultern und ihre weichen, von der farbigen seidenen Bluse bedeckten Brüste, die sich dem leichten Druck seiner Hände fügen. Er schreckt auf, erhebt sich und verlässt wie ein Dieb das Zimmer und zieht die Tür hinter sich zu. In sein Zimmer will er noch nicht. Er fährt mit dem Lift zur Bar hinunter. Erst im Lift merkt er, dass er die Karte mit dem Todesengel immer noch in der Hand hält. Er steckt sie sich in die Hosentasche. An der Bar sitzen Edi, Xaver und Rosana. Florian setzt sich zu ihnen, trinkt mit ihnen chilenischen Wein. Es tut gut, jetzt nicht alleine zu sein.

Laelia und Hilde Rothburg haben am andern Morgen veranlasst, dass jemand von der Hotel-Rezeption mit einem zweiten Schlüssel die Türe zu Sandras Zimmer öffnet. Es war ihr gestern gesundheitlich nicht gut gegangen, so dass die Besorgnis gross ist, als alle mit dem Frühstück schon fast fertig sind und Sandra sich noch immer nicht gezeigt hat. Es bleibt auch nur noch eine halbe Stunde bis zur Wegfahrt mit dem Bus zum Flughafen. Pablo ist, um ein Zuspätkommen zu verhindern, bereits eingetroffen. Auch der kleine Transporter für das Gepäck ist schon da.

Florian trinkt nur Kaffee – den dritten bereits.

"Du musst essen", sagt Edi, "im Flieger gibt's wieder Champagner, da haut es dich um mit leerem Magen."

Wer es zuerst ausgesprochen hat, ist nicht klar. Niemand hat es offiziell mitgeteilt, aber plötzlich wussten es alle: Sandra Hanselmann ist tot.

Niemand weiss etwas Genaueres.

Auf dem Boden sei sie gelegen.

"Wenigstens ein rascher Tod", sagt Rosana Brunner. "Sie hat nicht lange leiden müssen."



"Beim Tod kommt es nicht aufs Leiden an", sagt ihr Mann.  
"Im Vergleich zum Tod ist Leiden nur Nebensache."

"Woher willst du das jetzt wissen!" sagt Edi.

"Genau! Woher willst du das wissen, Xavi?" hakt Rosana nach, und Xaver Brunner ist vor Erstaunen über den Widerspruch seiner Frau ganz sprachlos.

Ob es wohl eine Art Malaria war, oder das Klima, das Essen oder eine schon aus der Schweiz mitgebrachte Krankheit? Es wird gemutmasst und gerätselt, aber viel Zeit bleibt nicht dafür. Auch eine Schweigeminute gibt es nicht, zu sehr drängt jetzt die Zeit zum Aufbruch.

Laelia ist nicht mehr heruntergekommen. Sie bleibe noch hier, sagt Hilde Rothburg.

Eine Stunde später stehen alle mit ihrem Handgepäck in der Flughafenhalle. Das grosse Gepäck ist bereits abgegeben.

Hilde Rothburg richtet noch letzte Worte an die Gruppe. Sie sagt, wie schön und spannend es für sie eigentlich gewesen sei mit der Gruppe, und es sei eine gute Gruppe gewesen. Sie sagt das bei jedem Abschied, aber heute wollen diese Worte gar nicht richtig passen

"Das ist sehr lieb, vielen Dank!", sagt Hilde und hält die von Rosana erhaltene grosse Schachtel Schweizer Pralinen, die sie in einem Fachgeschäft in der Capital gekauft hat, wie einen Siegespokal hoch.

Florian erinnert sich nicht, dass irgendwann einmal die Rede von einem Dankeschön für Hilde Rothburg die Rede gewesen war.

"Ich entlasse euch jetzt in den Duty-free", sagt Hilde und beginnt, mit Händedruck von allen persönlich sich zu verabschieden. Sie schaut der Gruppe noch einen Moment nach, wie sie sich auf den Weg zu den Gates macht. Dann wendet sie sich zum Flughafen-Ausgang. Sie wirkt erschöpft und erleichtert zugleich. Das ist ihr noch nie passiert: drei Todesfälle in derselben Gruppe. Krankheiten und Unfälle hat es immer wieder gegeben. Aber Todesfälle sind dies die ersten. Und gleich drei auf ein Mal!

Die Sonne blendet sie, wie sie nach draussen kommt.

"Cobán?", fragt Pablo. Er weiss, dass es für Hilde nach solchen Reisen nichts Schöneres gibt, als so rasch wie nur möglich zu ihrem Freund Paul nach Cobán zu fahren.



Und plötzlich singt es in seinem Kopf, den ganzen Singkreis hört er in sich drin: "Ave verum corpus..."

Warum ist sie bloss hergekommen! Sie trägt es mit Fassung und hat wohl nichts anderes erwartet. Aber warum ist sie gekommen, wenn sie doch wusste, dass es nichts wird mit dem Geld für die Reise! Und was will sie auch in der Schweiz, ohne die Sprache zu können, wenn schon dann nach Spanien. aber doch nicht in die Schweiz, und eine Arbeitsbewilligung würde sie ohnehin nicht bekommen!

So drehen sich alle seine Gedanken durcheinander und er redet auch mit ihr, sagt ihr, wie sinnlos es wäre, in die Schweiz zu reisen.

Cisco steht daneben, und manchmal übersetzt sie ihm, in eine Sprache, von der Florian kein Wort versteht.

Am Ende gibt er María tausendfünfhundert Dollar, aber nicht für die Reise. Einfach so. Weil er nicht anders kann als ihr das Geld zu geben. Er ist glücklich, es zu tun. Ist ja ein Pappenstiel für ihn, und ausserdem ist das noch aus dem Geld vom Preisausscheiden. Sie wird es brauchen können. Für ihre Familie. Für ihr Haus. Für sich selber. Das ist viel Geld hier im Land, aber es macht ihm Freude es ihr zu geben. Und auch seine Adresse gibt er ihr, denn das darf sie: ihm eine Postkarte schicken, darüber wird er sich freuen, sagt er.

Und dann umarmt sie ihn und küsst ihn.

Und auch Cisco umarmt ihn.

Und wenig später ist Florian wieder bei seiner Reisegruppe im Duty-free-Shop, wo man günstig lauter teure Dinge kaufen kann. Er findet, dass er sein Geld besser ausgegeben hat und ist zufrieden mit sich.

Edi fragt, was sie gewollt habe.

"Nichts", sagt Florian. "Einfach Hasta la vista sagen, wollte sie. Mehr nicht."

Der Rückflug erfolgt ohne Zwischenfälle. Es kann ja nicht dauernd etwas passieren, Höchste Zeit für Florian, dass wieder ruhiger Alltag einkehrt. Er sitzt neben Edi, aber es fehlt ihm die Lust, sich auf lange Gespräche mit ihm einzulassen. Er hat genug, mit dem er zurechtkommen muss.

In Zürich wird die Reisegruppe von strahlendem Wetter erwartet. "Wegen dem Paket mit den Kaffeebohnen", sagt Edi "ich werde es bei dir abholen."

"Ich kann es dir schicken", sagt Florian.

"Nicht nötig, sagt Edi, ich komme einfach vorbei, gib mir einen Termin."

Florian möchte Edi nicht schon in den nächsten Tagen wieder sehen. Er braucht erst ein bisschen Pause. Er habe gleich nach den Ferien immer viel zu tun, sagt er. Vielleicht in einer Woche, ja, am übernächsten Donnerstag, zum Beispiel, um halb sieben. "Im Restaurant Urania, bei der Bar", fügt Florian noch bei. Der Gedanke, Edi würde ihn in seiner Wohnung besuchen, erschreckt ihn. Edi mitten in seiner guten Stube – allein schon beim Gedanken daran wird ihm schwarz vor den Augen.

"Geht in Ordnung."

Die Landung ist weich wie Butter.

"Habe ich dir das Porto überhaupt schon bezahlt?"

"Nein."

"Dann werden wir das im Urania auch gleich erledigen."

Edi ist als erster draussen, er hat, wie alle Glücksritter, nur Handgepäck, nur seine grosse Ledertasche, die er von seiner Schulter hängen hat. Gewöhnlich Sterbliche wie Florian und alle andern müssen warten, bis die Gepäckaushilfe Taschen und Koffer aufs Förderband spuckt.

Florian schiebt sein Gepäck auf einem Wägelchen zum Zoll. Dass ein Empfangskomitee eigens auf ihn wartet, weiss er noch nicht.

Seit einer guten Viertelstunde, steht Kommissar Traber mit seinem Kollegen Federer beim Zoll, um einen vermeintlich Kriminellen vom Flieger abzuholen, der aus Guatemala angereist und soeben gelandet ist. Er kennt den Mann persönlich nicht, und doch ist er ihm nicht ganz unbekannt. Er hat ihn auf Fotos gesehen und war auch in seiner Wohnung an der Eichbühlstrasse. Traber hat ein zwiespältiges Gefühl hinsichtlich der Aktion, die ihm bevorsteht. Nichts deutet auf unlauteren Charakter hin. Aber warum denn nur hat dieser Florian Rühmlein sich aus Guatemala ein Paket mit getrocknetem Peyote-Kaktus nach Hause geschickt und sich dadurch mit dem Betäubungsmittelgesetz in Konflikt gebracht?

"Um wie viel Koks geht's denn?" fragt Federer.

Traber weiss, dass er jetzt sagen kann, was er will und Federer würde irgendetwas daran auszusetzen haben. "Kein Koks", sagt Traber. "Bloss Peyote."

"Und für das stehen wir uns die Beine in den Bauch? Das nenn' ich das Betteln versäumt!", brummt Federer. Gut, dass er reklamieren kann. Es geht ihm besser, wenn er seinen Ärger loswerden kann. Überhaupt ist er erträglicher, wenn er etwas zu Schimpfen hat, als wenn es nichts auszusetzen gibt.

Dann kommen die ersten Heimkehrer mit ihrem Gepäck. Man sieht, dass sie aus Mittelamerika kommen. Viele tragen Taschen und Hemden aus farbigen, von Hand gewobenen Stoffen mit den typischen Mustern. Touristen mit Sombreros. Maturanden, zurück von ihrem Sprachaufenthalt in Antigua und mit verändertem Weltbild. Auch dunkelhäutige Menschen sind dabei, junge und schöne Frauen, Indígenas und Ladinos, aus Quetzaltenango, Chiquimulilla, Rabinal oder einer andern Ecke Guatemalas. Sie reisen mit ihren Schweizer Männern weiter nach Unterlunkhofen, Huttwil, Thusis oder in einen anderen Winkel ihrer neuen Heimat.

Florian stösst seinen Gepäckwagen mit den beiden Koffern zum Zoll. Wie ein Schatten folgt ihm seit dem Verlassen des Flugzeugs ein Beamter der Flughafenpolizei in Zivil. Beim Zoll spricht er ihn mit Namen an, bittet ihn, ihm zu folgen und übergibt ihn Kommissar Traber.

"Verzeihen Sie diesen überraschenden Empfang, Herr Rüemli", sagt Traber. Er zeigt ihm seinen Ausweis. "Traber ist mein Name, Kriminalkommissar. Sie wissen, weshalb wir hier sind?"

Federer schneidet hinter Trabers Rücken eine Grimasse, die deutlich macht, wie wenig er Trabers Freundlichkeit ausstehen kann. Für ihn hat Traber zu wenig Schmiss. Entweder lässt man einen Kerl laufen, oder man packt ihn richtig an. Aber Trabers Scheissfreundlichkeit haut Federer auf die Nerven.

"Keine Ahnung", sagt Florian.

"Wirklich nicht?" fragt Traber, und es klingt ein bisschen verwundert, aber nicht etwa so, als würde er die Antwort anzweifeln.

"Wirklich nicht."

"Und das Paket, das Sie sich nach Hause geschickt haben?", fragt Traber.

"Die Pflanzen? Was ist damit?"

Federer lacht laut und äfft nach: "Die Pflanzen – was ist damit?"

So ganz langsam merkt Florian, dass er offensichtlich eine schwierige Situation geraten ist. Eine Kälte kriecht von seinen Füßen die Beine hoch. So muss es Sokrates ergangen sein, als er seinen Schierling getrunken hatte. Das hat Florian kürzlich in einer TV-Sendung über Sokrates erfahren. Bei den Füßen beginnt die Kälte und steigt langsam höher, und es stinkt nach Mäusepisse, Schierling erkennt man an seinem Geruch, aber wer weiss schon wie Mäusepisse riecht! Plötzlich hat man kalte Füße und es bleibt nichts anderes übrig, als alles weitere über sich ergehen zu lassen.

Kaum ein Wort wird auf der Fahrt in die Stadt gesprochen. Florian ist todmüde. Fast zwanzig Flugstunden hat er hinter sich.

Auf dem Posten, in Trabers Büro, bietet ihm dieser einen Tee an. Wenn Traber gewusst hätte, wie bereitwillig Rühmlein mit ihm kommt, wäre er alleine auf den Flughafen gefahren, ohne Federer.

Traber setzt Teewasser auf. "Eine lange Reise, ja?"

"Es geht."

"Jetzt heisst es Durchhalten bis zum Abend. Sonst kommen Sie noch ganz aus dem Rhythmus."

"Ich weiss."

"Wie war's in Guatemala?"

"Schön." Florian wartet, bis Traber zur Sache kommt. Er blickt auf die Plastischale auf Trabers Schreibtisch. In ihr liegt, geöffnet, das Paket, das Florian für Edi zu sich nach Hause geschickt hatte: getrocknete Krümel, nichts von Kaffee. Florian beginnt langsam, mit Hilfe des Kommissars, zu verstehen, worum es hier geht. Auf einem Gestell, unter dem Fenster, steht eine weiss blühende Orchidee, eine Phalaenopsis. Wie schön, er könnte jetzt bei seinen Orchideen sein, in seinem TV-Sessel sitzen, die Augen schliessen, den Duft einatmen und wissen: jetzt bin ich wieder zu Hause, jetzt ist die Welt wieder in Ordnung.

"Eine dumme Sache mit diesem Paket", sagt Traber. "Wie heisst denn dieser Edi noch, der das Paket bei Ihnen abholen will, Herr Rüemli?"

"Wenn ich das wüsste!", sagt Florian. Sie hatten sich immer nur beim Vornamen genannt.

"Das lässt sich ja leicht herausfinden", sagt Traber. Und: "Warten wir diesen Tag doch einmal ab." Nur ändern würde das wohl nicht allzu viel, meint er, Florian hänge leider auch mit drin.

"Eine dumme Geschichte. Eine zu dumme Geschichte!"

Er wolle dann auch mit dabei sein, im Urania, wenn dieser Edi das Paket abholen werde, sagt der Kommissar. "Dann können wir ihn gewissermassen auf frischer Tat ertappen." Er sagt ‚wir‘ und zwinkert Florian zu, als wäre dieser sein Hilfssheriff.

Traber lässt den Tee fünf Minuten ziehen, damit sich das beruhigende Tannin voll entfalten kann. Inzwischen sind auch Florians Koffer untersucht worden. Eine Beamtin teilt ihm die Nachricht telefonisch mit.

"Alles in Ordnung mit Ihren Koffern", sagt Traber erleichtert. "Dürfte ich bitte noch sehen, was Sie auf sich tragen? Eine reine Formsache, Sie entschuldigen!"

Florian trägt eine leichte Windjacke, da sind ein Stoff-Taschentuch und ein Päckchen Papier-Taschentücher drin, einige Bonbons und das Flugticket. Pass und Portemonnaie sind in seinem Handgepäck, das wurde ihm bereits abgenommen. In den Hosentaschen ist da nochmals ein Taschentuch und sonst nichts, ausser in der hinteren Hosentasche, und das hatte Florian völlig vergessen, da steckt noch die Engelkarte mit dem Azrael. Florian legt alles auf Trabers grosses Pult.

"Oh, eine Karte", sagt Traber und nimmt die Karte auf. "Glauben Sie ans Wahrsagen?" fragt er.

"Eigentlich nicht", sagt Florian und lächelt.

"Was prophezeit die Karte?"

"Es ist eine Engelkarte", sagt Florian, "ein Todesbote oder so ähnlich. Aber wer glaubt schon an bedrucktes Papier, mehr ist das nicht." Florian wundert sich, dass er sich in dieser Situation nicht noch schlechter fühlt. Es bräuchte nicht viel, und er hätte gar Erbarmen mit dem Kommissar, dem es ganz offensichtlich Leid zu tun scheint, dass er

Florian einvernehmen muss. Warum er gerade auf Guatemala gekommen sei, als Feriendestination, will der Kommissar wissen.

"Ein Preisausschreiben", sagt Florian. "Es war der Haupttreffer."

"Sie Glückspilz, Sie!", sagt Traber.

Sie trinken Tee, und einige Minuten spricht keiner von ihnen ein Wort. Glückspilz, genau das hat er gesagt. Das Wort will Florian nicht mehr aus dem Kopf.

"Kann ich jetzt gehen?" fragt er.

"Ich muss mich entschuldigen, ich war in Ihrer Wohnung", sagt Traber. "Hat mir gut gefallen, Ihre Orchideen."

"Es sind viel zu viele", beschwichtigt Florian.

"Ich habe mir darauf auch eine geleistet." Traber zeigt auf die Orchidee unter dem Fenster. "Noch etwas Tee?"

Florian schüttelt den Kopf. "Danke."

Traber lässt Florian für einige Minuten allein. Als er wieder in sein Büro zurückkommt, bedauert er, dass er eine Strafuntersuchung nicht verhindern könne.

"Das heisst ja beileibe nicht, dass Sie schuldig sind, Herr Rüemli", beschwichtigt Traber. "Eine Strafuntersuchung ist noch lange kein Schuldspruch, ich bitte Sie! Ausserdem erübrigt sich ja auch eine Untersuchungshaft, junger Mann, halten Sie den Kopf hoch! Keine Untersuchungshaft, das ist doch immerhin schon etwas!"

An der Eichbühlstrasse ist die Stimmung sehr unterkühlt.

"Wenn nur nichts passiert ist", sagt Frau Schmid in beschwörendem Ton, als könnte sie auch bereits erfolgtes Unheil wieder rückgängig machen. Das Unheil liegt im vergeblichen Warten auf Herrn Rühmlein, dessen Ankunft sich nun bereits um einige Stunden verzögert hat. Frau Schmid hat sogar auf dem Flughafen angerufen, um zu erfahren, ob Florians Flugzeug bereits gelandet sei. Dass dies zutraf hat die beiden Frauen eigentlich noch mehr beunruhigt, denn nun war anzunehmen, dass Herr Rühmlein womöglich gar nicht zurückgekehrt ist, und dieser Gedanke lässt einen ganzen Schwarm möglicher Szenarien durch ihre Köpfe ziehen. Er hat den Flieger verpasst, er ist krank in fernem Land, er ist womöglich mausetot, oder – dies ist das Schlimmste für Priska, weshalb sie gegen diesen Gedanken ihrer Mutter auch heftig protestiert: Florian hat sich in ein Gesicht, braun und süss wie Milkschokolade verguckt und wird für alle Zeiten in Guatemala bleiben, Rinder züchten und Kinder zeugen.



"Was soll's dir besser gehen", sagt Frau Schmid. "Meiner hat mich auch einfach sitzen lassen und spielt jetzt irgendwo den grossen Mann."

Solche Worte treffen Priska darum so zum Verzweifeln, weil genau dort, wo diese Worte hin treffen, sich die kleine Hoffnung eingenistet hat, vom grossen Lebensglück doch noch ein Zipfelchen zu erhaschen, wofür ihr nur noch das Ja-Wort von Herrn Rühmlein fehlt. Aber wenn Herr Rühmlein nicht nach Hause kommt, dann kann sie sich ihr erhofftes Glück ans Bein streichen. Dass solches Hoffen in ihrem ausgetrockneten Herzen nicht vergeblich sein muss, das hat sie bei den Orchideen gesehen, wenn plötzlich zwischen den matt gewordenen Blättern ein hellgrünes Spitzchen sich zeigt, das immer kecker und kräftiger wird. Etwa genau so ist in ihr etwas wie Liebe oder so ähnlich hervorgebrochen. Aber auch von der Vernunft her wäre ein Ja-Wort von Herrn Rühmlein sehr sinnvoll. Priska würde ihm die Wohnung immer schön sauber halten und die Hemden bügeln und er würde ihr alle Sicherheit geben, die sie im Leben braucht, um nie wieder in eines dieser schwarzen Löcher zu fallen, die so dunkel sind, dass sie nicht einmal mehr sich selber sehen kann. Und vielleicht würden sie auch schmusen miteinander, sie würde ihn in den Hintern kneifen und er würde es ihr genau so heimzahlen. Aber das kann alles auch erst später sein. Erst die Vernunft und dann die Liebe, ja, so möchte sie es haben. Andersrum hat es noch nie funktioniert. Solchen Gedanken hing sie in den vergangenen Tagen nach und hat darob beinahe das Essen vergessen und lebt jetzt vorwiegend von Luft und Besagtem.

In den vergangen Stunden aber hat sich Priskas Herz in schwarze Wolken gehüllt, denn Florian kommt nicht auf den Gedanken, seine verzögerte Rückkehr anzumelden. Kein einziger Anruf, weder bei Frau Schmid noch in Florians Wohnung die wieder piekfein zurechtgemacht, geputzt und fein säuberlich aufgeräumt ist. Auch alle Orchideen sind, wie ein Empfangskomitee, schön in Reih und Glied aufgestellt. Auf dem Tisch in der Küche steht das grosse Einmachglas mit der Krustenechse. Diese hat keinen Zutritt in Frau Schmid's Wohnung, in die Priska nun mit ihren Sachen eingezogen ist.

Und die Krustenechse aus dem Paket, das Florian sich geschickt hat, ist Priska regelrecht ans Herz gewachsen und hat alles, was ein verwöhntes Haustier sich nur wünschen kann. Priska kann es sogar auf die Hand nehmen, es sich ihren breiten Unterarm herauf

kriechen lassen und sich kichernd über das kribbelnde Gefühl auf ihrer Haut freuen.

Auch jetzt, schon so spät am Abend, sitzt Priska noch in Florians Küche und redet mit der Echse über Gott und die Welt und wartet und hofft, dass Herr Rühmlein vielleicht doch noch kommen werde. Priska war am frühen Morgen, noch in aller Herrgottsfrühe, bei ihrem Häuserblock um die Ecke, den Hardauweg entlang gegangen, bis zu den Scherebergärten, auf die sie vom Haus heruntersehen kann. Unter den Blättern hat sie nach Käfern und Schnecken gesucht und ihre Beute in eine leere Fleischbrühdose gesteckt, aus der sie jetzt hin und wieder ein Käferchen oder eine Schnecke in das Einmachglas zur *Heloderma horridum* hinunterfallen lässt. Die Echse kommt mit Essen nicht nach, die Schnecken kriechen ihr bereits auf dem Rücken herum und die Käfer tanzen ihr vor der Nase.

"Iss dich satt, mein Schatz, iss dich satt", sagt Priska und schaut ihrem Schützling genussvoll zu. Wie eine Mutter beim Füttern ihres Babys bei jedem Löffel, den sie ihm in den Mund schiebt, selber den Mund öffnet und schliesst und sich die Lippen leckt, macht dies auch Priska ganz genau so.

Sie schrickt zusammen, als sie plötzlich hört, wie ein Schlüssel sich im Türschloss dreht, die Türe sich öffnet und dann in der Wohnung Schritte zu hören sind. Jetzt steht Florian Rühmlein unter der Küchentür. Priska und Florian stehen in ihrer Beziehung zueinander auf gänzlich verschiedenem Posten. Während Priska drei Wochen Zeit hatte, sich in seiner Abwesenheit bis über beide Ohren in ihn zu verlieben, ist sie selbst für ihn immer noch die schreckliche Person der ersten Stunde.

"Hallo", sagt Florian. Er sich unschlüssig darüber, ob er Frau oder Fräulein sagen soll. Ausserdem ist er erstaunt, sie hier zu sehen, zu dieser späten Stunde. Und dann muss er auch zweimal schauen um sicher zu sein, dass dieses Fräulein dasselbe ist, wie das Fräulein, das er in seinem Kopf hat. Dick ist sie zwar immer noch, aber doch sehr verändert, vor allem nicht mehr so pflaumig wie in seiner Erinnerung. Was für ein hässliches Wort, Florian erschrickt selber auch, wie es ihm durch den Kopf geht, aber er kann sich ja nicht gegen die Wörter wehren, die ihm in den Sinn kommen. 'Denk nie wieder das Wort pflaumig!' Nein, das funktioniert nicht.

"Ich werde gleich gehen", sagt Priska.

"Bleiben sie nur, sagt Florian." Er tritt an den Tisch und beugt sich über das Einmachglas: "Fütterung der Raubtiere?"

"Das war in Ihrem Paket!", sagt Priska. "Das Tier hat alles aufgefressen. Ich habe ihm Futter gegeben."

Florian setzt sich an den Tisch und, Auge in Auge, glotzen sich unter ängstlichem Beisein von Priska, er und die Echse an. So langsam kommen ihm auch verschiedene Dinge wieder in den Sinn. Sein erster Ausflug in Guatemala. Die Fahrt in der Camioneta. Der Händler. Und diese kleinen schwabbeligen Dinger.

"Das Tier gehört Ihnen", sagt Priska.

"Sie können es behalten", sagt Florian.

Das sei nicht so einfach, sagt Priska, die Mutter wolle das Tier um nichts in der Welt bei sich drüben haben.

Ob das Tier hier bleiben dürfe, fragt Priska.

Es dürfe, sagt Florian, aber sie müsse selber dafür schauen, dass es keine Dummheiten mache.

"Dann behalte ich den Schlüssel", sagt sie.

"Ja, das ist einfacher so!"

Und wieder schaut Priska ganz glücklich drein.

Sie ist ein Kindskopf, denkt Florian. Was für eine Scheissfreude sie an diesem Krabbeltier hat! Wieder sieht sie aus wie ein ganz kleines Kind. Ein Riesenkind. Tut sie ihm leid? Sie kann mir nicht leid tun, denkt Florian. Er selber kann sich leid tun, wenn er an seine Situation denkt. Eine Strafuntersuchung wegen etwas, für das er überhaupt nichts dazu kann.

"Vielen Dank für das Besorgen der Pflanzen."

"Ich hab's gern gemacht", sagt Priska.

"Ich habe Ihnen und Ihrer Mutter etwas mitgebracht." Florian öffnet den Koffer, wühlt darin herum und zieht zwei handgewobene Schals hervor.

"Sie sind von Hand gewoben", sagt er. "Es sind die Farben, die man dort überall sieht."

"Sie sind sehr schön", sagt Priska. Sie würde sich nie einen Schal in diesen Farben kaufen.

So grelle Farben.

Und so eckige Muster.

Und doch, so unglaublich das ist: sie findet die Schals wirklich schön.

Die Wohnungstüre geht auf. Jetzt kommt auch noch Frau Schmid, zu später Stunde, aber sie hat es nicht ausgehalten noch länger zu warten. Sie hat einen Hausmantel über ihr Nachthemd gezogen. Die Füße stecken in grossen Pantoffeln. Einen Augenblick lang möchte Florian sich wehren, dagegen protestieren, dass seine Wohnung zum öffentlichen Ein und Aus geworden ist. Doch sein Leben ist in den Ausnahmezustand getreten, die Grundfunktionen seiner Existenz sind zerrüttet. Es hilft nicht einmal mehr, das Requiem von Brahms in seinem Kopf ertönen zu lassen: "Herr, lehre doch mich, dass ein Ende mit mir haben muss, und mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muss." Die Texte sind so seltsam, so unbegreiflich wie das Leben, wollte man es mit Worten beschreiben. Nur durch die Melodie füllen sie sich mit Sinn, aber jetzt will ihm nicht einmal dies gelingen.

Drei Wochen Traumreise und kein Mensch hat ihn davor gewarnt, dass er durch alle Strukturen, die er sich so sorgfältig über Jahrzehnte aufgebaut hat, hindurch fallen werde. Und da ist kein Netz, das ihn auffangen könnte. Da sind nur zwei Frauen in seiner Wohnung, eine im Hausmantel und in Pantoffeln, die andere ein Kindskopf mit einer Glubschaugenechse im Einmachglas.

"Und hier habe ich Ihnen noch etwas ganz Kleines." Florian beugt sich wieder über seinen Koffer und wühlt so unsorgfältig darin, dass er sich selber nicht mehr kennt. Er gibt den beiden Frauen je ein Säckchen mit Sorgenpüppchen.

"Es sind Sorgenpüppchen darin."

Priska öffnet eines der Säckchen.

"Sie können den Püppchen am Abend Ihre Sorgen erzählen."

"Das ist etwas für dich", sagt Frau Schmid zu ihrer Tochter, als hätte sie ein giftiger Stachel gepiekt. "Du kannst das brauchen." Und zu Florian sagt sie, als würde sie ein Geheimnis lüften: "Sie hat Liebeskummer."

Mit diesem Worten vertreibt sie die Tochter in die andere Wohnung zurück. Die Türe knallt ins Schloss.

Frau Schmid seufzt laut und demonstrativ, was sagen will: ach, was habe ich doch für Sorgen!

Bevor Florian ins Bett geht, öffnet er den Schrank im Schlafzimmer und findet ein halb aufgerissenes Päckchen, das aber wieder sorgfältig zugebunden bei den Pyjamas liegt.

Das Päckchen beschäftigt ihn noch lange, während er in dem neuen Pijama im Bett liegt und nicht einschlafen kann.

Drüben, in der andern Wohnung, im hinteren Zimmer weint Priska in ihr Kissen. Unter dem Kissen liegen die sechs Sorgenpüppchen. Jedes hat diese Nacht viel zu tun, denn jedem hat Priska eine Sorge anvertraut:

Dem ersten: du bist dick.

Dem zweiten: du bist unmöglich.

Dem dritten: du bist hässlich.

Dem vierten: du bist blöde.

Dem fünften: du bist faul.

Dem sechsten: du bist das Letzte.

"Also natürliche Todesursache, okay", sagt Kommissar Traber im Institut für Gerichtsmedizin zu Dr. Alban Sommer. "In dieser Reisegruppe war schon ein Fall mit halluzinogenen Pilzen, jetzt noch eine Tote, das hatte mich wohl etwas stutzig gemacht."

"Trotzdem kein Fall für dich, mein lieber Traber", antwortet der Gerichtsmediziner. "Die Frau litt unter chronischer Herzinsuffizienz. Ausserdem war ihr Zuckerspiegel etwas gar tief. Aber von Therapie hat sie offenbar nichts wissen wollen. Wenn die Menschen glauben, gescheiter als die Ärzte zu sein und sich selber gesundbeten wollen, dann zahlt sich das nicht aus."

"Wenn man nicht gleich zum Doktor rennt, muss man ja noch lange kein Gesundheitsbeten sein, mein lieber Professor", wehrt sich der Kommissar.

"Bei ihr traf das schon zu", sagt Dr. Sommer. Sie hatte beim Sterben noch Engelkarten gezogen, so eine Art Heiligenbildchen."

"Engelkarten?" Traber kneift seine Augen zusammen. "Und eine der Karten hat gefehlt, nicht wahr?"

"Woher soll ich das wissen? Aber ich kann Laelia fragen, sie war es, die die Tote aufgefunden hat."

"Ich weiss nicht, wen du meinst."

"Laelia, die Blonde. Frau Sergej. Du hast sie schon öfter gesehen. Sie ist schon einige Zeit bei uns."

"Die Frau Doktor Sergej! Sie macht dieses Haus noch kälter, als es ohnehin schon ist."

"Du scheinst sie nicht besonders zu mögen?"

"Mit Arroganz habe ich mich noch nie anfreunden können." Traber reibt sich den Nacken. "Die Frau Doktor", er betont dieses "Doktor", als würde er eine Arie singen. Dann besinnt er sich auf den Ort, wo er sich befindet und unterbricht sich brüsk. Mit den meisten Leuten hier ist Traber per du. Mit Laelia Sergej ist er per Doktor. Sie will das so. "Dass du mit ihr zusammen arbeiten kannst?"

"Sie arbeitet perfekt, sie ist blitzgescheit und sieht nett aus – ich habe keine Probleme mit ihr."

"Also mein Fall ist sie nicht", sagt Traber und schüttelt den Kopf. "Ich kann dir auch sagen warum: es geht ihr jede Herzlichkeit ab. Für mich ist sie mehr Maschine als Mensch. Vielleicht perfekt, wie du sagst, aber es fehlt an Herzlichkeit. Das brauchst du ihr ja nicht zu sagen, ist bloss so meine private Meinung."

"Du müsstest sie besser kennen", verteidigt sie Sommer. "Sie hat auch ihre verborgenen Seiten, ihre verborgenen Werte."

"Wer hat das nicht!"

"Sie hat auch eine schwierige Familiengeschichte."

"Das haben alle."

"Aber nicht so. Bei ihr ging es bis vor das Jugendstrafgericht. Es bleibt doch unter uns, ja?"

"Bin ich von der Presse?"

"Die Jugendanwaltschaft führte ein Strafverfahren gegen sie. Stell dir vor: wegen Vergiftung der eigenen Mutter."

"Ein Elektra-Komplex? Freud lässt grüssen."

"Sie ist freigesprochen worden. Die Haushälterin hatte ein stichfestes Alibi für sie. Und ein Elektra-Komplex wäre es zuallerletzt gewesen: sie hat ihre Mutter geliebt wie niemanden auf der Welt."

"Mord aus Liebe? Sich so etwas vorzustellen, ist allerdings schwierig."

"Eben."

"Und jetzt arbeitet sie mit Toten."

"Was meinst du damit?"

"Ist das nicht irgendwie vergleichbar mit der Rückkehr des Täters an den Tatort?"

"Eine interessante Spekulation. Da müsste ich eigentlich auch jemanden um die Ecke gebracht haben...?"

"Déformation professionnelle, entschuldige!"

"Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, ich kenne deinen Humor", sagt Sommer.

Kommissar Traber dreht sich, bevor er den Raum verlässt, unter der Türe nochmals um: "Warum überhaupt hatten wir von Frau Sergej gesprochen?"

"Frau Sergej hatte die Tote in ihrem Hotelzimmer aufgefunden."

"Holt Ihr Euch die Leichen neuerdings, selber?"

"Behüte! Sie war ebenfalls mit auf dieser Guatemala-Reise."

"Schau, schau! Aber solche Zufälle soll es geben."

"Zufälle sind dir suspekt, habe ich recht?", fragt Dr. Alban Sommer und wirft noch einen letzten Blick auf den Leichnam von Sandra Hanselmann, bevor er ihn mit dem Leintuch wieder ganz zudeckt.

"Was hatte sie im Hotelzimmer der Toten zu suchen?"

"Ganz einfach: die Verstorbene ist ihre Stiefmutter."

"Jetzt mach ein Punkt! Das sind doch etwas gar viele Zufälle auf einmal", sagt Traber. "Ich lebe davon, den Zufall auszuschliessen. Ich könnte sonst meinen Beruf an den Nagel hängen."

"Du solltest vielleicht noch öfter herkommen. Von den Toten hier kannst du viel lernen", sagt Sommer. "Die machen dich gelassener und toleranter. Glaubst du, auch nur eine dieser Leichen interessiere sich für das Warum und Wie und um die genaue Uhrzeit...? Nach ein paar Jahren merkst du, wie absurd unsere Arbeit ist."

Sommers Handy klingelt. "In zehn Minuten." sagt er ins Handy und steckt es wieder ein.

"Du siehst müde aus", sagt Alban Sommer. Er zupft, aus gewohnter Ordnungsliebe, das Leintuch noch etwas faltenfreier über die Leiche. Nur ein Teil der um die grosse Zehe gebundenen Etikette mit der Referenznummer schaut unter dem Tuch noch hervor.

"Zuviel Arbeit", sagt Traber und geht schon mal einige Schritte in Richtung Ausgang. Er mag den süsslichen Geruch dieses Ortes nicht. Er schützt sich dagegen, indem er seinen Atem aufs notwendige Minimum reduziert. Das stellt auch seine Empfindungen auf Sparflamme, anders würde er es hier keine Minute aushalten.

Möglich, dass er deshalb auch etwas müde wirkt. Mehr Arbeit als sonst, hat er im Moment eigentlich nicht. Aber irgendwie kommt er in letzter Zeit aus seinem Stress nicht mehr heraus. Er drängt zum Ausgang.

"Du solltest mal Ferien machen", sagt Alban Sommer.

"Du meinst in Guatemala?" fragt Traber.

"Warum nicht! Du siehst miserabel aus! Ich bringe dich bis zum Lift, sonst kippst du mir auch noch um."

Beim Ausgang ins Freie begegnet Traber Dr. Laelia Sergej. Das ist kein Zufall, denkt er, das ist eine Vorsehung. Darum nützt er die Gelegenheit, Frau Sergej zum Tod ihrer Stiefmutter zu kondolieren und ganz nebenbei und inoffiziell nach ihren Eindrücken von der Reise und etwas offizieller nach ihren Eindrücken von Florian Rühmlein zu fragen.

Sie lächelt. Was für ein Wunder: sie lächelt. Traber erinnert sich nicht, sie jemals lächeln gesehen zu haben.

"Nett ist er", sagt sie und zuckt die Achseln. "Schwierig zu sagen. Immer freundlich und hilfsbereit. Unauffällig, ja völlig unauffällig. Und warum interessiert Sie meine Meinung?"

"Routine, reine Routine", antwortet Traber.

"Das glauben Sie ja selber nicht, Herr – wie war doch gleich Ihr Name?"

Traber ist nicht bereit, auf ihre herablassend provokative Frage nach seinem Namen einzugehen. Stattdessen fragt er nach den Engelkarten von Frau Hanselmann. "Sind die Karten vollzählig?"

"Ich kann nachschauen", sagt Frau Dr. Sergej. "Ich kann Sie anrufen, Herr...?"

"Das wäre sehr freundlich", sagt Traber und gibt ihr seine Karte.

Sie verschwindet im Haus, verschwindet im Lift.

Traber schüttelt aus einem kleinen blauen Flacon ein paar Tropfen Lavendel in seine linke Handfläche und reibt sich den Nacken ein. Er ruft seine Therapeutin, Rosemarie Sonderegger, an und vereinbart einen Termin.

Derweilen fährt Dr. Laelia Sergej mit dem Lift hoch, geht, ohne anzuklopfen in Sommers Büro und zieht die Tür hinter sich zu.

Dr. Alban Sommer steht am Lavabo in seinem Büro und gurgelt mit Mundwasser. Er spuckt das Mundwasser in den Trog, streift sich mit dem Handrücken den Mund ab, geht auf Dr. Laelia Sergej zu,



schliesst sie in die Arme und küsst sie. Es dauert reichlich länger und erfolgt um ein vielfaches leidenschaftlicher als eine gewöhnliche Begrüssung. Sie haben sich ja schliesslich seit mehr als drei Wochen nicht gesehen.

Anderntags um acht Uhr in der Frühe sitzt Florian Rühmlein bei Kommissar Traber im Büro.

Traber schaut ihn bedauernd an. "Da ist noch etwas dazugekommen, Herr Rüemli, und das macht die Sache nicht einfacher: die Frau Hanselmann... Sie wissen, worum es geht?"

Nur das Ticken einer Eule ist zu hören. Sie hat ein Ziffernblatt auf der Brust und steht hinter Traber auf einem Gestell. Dort bewacht sie eine Sammlung von Gesetzesbüchern. Schweizerisches Zivilgesetzbuch. Strafgesetzbuch. StGB Kommentar. Die Eule schaut, wie alle Eulen, sehr wissend.

"Sie starb noch vor der Abreise. Es ging ihr sehr schlecht, aber dass es so schlimm war, hatte wohl niemand gedacht", sagt Florian. "Warum fragen Sie?"

"Die Leiche ist jetzt obduziert worden", sagt Traber. "Es scheint eine Herzschwäche gewesen zu sein. Aber da ist noch die Frage wegen der Engelkarte, die Sie in Ihrer Tasche hatten. Was war das nochmals für eine Karte?"

"Azrael, ein Todesbote", sagt Florian. Und dann stimmt plötzlich etwas mit Florians Atem nicht. Sein Atem stockt und wird ganz flach.

"Ein Todesbote", sagt Traber nachdenklich. "Vielleicht möchten Sie mir dazu etwas sagen?"

Florian schweigt.

"Solche Karten", sagt Traber, "hatte man neben der Leiche auf dem Boden gefunden. Aber eine hat gefehlt. Und genau die hatten Sie in ihrer Tasche."

Florian erzählt, wie er zu Sandra ins Zimmer wollte, weil er sehen wollte, wie es ihr geht, da sie doch so Mühe mit Atmen hatte, in

den Tagen zuvor, wie die Türe nur angelehnt war, wie er sie aufgestossen hatte, und wie sie tot im Zimmer lag und er dann halt wieder ging und die Türe hinter sich zuzog. Und wie er die Engelkarte mitgenommen hatte. Mit grossem Eifer forscht er in den Archiven seines Gedächtnisses und versucht, an jedes Detail sich genau zu erinnern. Nicht in der Rolle des Verdächtigten fühlt er sich, sondern überlegt selber mit, wie das wohl gewesen sein könnte, obwohl es da eigentlich überhaupt nichts zu überlegen gibt, denn er hatte das Zimmer ja gleich wieder verlassen.

"Das genügt", sagt Traber, und dann nochmals: "Danke, das genügt", aber Florian hört nicht auf, und so lässt ihn Traber halt weiter erzählen. Von seinen Selbstvorwürfen, und dass es ihn einfach übernommen habe, dass er nicht mehr gewusst habe, was er mache bis Traber ihn schliesslich unterbricht und sagt:

"Ich brauche Ihren Rat, Herr Rüemli: meine Orchidee, schauen Sie!" Traber holt seine Orchidee vom Fenster und stellt sie auf den Tisch. "Sie serbelt, die Ärmste. Was muss ich machen, Sie sind der Orchideen-Fachmann."

Florian lächelt nervös. Das mit dem Orchideen-Fachmann, das kennt er doch! "Die bekommt viel zu viel Wasser", sagt er. "Das ist eine Phalaenopsis. Am besten, Sie setzen sie in eine Hydrokultur, sie wissen, was das ist?"

"Hydrokultur, das ist wie Hochkultur: alles ist künstlich und läuft automatisch. Ist das Ihr Universalrezept für Orchideen?"

"Nicht nur für Orchideen. Wissen Sie, Herr Traber, ich komme mir oft selber vor wie in einer Hydrokultur: Tag für Tag dieselbe Umgebung, immer die gleiche Ordnung, regelmässiger Zahltag, gegen alles versichert – stinklangweilig und stinkbequem. Aber eigentlich ist das ganz gut so. Finde ich."

"Sie sind ja ein richtiger Philosoph!"

"Vielleicht wäre ich das gerne. Aber da müsste ich aus meiner Hydrokultur herausklettern und erst einmal so richtig die Welt kennen lernen."

"Auf Abenteuerfahrt wie ein richtiger Odysseus!"

"Sagen Sie das nicht! Der war eine ganz fiese Nummer. Da bleibe ich besser in meinem Blähton sitzen. Ich bringe ihnen einen Hydrotopf ins Büro, ich habe jede Menge davon. Das ist wirklich unerhört praktisch. Sie können dabei gar nichts falsch machen."

"Da kann ich gar nichts falsch machen", wiederholt Traber, "das ist gut, das ist die Hauptsache, nichts falsch zu machen. Glauben Sie, meine Orchidee schafft es noch?"

Der Herbst kommt dieses Jahr früh und stürmisch. Nebelige Nässe hängt am Morgen in den Strassen. Die Strafuntersuchung gegen Florian fand schon bald ihren Abschluss. Es gab keine Anklage und keine weiteren Folgen.

Florian habe Schwein gehabt, dass sein Paket nicht schon in Guatemala abgefangen worden sei. Da hätte dann alles nichts genützt, lebenslänglich oder gar die Todesstrafe hätte ihn da erwarten können. Traber hatte ihm so richtig ins Gewissen geredet, dass Florian dabei nur immer mit gesenktem Kopf vor sich hin auf Trabers Pult geschaut hat, auf das in drei verschiedenen Grautönen gedruckte Würfelmuster auf der Schreibunterlage. Er versuchte die Würfel zu zählen, aber je nachdem, wie er hinschaute, kippte das ganze Bild um und die Unterseite der Würfel wurden zu Oberseiten, und alle Würfel standen plötzlich Kopf und die ganze Welt schien Kopf zu stehen, so dass er mit Zählen immer wieder von Neuem beginnen musste und er sich nicht viel anders vorkam als wie bei seiner Arbeit auf der Behörde. Er hörte Traber sagen, wie er von Glück reden könne, aber Florian weiss, dass es kein Glück ist, bloss dem Unglück zu entkommen.

Und dann plötzlich merkte er, dass er ganz selber diese Würfel zum Kippen bringen konnte. Er brauchte nur die Schreibmatte etwas anders anzuschauen, eine hintere Ecke in der Vorstellung nach vorne zu ziehen und schon sah alles völlig anders aus.

Das war gut, diese Stunde bei Kommissar Traber. Seither hat Florian begonnen, manche versteckte Ecke nach vorne zu ziehen, Verborgenes ans Licht zu bringen. Allein, die Dinge anders zu sehen, hat einiges in seinem Leben verändert. Innerlich unglaublich viel, und äusserlich doch auch einiges: Priska kommt jetzt regelmässig in Florians Wohnung und kocht für ihn, und oft essen sie auch zusammen. Die Echse bleibt bei Florian, weil Frau Schmid das Viech partout nicht bei sich in der Wohnung haben will.

Die Echse hat auch einen Namen bekommen. Florian hat sie 'Cobán' getauft, mit einem Akzent auf dem A, weil er wollte, dass sie einen guatemaltekischen Namen bekommt. Aber Priska nennt sie Koban, und jetzt heisst sie auch so, ganz einfach Koban, mit einem K, genau wie Köbi oder Kuhn. Mit K und ohne diesem Vogeldreck auf dem A. Auch nicht so kompliziert wie Rühmlein, was Priska ein bisschen auf dem Magen liegt, wie sie dann den Leuten diesen Namen erklären soll, für den Fall, dass sie einmal selber so heissen sollte. Koban frisst reichlich Schnecken und Fliegen, aber auch Fleisch aus der Metzgerei. Er lebt in grösstem Luxus, nur Freiheit hat er keine, aber Priska ist sich sicher, dass Koban den Luxus der Freiheit vorzieht. Wenn wir ihn freilassen, hatte sie einmal gesagt, was nützt es ihm? Er würde verhungern. Und da hat sie wahrscheinlich nicht Unrecht.

Das mit dem Würfelmuster von Trabers Schreibunterlage, das hat auch bei Priska gut funktioniert. Florian hat sie einmal lange angeschaut, wie sie so rund und füllig und irgendwie grotesk mit den verschiedenen Farben und all der Schminke vor ihm stand, und da hat er das ganze Bild plötzlich kippen können, und eine ganz liebevolle, unendlich zärtliche Ecke war plötzlich ganz nach vorne gekommen, die hatte er vorher noch gar nie gesehen. Das hat er dann öfter so gemacht, dass er nur auf diese Ecke geschaut hat, und mit der Zeit brauchte er sie nicht einmal mehr zu suchen. Darum war es ihm dann mehr als angenehm, dass Priska so oft bei ihm in der Wohnung war und so nebenbei auch staubsaugte, die Wäsche machte und überhaupt den Junggesellenhaushalt auf Vorderfrau hielt.

Priska hat die Pflanzen auf dem Balkon näher zur Hauswand gerückt. Auch sie selber bleibt bei diesem Wetter lieber im Schutz ihrer Wohnung. Sie scheut den Regen und die Kälte und geht nur noch selten aus, und manchmal gehen sie sogar miteinander aus, Priska und Florian, und manchmal auch zu dritt mit Priskas Mutter. In eine Pizzeria am Albisriederplatz. Und einmal sogar ins Da Michelangelo an der Gertrudstrasse.

Die Frau auf dem Sozialamt hat nicht übel gestaunt über Priska und hat ihr gesagt, wie toll sie sich verändert habe.

"Finden Sie wirklich?", hat Priska nachgefragt und das Kompliment mehr genossen als eine Fünferpackung Cremeschnitten.

Koban, der schon ziemlich gewachsen ist, und bereits etwa so gross wie der Durchmesser eines Suppentellers ist, hat übrigens ein

richtiges Terrarium bekommen. Florian hat sich mit ihm schon etwas mehr angefreundet, aber es Priska nachzutun, wie sie Koban einfach mit der Hand herausnimmt und ihn sich züngelnd und rundherum glotzend den linken Arm hoch kraxeln lässt und ihm erlaubt, über Schultern und Nacken zu balancieren und dann den rechten Arm wieder hinunter zu rutschen, das würde er sich niemals getrauen. Zuschauen dabei, das macht ihm Vergnügen, da darf er beim Zuschauen ungeniert Priskas prächtige Arme betrachten und ihren Hals und ihren Nacken, und das ist alles auch sehr sehenswert und löst in ihm ganz besondere Gefühle aus.

Der Gedanke, es wäre vielleicht nun doch an der Zeit zu heiraten, hat sich unmerklich bei Florian eingeschlichen. Er kam und ging als einer der tausenden von Gedanken jeden Tag, die wie ein Schwarm Fische aufblitzen und wieder verschwinden. Aber immerhin, er war da, ganz weit unten in diesem Meer von Gedanken und Gefühlen, und wie ein Fisch, der sich aus der Tiefsee einmal bis zur Meeresoberfläche gewagt und Gefallen am Tageslicht bekommen hat, stösst der Gedanke auch immer wieder einmal nach oben und hinterlässt ein paar kräuselnde Wellen auf der ruhigen Oberfläche von Florians Denken, bis ihm diese Wellen aufzufallen beginnen, und er sie mit erhöhter Aufmerksamkeit beachtet, ja, geradezu wartet, bis sie erneut kräuselnd und tanzend seine Aufmerksamkeit vollends in Anspruch nehmen und ihn zum Handeln zwingen.

Erst ist es nur das Abwägen von Vorteilen hier und von Nachteilen dort und dann ergibt sich der Befund, dass es eigentlich eine sehr vernünftige Sache wäre und eine überaus schöne und lustvolle obendrein, die man unbedingt weiter verfolgen müsse. Er tut dies, indem er sich mit Frau Schmid unter vier Augen bespricht und meint, dass er nach reiflicher Überlegung zum Schluss gekommen sei, dass er eine Heirat nicht das Letzte fände, und seine Stellung auf der Behörde ihm ein geregeltes Einkommen und eine gesicherte Zukunft gewähre.

Frau Schmid bekommt mit einemmal ganz nasse Augen, wie beim Zwiebelschälen. "Ach, wissen Sie! Ach, Sie können ja gar nicht wissen, wie glücklich mich das macht", sagt sie mit wackeliger Stimme.

Florian bittet Frau Schmid, ihm einen Ring von Priska zu leihen, damit dann die Grösse des Verlobungsringes auch wirklich passt.

"Eine Hochzeit in weiss", sagt Frau Schmid, "davon hat Priska immer geträumt. Wie eine Prinzessin, ganz in weiss." Und wieder bekommt Frau Schmid nasse Augen, und damit Florian es nicht sehen soll, umarmt sie ihn, aber das hilft auch nicht gegen die Tränen.

"Ja, eine Heirat ganz in weiss", sagt Florian. "Jetzt kommt aber erst einmal die Verlobung am Heiligen Abend. Das geht ja nur noch zwei Wochen."

Die Ringe kauft er in einem Juweliergeschäft: schmale Gelbgold-Ringe. Auf dem Ring für Priska funkeln drei winzig kleine Brillanten. Florian wundert sich, dass Priskas Ring nicht grösser ist als seiner, und er muss sich ab und zu mit einem Blick auf ihre Hände vergewissern, dass die Grösse wohl richtig sein wird, denn ihre Hände sind sehr fein und sehr schön.

"Glaubst du, dass er mich heiraten würde?" fragt Priska eines Tages ihre Mutter. Sie braucht nicht zu sagen, wen sie meint, denn wenn die beiden von "ihm" sprechen, dann ist für beide klar: es dreht sich um Florian. Wenn dieser wüsste, wie viel Gesprächsstoff er den beiden Damen liefert, er würde sich wundern!

"Natürlich glaube ich das", sagt ihre Mutter. Dann fügt sie, überaus geheimnisvoll und über ihren Wissensvorsprung triumphierend, bei: "Ich weiss etwas, was du nicht weisst." Diesen Satz bekommt Priska noch oft zu hören, weil es Frau Schmid fast verplatzt mit ihrem Geheimnis. Wenn sie es schon nicht verraten darf, dann soll Priska wenigstens wissen, dass sie eines hat.

Dann ist er schliesslich da, dieser 24. Dezember. Es ist Nachmittag. Florian ist noch auf der Behörde. Priska steht in Florians Küche und bereitet das Festessen vor. Es gibt hausgemachte Kartoffelpuffer. Würde man Priska fragen, welches wohl das älteste Nahrungsmittel der Schweizer sei, würde sie an Rösti denken und "Kartoffeln" sagen, es steif und fest behaupten, und keinen Zoll von ihrer Meinung abweichen, auch wenn man ihr sagen würde dass es die Kartoffel in Europa noch keine fünfhundert Jahre gibt. So stur kann

sie sein. Von Amerika kommt aber nicht nur die Kartoffel. Von Amerika kommt auch die Frau, die jetzt vor der Wohnungstüre steht und klingelt.

Priska putzt ihre Hände am Waschlappen ab und geht zur Türe.

Es ist María, die draussen steht. Völlig durchfroren, denn sie hat nicht mit so kaltem Wetter in der Schweiz gerechnet. Eine Asylantin, denkt Priska. Eine Dröglerin. Eine Kriminelle. Oder so ähnlich. Darum schlägt sie die Tür auch gleich wieder zu. Priska hat nichts übrig für Menschen, die so fremd und ihr unheimlich sind. Für Arme hat sie auch nichts übrig. Sie ist zwar selber mausarm, aber das tut nichts zur Sache. In ihrem Selbstbild ist sie eine Madame.

María klingelt nochmals. Sie klopft an die Tür und klingelt weiter, denn auch María ist stur. Sie hat diese lange Reise gemacht, all die Mühe auf sich genommen, sich einen Pass zu beschaffen, um jetzt einfach abgewiesen zu werden. Sie klingelt und klopft, bis auf der andern Seite Frau Schmid ins Treppenhaus tritt, um zum Rechten zu sehen.

"Herrgott, was ist denn da los!" ruft sie und schaut sehr ärgerlich auf dieses fremdländische Wesen, das jetzt durcheinander Englisch und Spanisch spricht und schlottert und ihr einen Zettel hinhält. Sie guckt sich diesen Zettel an. Da sind nur Name und Adresse von Herrn Rühmlein drauf, allerdings von Hand geschrieben und in der Handschrift wie sie Frau Schmid von Florians Postkarte her kennt. Du mein Gott, was will denn die hier, denkt Frau Schmid und hat rasch begriffen, dass die Frau wohl aus Guatemala kommt, irgendeine amouröse Feriengeschichte, man kennt das ja, und blitzschnell bauen ihre Gedanken ein ganzes Phantasiegebäude auf und schon denkt sie, vielleicht wäre es am besten, gleich die Polizei zu benachrichtigen. Aber vielleicht wäre das ungünstig für Florian, und das würde sie auf keinen Fall wollen. Denn jetzt geht's um die Wurst, und was diese Wurst ist, das wissen nur sie und Florian. Ihre Zuckerwatte aber weiss von allem nichts.

Als Zuckerwatte dann schliesslich doch öffnet, nimmt Frau Schmid María in Florians Wohnung und lässt sie sich an den Tisch setzen. Gar keine Freude über den Besuch hat Priska, denn die dunkelhäutige Frau, die jetzt hier am Tisch sitzt, ist eine wirkliche

Schönheit, da kann Priska so kritisch schauen wie sie will, es ändert nichts daran.

María mag aber nicht einfach am Tisch sitzen und sie mag auch nicht von Frau Schmid so neugierig betrachtet werden, als käme sie von einem fremden Planeten, was aus der Sicht von Frau Schmid ja auch stimmt. Sie reibt sich die Arme, schlottert noch immer und steht wieder auf vom Tisch, um sich die Orchideen im Wohnzimmer anzuschauen. Da ist wenig von der Üppigkeit des Wachstums, wie sie es aus Guatemala kennt.

Frau Schmid holt von drüben eine Jacke und legt sie María um. María prüft das Gewebe, staunt anerkennend, und schon ist Frau Schmid um den Finger gewickelt, denn sie hat die Jacke selber gestrickt. Und überhaupt ist heute Heiliger Abend, das Fest der Liebe, darum deckt sie den Tisch für vier Personen und nicht nur für drei.

María schaut ihr beim Decken des Tisches zu, fasst auch Tischdecke und Geschirr an und kann sich nicht satt sehen an allen diesen Dingen. Dann tritt sie unter die Küchentüre, tritt gar in die Küche ein, was Priska nur mit einem Grunzen quittiert.

"Ich weiss etwas, das du nicht weißt", sagt Frau Schmid zu Priska. Diese tut, als höre sie nichts.

Jetzt hat María auch die Echse im Terrarium entdeckt.

"Koban", sagt Frau Schmid. "Er heisst Koban. Koban." Sie zeigt mit dem Finger auf Koban: "Koban."

Jetzt hat auch María begriffen. "Koban", sagt sie, nicht ganz so eindeutig wie Frau Schmid, aber immerhin: sie hat kapiert.

"María", sagt sie und tippt mit dem Zeigefinger auf ihre Brust.

"Priska", sagt Frau Schmid und zeigt auf Priska, die, den Kopf zwischen die Schultern gedrückt, das Wasser aufdreht, dass es spritzt und zischt.

María zeigt auf Frau Schmid und macht ein Gesicht wie ein Fragezeichen.

"Franziska", sagt Frau Schmid.

Das ist schon ziemlich viel schwieriger zum Nachsprechen, jedenfalls löst María damit viel Heiterkeit bei Frau Schmid aus, und sogar Priska lacht, genau genommen, lacht sie María aus. Wie blöd muss die sein, wenn sie nicht einmal einen Namen richtig aussprechen kann.



"Koban", sagt María und schaut wieder ins Terrarium. Koban verdreht die Augen und blinzelt María an. Hatte sie schon beim Betrachten der Orchideen eine gewisse Wehmut verspürt, bricht diese nun völlig durch. Ihre Augen werden feucht, denn mit einemmal sind so viele Erinnerungen plötzlich wieder da. Sie greift an ihren Anhänger am Hals, und es ist, als würde er ihr ein Loch in die Hand brennen.

Frau Schmid sieht den Anhänger und bewundert ihn und ruft Priska, die nun auch auf den Anhänger schielt.

"Der ist sicher sehr wertvoll", sagt Frau Schmid. "Ob das echtes Gold ist?"

"Wohl kaum ist das echtes Gold", sagt Priska.

Gegen fünf Uhr kommt Florian nach Hause. "Hallöchen!", ruft er schon im Flur und stolpert beinahe über Mariás Reisetasche. Er wundert sich über diesen Vorboten der unmittelbar folgenden Überraschung, von der er nicht weiss, ob es eine gute oder eine schlechte ist. Darum fällt die Begrüssung auch ziemlich kühl aus, dass man glauben möchte, es habe jemand Türe und Fenster geöffnet und den Winter durch die Wohnung ziehen lassen. Auch an ihren Namen kann sich Florian nicht gleich erinnern: María? Ja natürlich, María! Es ist bloss die Aufregung! Es kommt ja auch alles so plötzlich und wirft ihn völlig aus dem Konzept.

"Das ist ja eine Überraschung!", sagt Florian zu Frau Schmid und Priska, "Besuch aus Guatemala! Man stelle sich das vor! So eine tolle Überraschung!" Florian legt alle Begeisterung, die er aufbringen kann in seine Stimme, aber es ist nur ein Rinnsal von dem, was es sein sollte. Mutter und Tochter bleibt die Peinlichkeit der Situation nicht verborgen. Priska zieht sich trotzig in die Küche zurück und fährt mit den Essensvorbereitungen fort, Frau Schmid beobachtet wachsam den weiteren Verlauf.

"Sit down", sagt Florian zu María, und weil ihm nichts zu sagen einfällt, wiederholt er halt nochmals, wie unglaublich diese Überraschung sei und unterstreicht seine Worte mit Kopfschütteln und Augenreiben, als traue er seinen Gucklöchern nicht. María setzt sich, spürt, dass da irgendwelche Spannungen in der Luft liegen, doch sie kennt die Gepflogenheiten der Gastfreundschaft hier nicht, und sie

fühlt sich auch selber von der Reise, von dem vielen Neuen und vor allem von der Ungewissheit ihres weiteren Lebens sehr benommen. Nach einer Weile hat auch die Atmosphäre wieder etwas mehr Wärme bekommen, die Kerzen am Weihnachtsbäumchen brennen und sogar ein paar Weihnachtslieder werden gesungen, so dass Florian noch richtig in Schuss kommt und mit seinem schönen Tenor sein "O Tannenbaum" in die Wohnstube schmettert, dass die Wände wackeln.

Dann kommt der Moment: 'Freue dich, oh Christenheit' ist verklungen und Frau Schmid lässt kein Auge mehr von Florian. Und Florian wagt kein Auge mehr auf Frau Schmid. In seiner Hosentasche drückt das kleine Etui mit den Ringen auf seinen Oberschenkel.

Dann das Essen.

Frau Schmid fragt, wo María schlafen werde.

"Ich weiss gar nicht...", sagt Florian, und es scheint ihm erst jetzt bewusst zu werden, dass María nicht einfach wieder so gehen wird, wie sie gekommen ist.

"Sie wird bei uns schlafen", sagt Frau Schmid, jede Diskussion von vornherein ausschliessend.

"Sie kann ja auch hier schlafen", sagt er etwas zaghaft.

Frau Schmid schüttelt den Kopf so heftig, als wolle sie eine Wespe verscheuchen.

"Das sind zu grosse Umstände für Sie", sagt Florian. "Ich habe ja noch eine Couch im kleinen Zimmer."

"Wo denken Sie hin, Herr Rüemli, das kommt überhaupt nicht in Frage!" Und wieder schaut sie ihn herausfordernd an: "Herr Rüemli, Sie wollten doch heute..."

Aber Florian geht nicht darauf ein. Seine wunderlichen Gedanken gehen ihm nicht aus dem Kopf: es wäre vielleicht auch nicht unvernünftig – so denkt er – María würde bei ihm bleiben. Doch dieser Gedanke ist bloss Diener seines Herzens, denn es ist nicht die Vernunft, die hier das Sagen hat, es sind Marías Augen, die blitzen wie Speere und Schilder auf einem Schlachtfeld, es ist ihre Haut, die glänzt wie der Himmel, wenn die Sonne dunkle Gewitterwolken in goldenen Widerschein taucht, es ist ihr Haar, das dunkel ist wie die Gedanken, in denen Florian wie trunken herumtappt. Mit seinen Augen folgt er der dunklen Loreley. Diese aber denkt nicht an Verführung. Sie sieht die Krustenechse in ihrem Gefängnis und erinnert sich daran, was Ana bei ihrer letzten Begegnung gesagt hatte: "Dein Platz ist bei uns, María."

"Ich kann nicht kämpfen", hatte María geantwortet.

Anas Amulett brennt ihr auf der Brust.

"Die Echse wird dir Kraft geben", hatte Ana einmal gesagt. Aber wie soll ihr die Echse Kraft geben? Die döst nur träge in ihrem Glaskäfig vor sich hin. María greift mit der Hand in das Terrarium, holt das Tier mit ihrer Hand heraus, und Wut kommt in ihr hoch. Sie weiss nicht auf wen oder was.

Frau Schmid tritt in die Küche. Florians Blicke auf die schöne Fremde sind ihr nicht verborgen geblieben. Sie drängt die Handlung vorwärts. Sie holt den Sekt aus dem Kühlschrank, streift María mit einem säuerlichen Blick, setzt dann ein Lächeln auf, zeigt ihr den Sekt, andeutend, sie soll auch ins Wohnzimmer kommen.

"Bring Gläser!", sagt sie zu Priska, die stumm auf ihrem Stuhl sitzt, die Arme auf dem Tisch verschränkt und nicht kapiert, was vor sich geht, nicht weiss, was das für eine Schönheitskönigin ist, die, in Lumpen gekleidet, aus irgendeinem Urwald plötzlich hier aufgetaucht ist und den weihnächtlichen Frieden stört. Diese Indianerin, die kein Wort Deutsch versteht, die so farblos einfach gekleidet ist und unter ihren Klamotten dennoch von berückender Schönheit ist, dass es vor Neid nur so knistert, wenn Priska sie anschaut. Auch diese Unruhe in den Augen dieser Fremden passt ihr nicht. Nicht einmal stillsitzen kann, die nur wie ein wildes Tier in der Wohnung herumtigert, dass es kein Aushalten ist.

María hält die Echse auf ihrem Arm. Diese scheint die Körperwärme zu geniessen, bleibt regungslos, auch als María wieder in die Stube tritt. Priska stellt die Gläser hin.

"Herr Rüemli", sagt Frau Schmid. Ihre Stimme ist so ungewohnt hart, dass Florian sich unmerklich duckt. "Wollten Sie heute nicht...?"

"Ja, ja", sagt Florian. "Natürlich", sagt Florian. "Aber sicher", sagt Florian. Er sieht María bei den Orchideen stehen. Sie streichelt der Echse über den Rücken. Florian zieht das kleine, schmucke Etui aus seiner Hosentasche. María sieht verloren aus, so abseits stehend, die Echse auf dem Arm.

Florian steht auf und geht zu Priska. Aus dem Kästchen nimmt er die beiden Ringe. Weil er nicht weiss, was man einer solchen Situation sagt, nimmt er schweigend Priskas linke Hand, was diesen Moment noch viel feierlicher macht als Worte dies könnten. Priskas

Hand ist weich und etwas ungenau. Er steckt ihr den einen der beiden Ringe an den Ringfinger, an dem zwar bereits ein Reif mit einem grossen roten Glasstein steckt. Priska scheint noch nicht ganz kapiert zu haben, worum es hier geht, das kommt ihr alles viel zu überraschend. Sie sitzt weiterhin am Tisch, schaut auf ihre Hand mit dem neuen Ring mit den drei blitzenden Steinchen und bekommt dann von ihrer Mutter gewissermassen Nachhilfestunden, um wirklich zu begreifen, dass es sich hier nicht um ein Weihnachtsgeschenk, sondern um eine Verlobung handle. Dann fliessen bei Mutter und Tochter die Tränen, es wird mit dem Sekt angestossen und alle drei nennen sich bei ihrem Vornamen ausser María, die mit Koban wahrscheinlich wieder irgendwo im Gang oder in der Küche herumgeistert.

María ist aber weder in der Küche noch anderswo in der Wohnung.

"Von irgendwo kommt kalt herein", sagt Frau Schmid. Sie öffnet die Tür zum Flur. "Wer hat denn hier offen gelassen", sagt sie ärgerlich. Auch die Wohnungstüre steht weit offen. "Wo ist die Fremde?"

"Mach zu, es zieht", ruft Priska.

"Wo ist sie hin?" fragt Frau Schmid und schaut in der Küche nach.

"Die Fremde ist weg", sagt sie nochmals. Es klingt jetzt doch fast etwas besorgt. "Bei dieser Kälte! Wo sie bloss hin ist?"

Florian zuckt die Schultern. Es ist nicht klar, was er damit ausdrücken will. Vielleicht einfach seine Hilflosigkeit, María ihrem Schicksal zu überlassen und sich in dieses fügen zu müssen.

"Sie wird wohl schon wiederkommen", sagt Frau Schmid. Sie weiss nicht, dass María fast kein Geld bei sich hat, dass sie nicht weiss wohin, dass sie hier niemanden kennt ausser Florian, Priska und sie selbst. Aber sie ahnt, dass es so sein könnte. "Wo sie bloss hin ist?" Sie schüttelt den Kopf.

Florian schenkt sich nochmals ein Glas Sekt ein. Auf dem Tisch liegen noch die Teller und Platten.

Aus der Küche ist plötzlich Priskas Geschrei zu hören. Sie stürzt in die Stube: "Koban ist weg!" schreit sie, als würde eine Welt für sie zusammenbrechen. "Sie hat Koban mitgenommen!"

"Sicher nicht – bei dieser Kälte!" versucht die Mutter sie zu beruhigen. "Wahrscheinlich ist Koban durch die Tür ins Treppenhaus

abgehauen", sagt sie. Dann suchen sie. In der ganzen Wohnung und im Treppenhaus. Koban bleibt verschwunden.

Auf dem Polizeiposten in der alten Kaserne wird auch am Heiligen Abend gearbeitet. Eine Polizistin hat eine Kerze angezündet.

"Weihnachtsstimmung. Das täuscht darüber hinweg, heute arbeiten zu müssen", sagt Kommissar Traber, der sich bereit gemacht hat, um nach Hause zu gehen.

"Wir können ja auch miteinander feiern", sagt die Polizistin. "Wir sind ja ohnehin wie eine Familie."

"Wie eine Familie... das kannst du glatt vergessen bei diesem Job!" ruft einer aus einem Nebenzimmer. Es ist Federer. Er ist sauer, weil er am Heiligen Abend Dienst hat und nicht bei seiner Frau und seinen beiden Kindern sein kann. Er tritt unter die Tür. "Gehst du schon?" Die Frage gilt Traber.

"Wenn etwas ist, habt ihr meine Nummer", sagt Traber.

"Wenn etwas ist, habt ihr meine Nummer", öffnet ihn Federer nach.

Traber lässt sich durch Federer nicht aus der Ruhe bringen. Er ist zu müde, um zu reagieren. "Also dann: schöne Weihnacht!", sagt er müde und verlässt das Polizeigebäude. Die hohe und schwere Holztür fällt ins Schloss. Der Schnee auf dem Vorplatz ist zu dunklem Matsch geschmolzen. Es regnet, und ein eisiger Wind schlägt Traber die eiskalten Regentropfen ins Gesicht. Zwei Scheinwerfer blenden seine Augen und tauchen den Platz vor dem Polizeigebäude in helles Licht. Wie durch eine Schneise von aufspritzendem Matsch fährt in hohem Tempo ein Streifenwagen vor. Traber bleibt stehen und schaut zu, wie Fahrer und Mitfahrerin aussteigen und mit einer Frau auf den Eingang zukommen. Die Polizistin trägt eine Reisetasche, die offensichtlich der Frau gehört.

"Zurück in den Stall, Traber!", ruft der Polizist, der vorausgeht. "Wir bringen die Jungfrau Maria!" Er öffnet die Tür. Die beiden Frauen, zuhinterst auch Traber, folgen ihm.

Die Polizeistreife hat María am Hardplatz aufgelesen. Völlig durchnässt, schlottern und zitternd steht sie auf der Wache. Unter ihren Schuhen breitet sich eine Wasserlache aus. Sie wird gefilzt, ihr Gepäck wird durchsucht und die Papiere werden geprüft. Die Bilanz ist rasch gemacht: keine Drogen, keine Waffen, in der Reisetasche ein paar zum Auswringen nasse Kleider, das für die Einreise notwendige Retour-Flugticket Guatemala-Zürich, ohne festgelegtem Rückreisedatum, zweihundert Dollar, ein paar Schweizer Franken und ein Zettel mit einer Adresse: Florian Rühmlein und so weiter. Traber kennt den Namen, er kennt die Adresse. Der Fall Rühmlein ist abgeschlossen. Rühmlein ist auf freiem Fuss, es war lächerlich, ihn festzunehmen wegen der paar getrockneten Peyote-Kakteen, von denen er wahrscheinlich nicht einmal wusste, dass sie in dem Paket drin waren.

Die Frau hat gültige Papiere, sie kann wieder gehen. Traber fragt sie, wo sie hin will.

"Guatemala", sagt María.

Traber ist erstaunt, dass sie noch an ihrem Ankunftstag bereits wieder zurückkehren will.

"Si!", sagt María und unterstreicht die Antwort auf sein Nachfragen mit einer ärgerlichen Kopfbewegung.

"And today, where will you sleep?" Sie zuckt mit den Achseln.

"Ich geht jetzt", sagt Traber. Und zu María: "I bring you to the youth hostel."

"...und wenn etwas ist, haben wir deine Nummer", sagt Federer.

"Richtig. Du hast das gut gelernt?" Traber klopf ihm freundschaftlich auf die Schulter: "Schöne Weihnachten! Wenn etwas ist... ach ja, Ihr wisst schon!"

Unterwegs zur Jugendherberge überlegt er, dass dort wohl kein Zimmer mehr zu bekommen sei, um diese Zeit. Dabei ist es noch nicht einmal zehn Uhr. Er hat im Sinn, María zu sich nach Hause zu fahren. Er hat ein Gästezimmer. Sie kann im Gästezimmer schlafen. Traber ist unruhig, zu viel geht in seinem Kopf vor. Professionell ist das nicht, sie zu sich nach Hause zu nehmen. Aber menschlich ist das, sagt sich Traber. Menschenliebe ist das. Es ist Weihnachten, sie friert, es ist eine wahrhaft menschenfreundliche Tat, sie nach Hause zu nehmen, ihr

frische Kleider zu geben, ihr ein Bett anzubieten. Oder ist es allzu menschlich?

Wenn er sie mit einem Blick streift, sieht er, dass María ihn beobachtet. Er lächelt, aber sie lächelt nicht zurück. Er hat die Heizung voll aufgedreht. Es wird heiss im Auto und die Feuchtigkeit aus Mariás Kleidern schlägt sich auf den Glasscheiben nieder. Traber dreht den Ventilator ebenfalls auf maximal und es wird noch heisser und schwüler in seiner Kiste.

"To the Airport", sagt sie.

"Tomorrow", sagt Traber und legt ihr die Hand aufs Knie.

María öffnet bei fahrendem Wagen die Autotür.

"You are crazy", schreit Traber sie an und zerrt sie zurück.

"Okay, to the airport." Traber macht einen U-Turn und gibt Gas. Nur bei den Radarkontrollen nimmt er Tempo zurück. Er wirft ihr keinen Blick mehr zu. María hat ihre Tasche vom Boden auf die Knie genommen und blickt starr auf die Strasse. Es ist Heiliger Abend, nur wenige Autos sind noch unterwegs.

Am Flughafen steigt María wortlos aus und verschwindet, ohne mit Traber einen Blick zu wechseln. Traber schaut ihr nach, sagt "Good bye", sagt "Sorry", denkt, dass er ihr doch noch etwas Geld mitgeben könnte, aber schon ist sie hinter den Glastüren verschwunden. Einen Augenblick noch schwimmt Traber im Gefühl des Unverstandenen, des ungerecht Behandelten. Er streicht sich den Lavendel aus seinem blauen Flacon nicht nur auf den Nacken. Auch auf seine Stirne und unter die Nase streicht er diesen schweren Duft. Dann fährt er in die Stadt zurück.

Seine Gedanken fahren Achterbahn kreuz und quer durch sein Leben und landen schliesslich wieder bei María, bei Florian Rühmlein, bei Frau Schmid, bei der Echse, der Toten in der Gerichtsmedizin und bei der Eiskönigin Sergej. Viel Lärm um nichts? Eine Tote, aber kein Fall. Ein Fall Rühmlein schon gar nicht. Dieser Rühmlein, der Mann ohne Schattenseiten. Vielleicht war es ein perfekter Mord. Dann aber wäre es nicht ein Fall Rühmlein, sondern eher ein Fall Sergej. Auf sie hätte er sich stärker konzentrieren sollen, auf diese spröde Wissenschaftlerin, die als einzige ein Motiv gehabt hätte. Aber was nützt das Motiv, wenn die Todesursache so natürlich ist? Die Stiefmutter wegen der Erbschaft zu ermorden, das mag bei andern

zutreffen. Aber hier macht es einfach nicht Klick bei Traber. Und wenn's nicht Klick macht, dann stimmt es auch nicht.

Nur nicht nach Hause jetzt, nur nicht in die leere Wohnung. Traber parkiert sein Auto beim Hirschengraben und geht ins Oberdorf, setzt sich in ein Restaurant, bestellt Schnitzel und Pommes frites und vorab schon mal ein Bier. Und dann eine Flasche chilenischen Rotwein. In die Gerüche aus der Küche und die Gerüche von Menschen und Garderobe, von brennenden Kerzen und Tannenharz mischt sich eine Duftwolke von Lavendel.

Traber spendiert seinem Gegenüber am Tisch ein Bier. Ein armer Teufel, denkt Traber, sitzt der doch am Heiligen Abend allein und halb betrunken in der Beiz. Dass dies in etwa auch auf ihn zutrifft merkt er nicht.

Die Heilsarmee drängt sich in das Lokal und singt unter dem Baum mit den elektrischen Kerzen und singt Weihnachtslieder. Der arme Teufel summt mit. Er konnte kaum mehr stehen, als er vorhin von der Toilette kam.

Während die Heilsarmee die letzte Strophe von 'Stille Nacht, heilige Nacht' singt und Traber essend und trinkend über die spröde Toxikologin Sergej, über das Gift der Krustenechse und über den Tod bei zu tiefen Zuckerspiegel nachdenkt, umso sicherer ist er sich, hier etwas verpasst zu haben.

Traber tippt sein Gegenüber mit dem Finger an: "Es war der perfekte Mord."

Der Mann lacht und nickt. Er hebt sein Glas und Traber seines auch, und sie trinken auf den perfekten Mord.

Die Heilsarmee singt 'Oh du Fröhliche'.

Wieder stupft Traber sein Gegenüber an: "Das Verrückteste von allem", sagt er, "sie hatte sogar ein Motiv!"

Der arme Teufel lacht und hebt sein leeres Glas und schüttelt den Kopf. "No entiendo", sagt er.

Traber sinkt resigniert in sich zusammen, nur die rechte Hand umfasst noch sein Weinglas, als wäre es das einzige, an dem er sich noch festhalten kann. Seine Augen flackern wie zwei Kerzenflämmchen. "Ich hätte ihr nichts nachweisen können", sagt er, "Es war der perfekte Mord. Verstehst du? Capito?"

"No entiendo", sagt der arme Teufel nochmals und lacht wieder und hebt wieder sein leeres Glas.



"Ich kann auch nichts verstehen", sagt Traber. Er schüttelt den Kopf, schenkt sich sein Glas voll und bestellt für den Anderen ein weiteres Bier. Dann singt er mit und schunkelt:

"Jingle Bells, Jingle Bells,  
Klingt's durch Eis und Schnee  
Morgen kommt der Weihnachtsmann,  
Kommt dort von der Höh'."

Wie eine Wildkatze hatte sie sich am Schalter ihrer Airline aufgeführt, um mit ihrem Retour-Ticket einen Rückflug buchen zu können. Aber auch die Frau am Schalter hatte ihren Stolz und so verlief die Verständigung um einiges lauter als üblich und erwartungsgemäß erfolglos. Wie immer bei akustisch höherem Wellengang ließen die uniformierten Sicherheitsbeauftragten der Flughafenpolizei nicht auf sich warten. "Da nehme ich Gift drauf, dass die was bei sich hat", sagte der uniformierte Mann und schaute zu, wie die uniformierte Frau die durchnässte Indígena erst einmal nach Waffen und weiss der Kuckuck was abtastete. Dann prüften sie Pass und Reisetasche und fanden schließlich, irren sei menschlich. Am Ende halfen sie gar noch dabei, dass alles ein bisschen speditiver vor sich ging, María brauchte keinen Finger mehr zu rühren, sie braucht nur noch hinter den beiden herzuziehen. Nicht einmal zum Terminal musste sie alleine. Wer weiss, vielleicht waren alle froh, wenn sie endlich weg war.

Nicht lange dauerte es, und sie saß im Airbus nach Guatemala Ciudad.

Nun ja, sie hat natürlich vieles verpasst in der Schweiz. Das Jungfraujoch, den Rheinfall bei Schaffhausen, die Kappelibrücke in Luzern und den Bärengraben in der Hauptstadt. Und natürlich auch in Zürich, wo sie ja bereits war und schon alles wie auf dem Servierbrett bereit gestanden hat: der St. Peter mit Europas schnellster Zeigerspitze. Oder Zürichs Herzstück – einst Schweinemarkt, heute Paradeplatz mit dem stattlichen Renaissance-Palais der Crédit Suisse und der Stadt erstem Hotel, dem Baur-en-Ville mit der Business-Suite für einen guten Tausender, zuzüglich Kurtaxe zwei Franken fünfzig, Hunde kosten vierzig Franken extra. Oder die Masuala Regenwald-

Halle im Zürcher Zoo mit der für María schon fast heimeligen Luftfeuchtigkeit von über achtzig Prozent.

Man muss ja nicht alles gesehen haben. María reichten Florians vier Wände, der Polizei-Hauptposten im alten Kasernengebäude und Trabers alter Volvo.

Sie ist weder froh noch unglücklich, wieder in Guatemala zu sein. Die Frage, wie ihr mit ihrem kurzen Gastspiel in Europa zumute sei, das ist kein Thema für sie. Enttäuscht ist sie kaum, denn dass Hoffnungen sich erfüllen würden, daran glaubte sie ja eigentlich schon lange nicht mehr wirklich. Vielleicht ist es gerade dies, was sich jetzt noch etwas mehr bestätigt hat, noch etwas klarer gemacht hat, dass für sie weder die Flucht nach Europa noch ein Zurück zu José geben wird, dass sie sich weder retten noch unterdrücken lassen will. Aber das kann sich ja alles noch ändern.

Sie fährt nach Santa Catarina Pinula, streift ungesehen um Josés Haus herum und hofft, Diego zu finden. Würde José sie sehen, sie weiss nicht, ob sie dann nicht doch hier bleiben würde. José und immer wieder José. So schwierig es mit ihm war, so ist er doch der einzige Mann, mit dem sie sich auf eine unerklärliche Weise verbunden fühlt. Vielleicht liebt sie ihn? Vielleicht ist sie auch nur seinetwegen so rasch wieder zurückgekommen? Und doch hofft sie zugleich, ihn jetzt hier nicht anzutreffen, um auch gleich wieder weggehen zu können. Diesmal für immer. Es ist, als würde sie mit ihrem Schicksal eine Münze werfen: José auf der einen Seite, auf der andern sie selbst. Und sie weiss in diesem Augenblick nicht, welche Seite die bessere ist und nicht, auf welche Seite die Münze fallen wird.

Es ist rundum still. Eine Fensterscheibe ist zerbrochen. Schließlich geht sie aufs Haus zu und öffnet behutsam die Tür. Sie ist unverschlossen. María tritt in das Haus, aber nichts rührt sich darin, und trotzdem erschrickt sie zutiefst: die Schranktüren stehen offen, ihr Inhalt liegt auf dem Boden, in der Küche fehlen der Herd, die Gasflasche ist weg, ebenso die meisten Pfannen und Töpfe. In den andern Räumen zeigt sich ein ähnliches Bild. Das Haus ist ausgeraubt worden, verlassen, selbst der grosse Ventilator, der an der von der Decke im Sommer die stehende Luft in Bewegung brachte, ist verschwunden, herausgerissen hängen die Kabel von der Decke. Nicht nur Kleider und Hausrat, auch Schmutz und Abfälle liegen überall herum, leere Flaschen ausgeschüttetes Maismehl und überall zerstreut,

zertretene und vor sich hin faulende Orangen und Kaktusfeigen. Auch auf dem Grundstück hinter dem Haus ist kein Arbeiter. Hier bietet sich ein Anblick fast wie immer, doch niemand ist da, nur ein paar Hunde streunen herum. Auch die Schweine fehlen, der eingezäunte Platz ist leer, das Gatter steht offen. Beim Unterstand liegt eines der alten Tiere mit gespaltenem Kopf auf einer klumpig vertrockneten Masse von Blut. Als María näher tritt, schrecken Hunderte dicker Schmeißfliegen auf und bilden einen blau und silbern glitzernden Nimbus über dem Kadaver.

María verlässt das Haus und fährt in die Capital zurück. Ihr Herz ist leer. Und kein Gedanke ist da, an dem sich festhalten könnte. Stumpf ist ihr Denken, ihre Gefühle sind wie verbrannte Erde. Zielloos streunt sie in den Strassen herum, durch Slums und Müllhalde und verkriecht sich zum Schlafen, wie die Ratten, in dunkle Löcher.

Nach einigen Tagen findet sie ihn. Diego ist mit drei andern Jungen zusammen. Sie hängen rauchend in einer Strasse herum. Einer ist schon dreizehn, die beiden andern auch erst acht oder neun, wie Diego.

"Komm mit", sagt María.

Diego spuckt ihr vor die Füße. Dann presst er die Lippen zusammen und schüttelt den Kopf.

María packt ihn am Arm und zieht in weg. Diego stemmt sich mit den Beinen auf den Boden.

"Komm mit!" schreit ihn María an und zerrt ihn am Arm.

Heftig schüttelt Diego den Kopf und versucht sich ihr entwinden.

Der Grosse stellt sich zwischen die beiden. Er hat tätowierte Arme. Auf seiner Oberlippe zeichnet sich bereits mit schwarzen Stoppeln ein Schnurrbart ab. Er schlägt María ins Gesicht. María schlägt zurück, dass er wankend zurücktritt. Sie lässt Diegos Arm nicht los und zerrt ihn weiter.

Der Grosse zieht ein Messer.

"Lass sie!" schreit Diego ihn an. Der Junge antwortet mit einem verächtlichen Blick. Dann klappt er sein Messer zu.

María zieht Diego weg. Bockend folgt er ihr, wehrt sich anfänglich mit Händen und Füßen, dann nur noch mit den Händen. Sie lässt seinen Arm los. Stumm schlurft er hinter ihr her, mit jedem Schritt den Staub aufwerfend, der dick auf der Strasse liegt.

Zwei Stunden später sitzen sie in einer Camioneta.

"Wir fahren nach San Benito ", sagt María.

Diego antwortet nicht. Er fährt mit, aber er spricht kein Wort.

In San Benito wird sie wieder festen Boden unter den Füßen haben, denkt María. Zu Paca will sie. Nein, nicht wegen Ramon will sie nach San Benito. Oder vielleicht doch wegen Ramon? An ihn hat sie manchmal gedacht, beim Rückflug nach Guatemala. Cisco könne ihn ja fragen, wenn er einen Mann für María suche, hatte er gesagt. Als bräuchte sie Cisco, um einen Mann zu finden. Er hätte ja auch sagen könne: María, möchtest du mich heiraten? Sie hätte nein gesagt. Trotzdem hätte er sie fragen können.

Vielleicht möchte sie ja doch wegen Ramon nach San Benito? Wie soll sie das wissen? Wie soll sie überhaupt noch wissen, was sie will?

In Cobán ist Zwischenhalt. Auf dem Markt lässt sich Diego beim Stehlen von Früchten erwischen. Der Händler schlägt Alarm, packt Diego und schüttelt ihn. María greift in den Streit ein. Der Händler bekommt seine Ware zurück, aber wie es Hunde gibt, die mit Bellen nicht aufhören können, wenn sie erst einmal in Rage geraten sind, bellt er weiter, und auch María, wie vom Teufel geritten, lässt nicht locker. Statt den Markt zu verlassen, ballt sie Wut und Frust aus allen Ecken ihres Lebens zusammen und fährt dem Händler mit aller Heftigkeit an den Karren.

Unter den Menschen, die vom Streit angelockt näher kommen, ist auch der Sozialarbeiter aus dem Kinderheim, der Suizo Paul mit seinem Flarzhaustrauma. Er redet auf María ein, schafft es, dass sie ihm folgt, und sie verlassen den Markt und fahren mit seinem Pickup ins Heim.

Der Aufenthalt in Cobán dauert länger, als María beabsichtigt hatte. Eigentlich kam ihr dies gerade recht, denn so ist die Rückkehr nach San Benito und vor allem das Wiedersehen mit Ramon zumindest noch aufgeschoben.

Es kehren einige ruhigere Monate in Marías und Diegos Leben. Diego kann im Heim die Schule besuchen. Er tut dies ohne Begeisterung und sieht nicht, wozu das gut sein sollte. Er betrachtet die Schule als Arbeit wie jede andere auch, nur als weniger sinnvoll, denn das Lernen bringt weder Geld ein noch konkrete Ergebnisse wie das Pflanzen von Mais oder das Ernten von Kaffee. Andererseits genießt er

anfänglich noch die Bequemlichkeit, die er hier hat, aber die Langeweile wächst. Er tut sich mit einem andern, etwas älteren Jungen aus dem Heim zusammen. Immer häufiger verstossen sie gegen die Hausregeln, rauchen, bleiben öfter dem Unterricht fern, und bald hat sogar das Provozieren seinen Reiz abgeschliffen. Mit Nadel und Tinte haben sie sich gegenseitig Unterarme und Schultern tätowiert. Eines Tages sind beide verschwunden – untergetaucht in der fernen Capital, um nach ungeschriebenen Gesetzen zu leben und zu sterben. Diegos Lebenserwartung ist nicht gross, und seine Chancen, etwas aus seinem Leben zu machen sind verschwindend klein. Aber was heisst das schon: etwas aus dem Leben machen? Aus dem Beruf kann man etwas machen. Aus einem Geschäft. Aus einem Stück Holz. Aber aus dem Leben?

María macht Diegos Verschwinden nicht traurig und nicht wütend. Das Gefühl der Verantwortung für ihn, das sie immer getragen hatte, löst sich leichter auf, als sie gedacht hätte. Sie beginnt, ihr eigenes Leben wichtig zu nehmen. Sie hilft im Heim mit und besucht, zusammen mit den Kindern, den Schulunterricht. Sie ist noch nicht wieder bis San Benito gekommen. Auch nach Ocos ist sie bisher nicht wieder zurückgekehrt. Das alles kann warten, bis sie alle Schulabschlüsse nachgeholt hat. Ja, auch das Bachillerato. Dann will sie sich in der Capital zur Primarlehrerin ausbilden lassen.

Vielleicht wird sie dann nach Ocos zurückkehren.

Oder sie geht nach San Benito.

Ob dann auch Ramon noch dort sein wird?

Nun, vielleicht wird sie auch kein Bachillerato machen und schon früher nach San Benito fahren.

Vielleicht schon sehr bald, schon nächste Woche. Für Ramon braucht sie kein Bachillerato. Ramon weiss wohl nicht einmal, was ein Bachillerato ist!

Auch in der Schweiz kommen und gehen die Tage und Wochen. Florian und Priska wohnen gemeinsam in der Wohnung, die sie für sich beide etwas neu eingerichtet haben. Neu von Grund auf ist das Schlafzimmer, bei dem sich Priska ihren Traum vom Wasserbett erfüllt. Das ist für sie Luxus pur. Und – das höchste der Gefühle! –

riesiger Kleiderschrank mit Spiegelfront. Florian hat ihn selbst montiert. Drei Stunden hat er gebraucht, etwa tausend Schrauben waren es in fünfhundert verschiedenen Grössen – jedenfalls war es ihm so vorgekommen. Stolz war er am Ende, aber geschworen hat er sich trotzdem, nie wieder ein Möbel selber zusammenzubauen.

Priska macht den Haushalt, und sie macht das gar nicht übel. Genau betrachtet macht sie die Arbeit nicht allein, sondern lässt überall dort ihre Mutter wirtschaften, wo sie sieht, dass sie selbst überfordert wäre. Das war anfänglich das Kochen, Wäschewaschen, Hemdenbügeln und noch ein paar andere Dinge. Im Laufe der Wochen wurden es immer weniger, denn da sie ihre Sache gut machen will, gibt sie sich auch viel Mühe. Nur manchmal, da drückt plötzlich die alte Priska wieder durch. Dann zerschlägt sie mutwillig einen Teller verbiegt eine Gabel oder schmeisst einen Sack Teigwaren auf den Boden, setzt sich an den Tisch oder wirft sich auf ihr Wasserbett und heult nur noch drauf los, bis ihre Mutter den Schaden wieder behoben hat.

Aufregung gibt es Anfang Februar, als ein Mann, der die Ölheizung revidiert, von den Leuten aus dem Erdgeschoss zusammengebrochen im Heizraum aufgefunden wird. Da kommt die Sanität und auch die Polizei ins Haus, und Frau Schmid, die ebenfalls wissen möchte, was Geschehen ist, steht im Keller und erkennt auch den Herrn Traber von der Polizei wieder und lädt ihn zu einer Tasse Tee ein.

"Ein Grüntee? Ich weiss, wie Sie ihn mögen", sagt Frau Schmid.

"Ein anderes Mal", sagt Herr Traber, er habe leider keine Zeit heute. Tatsächlich aber hätte er genügend Zeit für einen Tee, denn sehr viel Zeit würde das nicht beanspruchen, aber er fürchtet, dass er womöglich Florian Rühmlein begegnen könnte, und das möchte er unbedingt vermeiden. Das weckt zu sehr wieder die Erinnerungen an diese ganze Guatemala-Geschichte.

"Und wie geht's der Echse?" fragt er, ist aber nicht eigentlich interessiert daran, fragt mehr, weil es ihm eben in den Sinn kommt, denn auch die Echse hat nicht die besten Erinnerungen in ihm hinterlassen.

"Die lebt nicht mehr", sagt Frau Schmid, "schon seit vergangenem Jahr nicht mehr."

Dann habe das Viech ja seine Strafe bekommen, denkt Traber und sagt: "Das tut mir aber leid, Ihre Tochter war so vernarrt in das Tier." Es fällt ihm auf, dass Frau Schmid jetzt offenbar einen Stützahn trägt, dort, wo er noch eine Lücke in Erinnerung hat. Das ist tatsächlich so. Florian hat sie zum Zahnarzt geschickt und die Rechnung bezahlt. Beim Lachen hält sie aus lauter Gewohnheit dennoch weiterhin die Hand vor den Mund.

Dass Koban tot sei, davon war Frau Schmid überzeugt. Aber es war wie ein Wunder, als Florian im März in den Heizraum ging, um nachzuschauen, wie viel Heizöl nach diesem kalten Winter noch im Tank verblieben war, und er ein Rascheln in der Ecke hörte: Koban hockte hinter der Heizung und glotzte ihn mit Kulleraugen an. Er ist gross geworden. Offenbar hat er sich in den Kellerräumen gut ernähren können. Florian hat Priska gerufen, und sie hat die Echse hervorgeholt. Einfach so, mit blossen Händen. Sie wollte nicht auf Florians Warnungen hören, aber Koban scheint sich gefreut zu haben, wieder bei Priska zu sein. Er sitzt, wie sie die Treppen hochsteigen, in Priskas Armen, glotzt Florian triumphierend an und streckt ihm seine lange Zunge heraus. Florian kauft ihm ein neues und grösseres Terrarium mit Wärmelampe und Swimmingpool. Mit der Zeit muss ich Florian auch daran gewöhnen, dass die Echse öfter frei in der Wohnung herumlümmelt.

Im April ist Hochzeit.

"Wenn wir einmal Kinder haben, muss die Echse weg", sagt Florian.

"Kinder will Ich will keine", sagt Priska. "Und die Echse, im Fall, heisst Koban. Damit du es weißt!"

Für Florian ist das auch gut so. Kinder bringen viel Unruhe, machen einen Heidenlärm, stören beim Zeitungslesen, wollen ihr eigenes TV-Programm schauen, trampeln mit schmutzigen Schuhen in die Stube, reden überall drein, fragen einen Löcher in den Bauch, mit Kindern ist man gebunden, gefesselt, geknebelt, paralysiert – der Fall ist klar. Mit Koban ist das viel einfacher. Wenn Priska und Florian in die Ferien fahren wollen, an die Adria, oder nach Mallorca oder ins Tirol, dann schaut Frau Schmid zu Koban. Das ist schon heute so abgesprochen. Eine bessere künftige Schwiegermutter hätte sich Florian nicht wünschen können. Es ist ihr so sehr daran gelegen, dass alles gut geht mit den beiden, dass sie selbst zu jedem Opfer bereit ist.

Da Priska nichts anderes kennt, ist das für sie völlig normal. Florian aber weiss manchmal gar nicht mehr so genau, ob er jetzt mit der Tochter oder mit der Mutter verlobt ist. Es ist schon vorgekommen, dass sie zu dritt, er in der Mitte auf dem neuen Sofa, ferngesehen haben und alle drei eingeschlafen sind. Als Florian plötzlich mitten in der Nacht erwachte, lag sein Kopf im Schoss seiner künftigen Schwiegermutter, während Priska neben ihm zurückgelehnt war, den Kopf schnarchend auf der Rückenlehne.

Auf Hochzeitsreise will Priska nach Guatemala.

"Kommt nicht in Frage", sagt Florian, "nach Guatemala bringen mich keine zehn Pferde mehr hin."

"Aber dein Schaukelpferdchen, das bringt dich hin", sagt Priska. "Darfst dafür immer auf ihm reiten." Da packt er sie, und beide kullern auf dem Boden herum. Er steht nochmals auf, zieht die Vorhänge und ist schon wieder unten. So geht das hier zu und her.

Und alles schon Wochen vor der Hochzeit – wie wird das noch herauskommen!